




Ramuldu

Erzählung

Aus der Maffabäergeschichte

W. Schmidt



Digitized by the Internet Archive
in 2025

To - DAD

From ROTH & CHAS

Simple Brief ynfert
Lokob und flinfabatter

Amf

New Leipzig

N Dak

Ramuldu

Erzählung aus der Makkabäerzeit

Von

W. Schmidt,

Verfasser von Sieghardus, Methelburga, u. s. w.

Motto: „Und die Heiden werden in deinem
Lichte wandeln.“ Jes. 60, 3.



Konstanz:
Verlag von Carl Hirsch.

COPYRIGHT, 1904,
BY W. SCHMIDT.

Vorwort.



In meinen früheren Erzählungen wurde die Religion der alten Germanen, die reinste, glücklichste und tieffte aller Göttersagen, mit der einzig wahren Religion verglichen. In dem vorliegenden Werk wird der Leser eingeführt in die Finsternis des Brahmanismus, wogegen selbst die Offenbarung des Alten Testaments, schwach und schattenhaft wie sie war, als herrliches Licht erscheint. Das deutsche Heidentum ist vor dem Lichte des seligen Evangeliums Jesu Christi geflohen; das indische Heidentum ist wesentlich geblieben, wie es war vor 2000 Jahren, und hält heute mehr Millionen in seiner tödlichen Umarmung als je zuvor. Möge durch Gottes Gnade die Zeit bald kommen, da auch diese armen Heiden in seinem Lichte wandeln.

Der Verfasser.

Inhalt.



	Seite.
Kapitel I.	
Am Ufer des heiligen Stromes	7
Kapitel II.	
In dem Irrgarten heidnischer Weltweisheit	20
Kapitel III.	
Der Priester	27
Kapitel IV.	
Geraubt und gerettet	35
Kapitel V.	
Ein heidnisches Heim	47
Kapitel VI.	
Unter fahrendem Volk	58
Kapitel VII.	
Unter den Elefanten	68
Kapitel VIII.	
Eine Elefantenjagd	84
Kapitel IX.	
Die Offenbarung	97
Kapitel X.	
Der Abschied von der Mutter	114
Kapitel XI.	
Großvaters Rat	123
Kapitel XII.	
Die Reise	129

	Seite.
Kapitel XIII.	
Am Ufer des Tigriß	150
Kapitel XIV.	
Am Ufer des Euphrat	179
Kapitel XV.	
Am Ufer des Drontos	194
Kapitel XVI.	
Im Gebirge Juda	222
Kapitel XVII.	
Heimwärts	260
Kapitel XVIII.	
Ein heidnisches Sterbebett	271
Kapitel XIX.	
Auf dem Scheiterhaufen	278
Kapitel XX.	
Daheim	295

Ramuldu.



I.

Am Ufer des heiligen Stromes.

Benares, die heilige Stadt der Hindus, schwamm in einem Meer von Ruhm und Freude. König Puschyamitra hatte die Macht der Buddhisten in vielen blutigen Schlachten gebrochen, und die uralte Feste des Brahmanismus, von woraus 300 Jahre zuvor der vergötterte Buddha ausgegangen war, diente aufs neue den Göttern der Hindus. Dem Namen nach war Puschyamitra noch ein Unterthan Brihadrathas, des letzten schwachen Abkömmlings der einst mächtigen Maurha-Könige, welche das nordwestliche Indien den Nachfolgern Alexanders des Großen entrißen und den Buddhismus über die Halbinsel verbreitet hatten. In Wahrheit jedoch war der gewaltige Rajah von Benares um diese Zeit, 184 vor Christo, ein unabhängiger Fürst, welcher nach wenigen Jahren sein eigenes, das Cunga-Geschlecht, an die Stelle des Maurha-Königshauses setzen konnte. Puschyamitra bedeutet „Freund der Blumen“. Freund der Brahmanen wäre ein passenderer Name gewesen; denn neben dem gewaltigen Einfluß der Kaste, welche der Buddhismus verwirft, haben die Cunga-Könige das meiste gethan, um diese neue Reformreligion aus Hindustan zu vertreiben.

An diesem Märztage hatten König und Priester ihr möglichstes getan, um ihren Sieg durch ein glänzendes

Fest zu Ehren Krischnas, des Zuggernauts, des Herrn der Welt, zu feiern. Von nah und fern waren die Gläubigen eingeladen, und solche Ströme von Pilgern hatten sich selten durch die Tore der heiligen Stadt ergossen. Sie wurden königlich bewirtet von dem siegreichen Monarchen, während die Priester unablässig die religiöse Blut zur wildesten Schwärmerei zu entfachen suchten. Auf allen Seiten sah man Fakire, Almosen bettelnd, oder vielmehr fordernd, unbekleidet, ungewaschen, mit ihren stolzen, selbstgerechten Augen die Demut verleugnend, welche ihre halb verhungerten und oftmals schrecklich verstümmelten Körper predigen sollten. Hier stand einer dieser Fanatiker auf einem Bein und rühmte sich, daß das andere seit zehn Jahren den Boden nicht berührt habe. Dort hielt ein anderer, der auch sein eigener Heiland sein wollte, seinen rechten Arm in die Höhe, und das verschrumpfte, blutlose Glied bewies seine stolze Behauptung, daß der Arm seit 20 Jahren nicht heruntergelassen sei. Ein dritter hatte seine Hände so lange fest geballt, bis die Nägel durch das Fleisch gewachsen waren; während ein vierter in einem Feuerkreis saß, der ihm bereits die Haare versengt und große Blasen auf seiner Haut gezogen hatte. Nahe der großen Pagode gab es sogar noch graufigere Bilder heidnischer Selbsterlösung. Ein nackter Körper ruhte auf einem Brett voll langer Nägel, welche tief in sein Fleisch eingedrungen waren, während seine Finger ruhig mit den Perlen des Rosenkranzes spielten. Eine Anzahl menschlicher Körper schwebten frei in der Luft an hohen Pfählen. Der heilige Fluß auf der einen Seite und der heilige Tempel auf der anderen erfüllten ihre armen, unnachgetreten Seelen mit der Kraft, ihre entsetzlichen Qualen zu ertragen. Entsetzlich, schauerlich, waren sie in der That, denn das ganze Gewicht ihres Körpers hing an großen

rostigen Säen, welche tief in das zitternde Fleisch ihres Rückens getrieben waren.

Doch die Schauspiele waren nicht alle schrecklicher Art. Die Bazare der Hauptstraßen waren auf das herrlichste geschmückt. Kostbare morgenländische Teppiche und Rajchmir-Shawle hingen in jedem Fenster. Mächtige Guirlanden von Lotuslilien kreuzten die Straßen und bedeckten die Häuser; und selbst die vergoldeten Boote auf dem Strom waren bedeckt mit Blumenkränzen, daß die ganze Stadt so lieblich duftete wie die königlichen Gärten.

Jetzt wurden die Tore dieser Gärten geöffnet und gegen zwanzig Elefanten kamen in langsamem Zuge heraus. Ein jedes der Tiere trug einen kleinen, tempelartigen Turm mit etwa zwanzig Menschen besetzt. Der erste und größte Elefant trug den Rajah selbst, das echte Bild eines schlanken, aber sehnigen Hindus. Seine verhältnismäßig helle Gesichtsfarbe bewies das reine arische Blut in seinen Adern. Das Sanskrit-Wort für Raste bedeutet Farbe. Durch ihre hellere Farbe unterschieden sich die arischen Eroberer des Landes von den dunkleren Drawiden, den mongolischen Ureinwohnern Indiens. Im Laufe der Jahrtausende hat sich die Bevölkerung natürlich ziemlich vermischt; dennoch sind die höheren Rasten auch heute noch bedeutend heller als die übrigen Einwohner.

Zur Rechten des Rajah stand ein Krieger von gewaltigem Körperbau und grimmem Gesichtsausdruck. Seine dunklen Züge bekundeten, daß sein Blut nicht so rein arisch war wie das seines Herrn. Er war der Führer der königlichen Elefanten, und als solcher der erste General des Reiches, denn die Elefanterie bildete die Hauptwaffe in den Kämpfen jener Tage. Zwei schöne Jünglinge standen hinter dem Rajah, um ihm mit Federbü-

scheln aus Fasanenflügeln Kühleung zuzufächeln und die Insekten zu verschrecken. Der letzte und kleinste der Elefanten trug nur seinen Führer hinter den mächtigen Ohren. Sein Türmchen aber war gefüllt mit des Rajahs Opfergabe. Ballen von Seide und Atlas und Beutel voll Silber und Gold zeigten sich den Blicken der staunenden Menge. Sogar den Hofdamen war für einmal erlaubt worden, die Kissen der Zenana mit den Kissen der Palankins zu vertauschen, und die rosa Vorhänge ihrer kostbaren Sänften bildeten einen allerliebsten Gegensatz zu den goldgestickten Decken der Elefanten. Das Vergnügen, gesehen zu werden, mußten sich die armen Prinzessinnen allerdings verjagen; aber die schleierdünnen Vorhänge der Sänften erlaubten ihnen wenigstens alles, was vorging, zu sehen, und wir dürfen versichert sein, daß ihre langen, dunklen Augenwimpern dicht gegen diese Vorhänge gedrückt waren. — Beim Anblick des geliebten Königs und seines Gefolges drängte sich die wogende Menge vorwärts mit einem solch gelenden Freudengeschrei, wie eben nur Morgenländer es hervorbringen können. Puschnamitra lächelte gnädig, während seine Läufer die Menge kräftig zurücktrieben, um dem königlichen Zug Raum zu schaffen. In der Nähe der großen Pagode wurde das Gedränge jedoch so dicht, daß es unmöglich schien, weiter zu kommen. Der Tempel war umgeben von großen, herrlichen Gärten, welche im Süden bis an den Fluß reichten. Auf den übrigen drei Seiten waren weite offene Plätze, die Raum für Behntausende boten.

Nekt hörte man den Ton einer gewaltigen Trommel sogar über all dem Getöse der zahllosen Menge und augenblicklich ward eine große Stille. Aller Augen wandten sich nach dem nördlichen Tempeltor, welches eben langsam den ehrfurchtsvollen Blicken des Volkes ge-

öffnet wurde. Die zunächst Stehenden erblickten die ungewissen Umrisse einer riesigen Menschengestalt, welche auf einem großen plumpen Wagen ruhte. Es war einer der vielen Götter des armen betörten Volkes, so schrecklich und ungeheuerlich von Ansehen, wie der ganze heidnische Gedanke von Göttern, die mit Händen gemacht sind, schrecklich und ungeheuerlich erscheint im Lichte des göttlichen Wortes.

Doch zu allen Zeiten haben heidnische Priester versucht, ihren toten Götzen einen Schein des Lebens zu geben, um die abergläubische Furcht der blöden Menge zu vermehren, und die Brahmanen waren die erfolgreichsten Betrüger dieser Art. Sie wählten das Auge, den Spiegel der Seele, um ihre toten Götzenbilder zu beleben. Das Feuer, welches an diesem Morgen in den Augen des Götzen brannte und aus der dunklen Tiefe des Tempels heraus Furcht und Zittern in den Herzen der gläubigen Anbeter entzündete, war kein eingebildetes Feuer. Diese Augen waren echte Diamanten von unschätzbarem Wert. Nach einer indischen Sage hat einmal ein Goldschmied, weniger abergläubisch als die übrigen seines Volkes, den wahren Charakter dieser Götteraugen erkannt und dieselben geraubt. Seit der Zeit darf kein Goldschmied die Pagoden betreten. An diesem Morgen befand sich kein solch frevelnder Zweifler in der Menge der Gläubigen, und so bald das äußere Gartentor geöffnet wurde, stürmten Tausende hinein, um die Seile zu erfassen, mit denen der Gott durch die Stadt gezogen wurde. Solch eine Gelegenheit zu einem verdienstlichen Werk war selten und durfte nicht verfehlt werden. Doch standen alle still, bis eine Seitenthür des Tempels sich öffnete und der heilige weiße Elefant herauskam, der den Oberpriester nebst seinen Begleitern trug.

Das Tier war durchaus nicht wirklich weiß, denn solche Elefanten leben nur in der Einbildung vieler Menschen. Es hatte eine schmutzig graue Farbe, war nur um einige Schattierungen heller, als die anderen Tiere seiner Art. Aber schon dieser kleine Farbenunterschied genügt, da er sehr selten vorkommt, um solchen Tieren einen Heiligenschein ums dicke Haupt zu weben.

Als der heilige Elefant erschien, fiel die ganze ungeheure Menge zur Erde und selbst die Elefanten des Rajah sanken in die Knie, um den Oberpriester Krishnas zu begrüßen. Die stolzen Augen dieses Mannes leuchteten förmlich vor Gemüthung über die tiefe Ehrfurcht, welche dieser gewaltige Monarch ihm erwies. Sie verloren auch nichts von ihrem Glanz, als sie das kleine Thürmchen des letzten Elefanten mit den funkelnden Opfergaben erblickten. Der Oberbrahmane war ein Mann in mittlerem Alter, noch ziemlich jung für seine hohe Stellung. Vom hellsten arischen Typus, gab sein mächtiges Haupt Zeugnis von einem mächtigen Geist. Leicht neigte er das stolze Haupt, um die tiefe Verbeugung des Königs zu erwidern, dann winkte er befehlend mit der Hand. Ein vieltausendstimmiges Jubelgeschrei erfüllte die Luft, die Männer, welche die Seile hielten, zogen an mit aller Macht, ein Krachen und Rollen erscholl aus dem Tempel und im nächsten Augenblick schwankte der Riesenwagen mit seinem vergötterten Ungeheuer in das strahlende Sonnenlicht.

Die große Pagode war dem Krishna geweiht, welcher seit dem dritten Jahrhundert vor Christo als eine Erscheinung Vishnus verehrt wurde. Der Buddhismus verwarf jede Art des Opfers, hatte aber eine Art menschlichen Erlösers in der Person des Buddha. Der Brahmanismus wollte seine alten Götter nicht fahren lassen, glaubte aber an die Wirksamkeit menschlichen Verdienstes

in Gebeten, Andachten und Opfern. Um nun auch menschliche Mittler zu haben, Verkörperungen der Götter, ersann derselbe eine Reihe von Avatars oder Menschwerdungen, unter denen die des Krischna die berühmteste war. Aber die arme, blinde menschliche Vernunft kann ebenso wenig einen wahren Erlöser erfinden, wie der arme von der Sünde gebundene menschliche Wille sich selbst erlösen kann. Obgleich Krischna, der Zuggernaut, der Herr der Welt genannt wird, dessen heiligster Altar zu Puri im nordwestlichen Bengalen steht, wohin noch jetzt alljährlich mehr denn 100,000 Pilger ziehen, so gibt es doch nicht eine einzige wirkliche Sünde, von welcher dieser Göte wirklich die Menschen befreite. Alles, was selbst seine gläubigsten Anhänger von ihm erwarten, ist, daß er die seelenverzehrenden Flammen der Selbsterlösung, der Selbstgerechtigkeit zu heißerer Glut entfachen möge.

Der Wagen des Zuggernaut war eine gegen vierzig Fuß hohe und dreißig Fuß lange und breite Plattform, auf sechzehn je sieben Fuß hohen Rädern erbaut. Der große Gott, der mitten auf diesem hohen Gebäude tronte, war ein greuliches Menschenbild, etwa sechs Fuß hoch, aus einem Holzbloß roh herausgehauen, mit einem grimmigen Gesichte.

Diese abschreckend häßliche Gestalt paßt allerdings gar nicht zu den Gedanken, die man sich gewöhnlich von diesem Gotte macht, denn Krischna ist der indische Apoll, der schöne, heldenhafte Gott der indischen Frauen. Aber der Brahmanismus ist voll solcher Widersprüche. — Der Gott, welcher dunkelblau angestrichen war, machte seine jährliche Lustfahrt nach seinem Landhause ungefähr 1½ Meilen vor der Stadt. Priester umstanden ihn auf allen Seiten, sangen zotenhafte Lieder oder erzählten lüsterne Geschichten von den zahllosen Liebeshändeln ihrer Göt-

ter. Auch schämten sie sich keineswegs, die schmutzigen Worte mit eben solchen Geberden zu begleiten.

Die theilweise Oeffnung der Tempelgärten hatten das furchtbare Gedränge in den Straßen etwas gehoben, und die hehre Gegenwart des Juggernaut half den Läufern des Rajah, einen Weg zu bahnen. Sobald der große Wagen mit seiner vergötterten Last aus dem Wege war, ging der weiße Tempelclefant auf die rechte Seite des königlichen Elefanten, denn an diesem Tage gab der große König Buschhamitra seinem Freunde, dem Oberpriester, den Ehrenplatz.

Der Wagen war sehr schwer. Aber die Männer, Weiber und Kinder, die da an den Seilen hingen, setzten auch den letzten Nerv an ihre Arbeit, bis der Schweiß in Strömen von ihren halbnackten Leibern herabrann. Wer einmal so glücklich gewesen war, ein Seil zu erfassen, der ließ nicht mehr los, bis er völlig erschöpft war, und dann standen Dutzende bereit, seine Stelle einzunehmen. Der erste, der zurück trat, oder vielmehr taumelte, war ein alter Mann, dessen Gesicht hager und schmerzverzogen war. Ein Blick auf seine Füße erklärte seine Ohnmacht. Seine Sandalen waren voll scharfer Nägel, welche tief in die Füße eingedrungen waren und dieselben schrecklich zerrissen hatten. Die eiternden Wunden zeigten, daß die Nägel nicht erst heute ins Fleisch getrieben waren; sie erzählten von vielen Tagen namenloser Qual. Wirklich war dieser arme Mann, von seinen Sünden beladen und behebend vor den Tausenden von Wiedergeburtten, welche der Hinduismus noch neben seinen anderen HölLEN erfunden hat, mehr als hundert Meilen weit auf diesen Nägelsandalen gepilgert. Diese Buße hatte sein Priester ihm auferlegt, als das sicherste Mittel, den Frieden seiner Seele zu finden. Aber selbst sein Einzug in die heilige Stadt und sein Waden im heiligen Strom hatten die

schreckliche Sündenlast nicht von seiner Seele genommen. Nun hatte er seit Tagesgrauen die Tore der großen Pagode angestarrt; kein Trank und keine Speise war über seine vertrockneten Lippen gekommen, seit er, vierundzwanzig Stunden zuvor, durch die Tore der heiligen Stadt eingegangen war. Er wollte das höchste verdienstliche Werk verrichten, wollte helfen, den Zuggernaut zu ziehen an seinem hohen Feste. Und seine grenzenlose Entschlossenheit siegte: trotz seiner blutenden, eiternden Füße, seiner allgemeinen Schwäche, und des schrecklichen Ansturms der Menge gelang es ihm, eins der Seile zu fassen. Mit verklärten Augen schaute er auf den Götzen und laut ertönte sein Dank für die erwiesene Gnade. Ebenso laut und inbrünstig war dann sein Gebet um endliche Erlösung von seiner unerträglichen Last. Während sein zitternder Körper jede Faser anstrebte, um den Gott vorwärts zu ziehen, hebte seine Seele vor unaussprechlicher Sehnsucht nach einer befreienden Antwort des großen Erlösers Krischna auf sein Geschrei um Errettung. Aber da war keine Stimme noch Antwort, hier so wenig, wie einst dort bei den Priestern Baals auf Carmels Höhen. Alles, was er vernahm, war ein dumpfer Schmerz, der die Schläfen zu sprengen schien, dann taumelte er rückwärts und verschwand in der Menge.

Die Sonne stand hoch am Mittag, als der Gott von seinem Ausfluge nach seinem Landhause zurückkehrte. Der Enthusiasmus des Volkes hatte sich keineswegs gelegt; eher war er noch gestiegen mit der Sonnenhitze bis er an Wahnsinn grenzte. Die Priester hatten ihre Zotenlieder beendet und rasten nun wie besessen auf ihrer hohen Plattform umher. Mit wildem Geschrei forderten sie die Gläubigen auf, sich dem Zuggernaut zu opfern, und versprachen denen, die es täten, völlige Erlösung. Sie riefen nicht umsonst. Als der arme, ohnmächtig gewor-

dene Pilger wieder zu sich kam, zog tiefste Verzweiflung in seine unnachtete Seele. Er empfand, daß all seine Büßungen seine Seele niemals erlösen könnten. Dann sah er den zurückkehrenden Zug; er vernahm die Rufe der Priester; sie zündeten in seinem fast wahnsinnigen Gehirn und mit einem gräßlichen Matz und Wein erschütternden Schrei warf er sich vor die Räder des Wagens. Gellendes Lob- und Triumphgeschrei erhob sich auf allen Seiten, und als erst die blutigen Räder das Opfer verkündeten, gab bald ein anderer und wieder ein anderer sein Leben dahin, um seine Seele zu erlösen.

Wie ein Verzweiflungsschrei aus tiefster Erdennot sind diese Menschenopfer nun seit Jahrtausenden über die Erde gezogen durch alle Heidenvölker, ein schauerlicher, aber unwiderleglicher Beweis für den allgemeinen Fluch der Sünde und das Unvermögen des Menschen, sich selbst aus der Sündennot zu erretten.

Doch die Schrecken des Juggernautfestes hatten ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Als das große Götzenbild sich dem Gangesufer an der Rückseite des Tempels näherte, befahl man den Seilziehern, innezuhalten, und die Priester forderten nun die Mütter in der Menge auf, ihre Opfer zu bringen. Und wirklich! Duzende von Frauen, meistens aus den niedrigsten Kasten, lösten sich aus der Menge des Volkes mit kleinen Kindlein in den Armen und näherten sich dem Strom. Welche Feder vermöchte die Gefühle zu beschreiben, welche die Herzen dieser Armen zerrissen, als sie ihre Lieblinge in die schmutzigen Fluten des Ganges warfen, fast geradeswegs in die offenen Rachen der Krokodile! Einige taumelten vorwärts und hobten offenbar vor dem Entseßlichen zurück; andere gingen daher mit schnellem, kühnem Schritt, wie berauscht von den blutigen Rädern des Götzenwagens und der blutigen Arbeit, die ihnen bevorstand. Das

herzergreifende Wimmern und Schreien der unglücklichen Opfer wurde übertönt von dem Gedröhne der großen Trommel und dem Jauchzen des Volkes. Bald verführten schreckliche rote Streifen im Wasser die Arbeit der heiligen Krokodile.

Der Oberpriester beobachtete das furchtbare Schauspiel mit offenkundiger Genugthuung; dennoch schien er etwas unruhig zu werden. Wieder und wieder wandte er sein stechendes Auge zu der Menge des Volkes, als ob er dort jemand suche. Als all die Kinder geopfert waren, schaute Vicramitra, denn so hieß der Oberpriester, verstohlen auf den Offizier zur Seite des Königs. Der grimme Kriegermann schien noch aufgeregter zu sein als der Priester. Sein finsternes Gesicht erschien noch dunkler als vorhin, als ob irgend eine gewaltige Leidenschaft sein Herz verzehre, während seine Augen die dichte Menge zu durchbohren schienen. Doch plötzlich beugte er sich weit nach vorn, als ob er angestrengt lausche; dann erhob er sich wieder zu seiner vorigen Stellung mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. Ueber all dem tausendstimmigen Lärm hatte er eine gewaltige Stimme vernommen, welche rief: „Platz da für die Frau des edlen Dabhitti, des großen Generals unseres Rajah!“ Auch der Oberpriester vernahm die Stimme, und ein heimlicher Triumphstrahl blitzte auf in seinem Auge, als er einen Neger wahrte, welcher um Kopf- und Schulterhöhe die kleinen Abkömmlinge der Arier überragte. Er war ein echter Sohn Sams, ein gar seltener Anblick in Indien zu jener Zeit, welcher mit seiner Stimme und seinen Fäusten einer Frauensänfte Platz zu machen suchte. Die Fäuste waren die eines Riesen; in diesem Meer von Menschen war jedoch die Stimme mit dem Namen des berühmten Generals noch mächtiger. Die Menge vernahm bald worum es sich handelte und Sun-

derte fielen bald mit ein in den Ruf: „Platz da für die Frau des edlen Dabhiti!“ So kam die Sänfte schnell bis zum Ufer. Der Neger zog die Vorhänge auseinander und eine hohe, schlanke Frauengestalt trat heraus, ein Kind an ihre Brust drückend. Sie war reich gekleidet und dicht verschleiert und sogar ihr Kindlein war mit einem seidenen Tuch bedeckt. Jedermann, vom Rajah herab, starrte sie an, denn es war in der That eine Seltenheit, daß eine Frau aus so hoher Kaste und noch dazu aus einer so reichen und angesehenen Familie ihr eigenes Kind opferte. Doch nicht einmal ihres eigenen Mannes Augen waren so fest auf sie gerichtet, wie die des Priesters. Als er die schlanke, anmutige Gestalt mit schnellen Schritten dem Flusse zueilen sah, kam ein wildes Funkeln wie von gesättigter Rache in seine dunklen Augen. Aber dieses wich bald einem argwöhnischen Blick, als die Frau die Treppe geradezu hinabstürzte, ihre Last weit hinaus ins Wasser schleuderte und ohne einen Augenblick anzuhalten, zu ihrer Sänfte zurückfloh. Die Falten des Tuches hielten das kleine Opfer eine Zeitlang über Wasser, während die meisten Kinder sofort gesunken waren. Aber kein Schrei wurde gehört, keine Bewegung gesehen. Auf einen schnellen, ungeduldrigen Befehl des Priesters leitete der Führer des Elefanten sein Tier bis an den äußersten Rand der Terrasse, während Vicvamitra selbst sich weit aus seinem Turm herausbeugte, um den kleinen Schwimmer zu beobachten. Jetzt öffneten sich die Falten des Tuches ein wenig und einen Augenblick kam ein kleines, tödlich bleiches Angesicht zum Vorschein. Der Priester bebte förmlich vor Aufregung; schon öffnete er seine Lippen, um den unten Stehenden einen Befehl zuzurufen. Da öffnete sich plötzlich der entsetzliche Rachen eines Krokodils und bald war alles vorbei.

Der Vater hatte das Ende des Kindes nicht gesehen.

Sein dunkles Gesicht glühte in wilder Schwärmerei, als er sein Weib das Kindlein in den Strom werfen sah. Augen und Hände zu dem Götzen Juggernaut erhebend, rief er aus: „Endlich habe ich mein Gelübde erfüllt, du großer und schrecklicher Gott! Laß meine Seele den vollen Lohn dieses Opfers empfangen in meiner Todesstunde.“

Die blutigen Opfer waren zu Ende, aber nicht der Götzendienst. Eine Seitenthür des Tempels öffnete sich unter den Tönen süßer, berauschernder Musik, und einhundert oder mehr der schönen, anmutigen Nautchen, der Tänzerinnen der großen Pagode, hüpfen über den grünen Rasen nach einem hohen, weiten Tanzplatz, der mitten im Garten unter einer Purpurdecke errichtet war. Man nannte sie die Devadasis, Anbeter der Göttin, und sie machten ihrem Namen Ehre. Jeder Götzendienst ist dem wahren Gott ein Greuel; ihr Götzendienst war selbst anständigen Weltkindern ein Greuel. Dort im vollen Anblick dieser Myriaden von Anbetern brachten diese leichtgeschürzten Priesterinnen dem Juggernaut ihr Opfer, das Opfer ihrer Sittsamkeit und Keuschheit. Zuerst summten sie ein ernstes religiöses Lied und ihre Bewegungen waren dementsprechend langsam und feierlich, während das Läuten der kleinen goldenen Schellen an ihren Knöchelringen damit in süßester Harmonie stand. Nach und nach aber entbrannte unheiliges Feuer in ihren Augen und in den Augen der Menge, und bald rasten sie umher wie die üppigsten Bacchantinnen des römisch-griechischen Heidentums. Die üppigen Tänzerinnen, umgeben von den Bißern an ihren blutigen Pfählen, den blutigen Wellen des Ganges und den blutigen Rädern des Juggernaut — Grausamkeit und Lüsterheit, fürwahr ein trauriges, aber wahres Bild des Brahmanismus jener Zeit, wie überhaupt des Heidentums aller Zeit.

II.

In dem Irrgarten heidnischer Weltweisheit.

Unsere Erzählung führt uns um einige Jahre zurück, und zwar in einen der prächtigsten Bazare an der Hauptstraße von Benares. Ueber dem Eingang hing ein riesiger Dolch mit einer blutroten Spitze. „Der blutige Dolch“ war weit und breit bekannt als der beste Waffenladen der Stadt. Wir treten ein und ein Blick überzeugt uns, daß der Eigentümer ein sehr wohlhabender Mann sein muß, denn eine solche Sammlung von Waffen und Kriegsrüstung aller Art war selten anzutreffen. Hier hingen die Bogen von Büffelhorn, die mächtigen Streitkeulen und schweren Schlachtbeile Indiens ganz friedlich neben den Damascenerklingen, in denen prächtige Bilder aus Gold, Silber und Edelsteinen eingegraben waren. Dort hing der lange macedonische Speer, der die Welt bis zum Herzen Hindustans erobert hatte, auf der dunklen Sammet-Tapete der Wand, umgeben von Hunderten der merkwürdig gebildeten Dolche und Rundmesser des fernen Ostens. Kostbare Pferdedecken und Sättel vom feinsten Leder mit Edelsteinen besäet, füllten eine andere Ecke des geräumigen Bazars, während kleine Schieber von Rosenholz die berühmtesten Salben und Heilöle Indiens enthielten. Ein älterer Hindu, nach seiner Kleidung ein Diener, versah den Laden. Ein schwerer Vorhang bedeckte den Eingang zum nächsten Zimmer. Dieses war nur ein kleiner Raum, der nichts von dem kriegerischen Anblick des Bazars aufwies. Der persische Teppich auf dem Boden und der weiche Divan an den Seiten gaben dem Zimmer vielmehr einen gemütlichen häusli-

chen Anstrich. An dem einzigen Fenster saß der Herr des Hauses auf dem Divan mit einer Pergamentrolle auf seinen Knien, den Kopf in die Hand gestützt. Es war ein schöner Kopf vom reinen arischen Typus und die hohe Stirn deutete auf einen hohen Geist. Obgleich der Mann kaum vierzig Jahre zählen mochte, war er doch an den Schläfen schon stark ergraut und oben auf dem Kopfe fehlten die Haare ganz, während tiefe Linien auf der Stirn und um die Augen von tiefem Studium und wohl auch tiefen Sorgen Zeugnis gaben.

Der vor der Zeit gealterte Mann saß lange regungslos da, versunken in schwere Gedanken, während die Falten zwischen den Augen immer tiefer und die ganzen Züge seines sonst so milden Antlitzes immer finsterner wurden. Zuletzt hob ein tiefer Seufzer seine Brust. Die Sanskrit-Rolle fiel unbeachtet zu Boden und er brach aus in dieses traurige Selbstgespräch: „Je tiefer ich mich in die berühmte Weisheit der Brahmanen versenke, um so tiefer wird die Dunkelheit in meiner Seele. Ich habe meinen Nachbar, den armen alten Brahmanen, bestochen, mir ihre heiligen Vedas abzuschreiben,* weil ich hoffte, in ihnen den Urquell der Wahrheit zu finden. Und was finde ich? Kriegslieder unserer arischen Vorfahren ähnlich den Gefängen des Griechen Homer, die ich in Babylon kennen lernte. Durch weitere Bestechungen habe ich meinen alten Freund bewogen, mir auch die besten philosophischen Schriften der Brahmanen zu verschaffen, und was finde ich da? Nichts Gewisses, nichts Sicheres, nichts, um meinen forschenden Verstand zu befriedigen oder mein unruhiges Gewissen zu stillen.

* Die Brahmanen pflegten ihre heiligen Schriften nicht aufzuschreiben, sondern in jahrelanger mühsamer Arbeit auswendig zu lernen, indem der Lehrer Satz für Satz vorsagte und die Klasse im Chor die Worte laut wiederholte, bis alle sie auswendig mußten.

Nichts als die Nebelgebilde des Pantheismus, des Glaubens an den Allgott, der überall sein soll und doch nirgends zu finden ist, bis er in dem gähnenden Schlund des Atheismus, dieses erklärten Bankrotts der Seele, verschwindet. Mein Verstand verwirft den Gedanken, daß die große Welt ins Dasein kam ohne einen göttlichen Schöpfer, als die höchste Torheit. Mein Gewissen sagt mir, daß ich einem höheren Wesen unterworfen bin; mein ganzes Herz seufzt nach einem Gott, dem ich mich anvertrauen, zu dem ich beten könnte. Was ist diese kurze Lebenszeit zwischen den beiden Meeren der Ewigkeit? Meine Seele schaudert, wenn sie hier vernimmt, daß sie nur ein Lichtfunke ist, der mit dem Tode auf ewig erlischt.

„Und welche Früchte können Jahrhunderte der Brahmanenreligion zeigen? Die Sittlichkeit aufs tiefste gesunken, die Priester selbst offen in Laster lebend. Die Lehre von der Seelenwanderung drückt dies Volk wie ein schrecklicher Alp, hat aber keinerlei Kraft, dasselbe zu heben. Nehmen wir dazu die Tyrannei der Kaste, die Greuel der Büßer und der menschlichen Opfer, so haben wir die Wirkung dieser stolzen Religion der Hindus, deren Priester sich selbst göttlichen Stammes rühmen.“

„Und der Buddhismus!“ Nach einer kleinen Pause nahm der Kaufmann eine andere Rolle, die neben ihm lag, und fuhr also fort in seinem traurigen Selbstgespräch: „Obwohl derselbe jetzt in unserer Gegend verfolgt wird, ist es mir doch gelungen, einige seiner heiligen Schriften zu erlangen. Gautama verdient seinen Namen, der Buddha, der Erleuchtete, in mancher Hinsicht. Er war ein weiser Mann, ein wohlmeinender Reformator, welcher viele gute Lebensregeln gab. Seine Mißachtung der Kaste, dieses tausendarmigen Ungeheuers, sollte ihm schon allein die Achtung der Menschheit verschaffen. Aber ach! auf die Fragen, die seit Jah-

ren meine Seele zermartert haben, gibt der Buddhismus so wenig eine Antwort, wie der Brahmanismus. Die Welten sollen vom Nichtanfang sein im beständigen Kommen und Gehen, der Wechsel das einzig Wahre. Die Seelenwanderung ist ein wenig verändert zu einer Art Seelenwechsel, — wie ein Licht das andere entzündet, — das Entseßliche der Lehre ist geblieben. Der Tod ist nicht die letzte Pein, denn er führt zu neuem Leben.

„Der Buddhismus lehrt auch die Notwendigkeit einer Erlösung und steht in diesem Stück hoch über dem Brahmanismus. Aber ach! er zeigt mir keinen Erlöser. Er weist nur hin auf die Reinheit des Lebens als Mittel der Rettung und auf die stolzen, schmutzigen halbwilden Büßer als die Musterheiligen. Und was versteht denn Buddha eigentlich unter der Erlösung, welche der arme, ohnmächtige Mensch sich selbst erringen soll ohne jede Hilfe? Das Nichts, das reine, bare Nichts, eine Erfindung der reinsten Verzweiflung. Nichts ist überall. Nirwana wird die Erlösung von aller Pein genannt, weil sie die endlose Kette der Seelenwanderungen bricht, indem es die Seele am Wiedergeborenwerden hindert. Dieses Nirwana wird nach Buddhas Lehre erreicht, wenn man die Seele auch vom letzten Wunsch zu leben reinigt. Da das Leben ihm das höchste Uebel ist, so ist das Erstöten des Lebens, der Selbstmord, die höchste Tugend. Die zahlreichen Menschenopfer in dieser heiligen Stadt des Brahmanismus verschwinden im Vergleich mit der allgemeinen Flucht aus dem Leben, welche der Buddhismus lehrt. Kein Wunder, daß die Buddhisten die Freuden ihres hochgepriesenen Nirwanas an ihren Tempeldecken unter Wolken darzustellen suchen: sie sind in der That wolfig, nebelig, ein Nichts. Sie vergleichen den Eingang ins Nirwana mit dem süßen Einschlummern am Abend. Aber es gab noch nie ein solches süßes Ent-

schlafen, wenn man nicht an das fröhliche Erwachen am nächsten Morgen glaubte. Die Ruhe, der Schlaf im Nirwana, kennt kein Erwachen, es ist die völlige Vernichtung der Seele. O wie tief sind die stolzen, düsteren Philosophen meines unglücklichen Volkes doch gefallen, selbst von jener rohen, kindlichen, aber hellen, fröhlichen Religion unserer Vorfahren, jener kriegerischen arischen Stämmen, welche einst diese große Halbinsel eroberten!

„Und die Philosophen anderer Völker sind auch kaum weiter gekommen.“

Er nahm ein drittes Manuscript in die Hand, welches mit griechischen Buchstaben bedeckt war. „Durch meinen Freund Daimachos von Seleucia erhielt ich einige Schriften Platons, ihres berühmtesten Weisen. Gleich den indischen Denkern ist auch der griechische Philosoph in dem Irrgarten des Pantheismus verloren, wenn sein glückliches Klima ihn auch mehr von der Glückseligkeit der Kindheit seines Volkes bewahren ließ. Der Allgottglaube scheint die Höhe alles irdischen Denkens zu sein. Aber ach! welchen Trost finde ich in dem allen? Wenn meine Vernunft all die gährenden Klüfte dieser Lehre auch überbrücken könnte, welchen Trost findet mein Herz in diesem nebelhaften Allgott, der keine Persönlichkeit hat und auch rein gar nichts bietet, das Sehnen meiner Seele nach einem künftigen besseren Leben, dieses unvertilgbare Verlangen nach Frieden und Ruhe nach all dem Kampf und Streit dieses armen sündigen Lebens zu stillen? Denn es gibt ein zukünftiges Leben, das empfinde, das weiß ich im innersten Herzen. Nichts macht mich also schauern, wie der Gedanke einer völligen Vernichtung, welche nur die reinste Verzweiflung einen Ruhehafen nennen kann. Lieber als diesen pantheistischen und atheistischen Spekulationen zu folgen, würde ich zurückkehren zu den Göttern des Rig-Weda oder dem Ohm-

pus der Griechen, wenn diese wiederum nicht so offenbar die Ausgeburten menschlichen Gehirns wären, und wenn der Gedanke an viele Götter nicht so furchtbar ungereimt wäre.“ Er hielt an in seinem langen Selbstgespräch, sein Haupt sank wieder in seine Hand und Stille herrschte abermals im kleinen Stübchen. Doch plötzlich wurde die tiefe Stille unterbrochen von einem silberhellen Lachen, so laut, daß der Träumer erschreckt emporfuhr; so kindlich und schelmisch und süß, daß es die tiefen Falten auf seiner Stirn glättete wie mit einem Zauberstabe. Es brachte sogar ein glückliches Lächeln auf diese Lippen, die noch soeben schmerzhaft verzogen waren. Das schelmische Lachen wurde sofort begleitet von einer tiefen, scheltenden Männerstimme, einem Geflirr von Küchengeflirr und heftigem Zuschlagen von Türen. Im nächsten Augenblick wurde die Tür zum Studierzimmer weit aufgerissen und die Urheberin all der Aufregung erschien in der Oeffnung. Es war ein liebliches Mädchen, etwa zwölf Jahre alt, wenn in jenem sonnigen Klima die Mädchenknospe zur Jungfrau erblüht. Die hohe, anmutige Gestalt war die einer Frau; aber das liebliche, lachende Gesicht mit dem ausgelassensten Schelm in den tiefen runden Grübchen der Wangen war das eines Kindes, wie gleichfalls das Kleid. Aber das Merkwürdigste hier unter der glühenden Sonne Indiens waren die lichte Farbe des Antlitzes, die blauen Augen und die kastanienbraunen Locken dieses schönen jungen Geschöpfes. Als sie den Vater erblickte, hob sie ihre beiden nackten Arme hoch in die Höhe, schlang sie dann um seinen Hals und verbarg ihr Antlitz an seiner Schulter, während ihr ganzer Körper zitterte vor ununterdrückbarer Lustigkeit. Und da stand auch schon ihr grimmer Verfolger in der Tür, die er fast verschloß mit seiner mächtigen Gestalt. Es war ein Mann weiß vom

Kopf bis zu den Füßen, der Rock des Hauses, wie eine Pfanne, die er noch in der Hand hielt, bezeugte. Sein lang herabwallendes Gewand war von Natur weiß; aber sein Kopf war von dem mutwilligen jungen Schelm mit einer ganzen Schale voll Reismehl gefärbt worden, so daß nur sein kurzes Wollhaar und seine dicken Lippen den echten Afrikaner verrieten. In der Thür hielt er ein mit der Verfolgung seines Quälgeistes und als er das Lächeln auf den Zügen seines Herrn bemerkte, da verwandelte sich sein Schelten blitschnell in ein Lachen, daß die Wände zitterten und die Tränen aus seinen Augen rollten und das Reismehl hinweg wuschen. Der Vater streichelte die seidnen Locken seines Lieblings, und als das schallende Gelächter endlich ein wenig verstummte, sagte er milde strafend: „Du unmartiges Kind, warum hast du all das Reismehl verschüttet und den armen Rustam so gequält?“

„Er sagte, ich sollte es tun,“ antwortete die Uebermütige zwischen erneuten Ausbrüchen der Fröhlichkeit.

„Nicht wahr!“ brüllte der Neger.

„Doch wahr!“ behauptete Uebermut. „Ich plagte ihn wegen seiner schmutzigen schwarzen Haut und er sagte: ‚Ich wollte, ich wäre so weiß wie du.‘ Da nahm ich die Reisschüssel und erfüllte seinen Wunsch.“

Ein erneutes glockenhelles Lachen, dem sich Rustams Watz mit wändererschütternder Herzhaftigkeit anschloß, beendete das Bekenntnis, und ein Vaterfuß auf die klare weiße Stirn brachte die Vergebung.

„Sei gut zu Rustam, Atossa; er ist gut zu dir gewesen seit du geboren bist und würde sein Leben für dich lassen, wenn es sein müßte.“

„Natürlich bin ich gut zu ihm,“ so schloß Uebermut das Gespräch; „sieh nur, wie hübsch ich seinen häßlichen schwarzen Kopf gemacht habe.“

III.

Der Priester.

Während all dieser Lärm und Spaß das stille Studierzimmer des Kaufmanns erfüllte, war ein Brahmane höchsten Ranges in den Bazar getreten. Der Verkäufer begegnete ihm mit tiefster Unterwürfigkeit. Doch der Ankömmling warf nur einen gleichgültigen Blick auf die kostbaren Waren und wollte eben nach dem Besitzer des Ladens fragen, als jenes helle Lachen ihn aufmerksam machte. Seine Brust hob sich und seine Augen glühten, als er diese silberhelle Stimme vernahm, und einer plötzlichen Eingebung folgend, näherte er sich leise dem Vorhang zum Studierzimmer. Der Verkäufer sah, wie er denselben leise beiseite schob, um in das Privatgemach seines Herrn hineinschauen zu können; aber er wagte es nicht, seine Stimme gegen den himmlisch geborenen Priester zu erheben. Die dunklen, brennenden Augen des Brahmanen verschlangen förmlich die Gestalt des Mädchens, als sie am Hals ihres Vaters hing ohne zu ahnen, welche bösen Augen dabei auf ihr ruhten. Als sie ihre letzte mutwillige Bemerkung gemacht hatte, alle weiteren väterlichen Ermahnungen mit einem langen innigen Kusse abschneidend, schob der Brahmane plötzlich den Vorhang beiseite, trat dreist auf sie zu, und sagte in strengem Ton und mit einer befehlenden Handbewegung: „Geh, laß die kindlichen Thorheiten, und ziehe Kleider an, die deinem Alter geziemen!“

Atossa entfuhr ein leichter Schrei beim plötzlichen Erscheinen des Fremdlings und vor seinen rauen Worten und glühenden Augen floh sie erschrocken aus dem Zimmer, gefolgt von dem Neger.

Dem Kaufmann stieg das Blut in die Wangen vor Unwillen über die Frechheit des Eindringlings. Nur zu gut kannte er die fast unbeschränkte Macht der Brahmanen unter der Regierung König Buschhamitras; dennoch stiegen heftige Worte in ihm auf. Doch der Priester, der den Sturm kommen sah, sagte schnell und feierlich: „Mahendra, warum mißachtest du die alten heiligen Sitten unseres Volkes und die Vorschriften unserer allerheiligsten Religion, indem du dein Mädchen, das längst zur Jungfrau herangewachsen ist, zum Vergerniß der Gläubigen ohne den Schleier herumlaufen lässest? Sollte das häßliche Gerücht, das mir zu Ohren gekommen ist, auf Wahrheit beruhen, daß Mahendra, der reiche Kaufmann aus der Banyan-Kaste, lau wird im Dienst der Götter und sein Ohr den atheistischen Träumen der verfluchten Buddhisten leiht, oder gar den rohen Einbildungen unserer barbarischen Feinde, der Griechen? Ich wurde vom Oberpriester gesandt, um dich hierüber zu befragen. Deine Opfer für den Tempel stehen nicht im Verhältnis zu deinem Reichtum, und ein Blick auf dein Mädchen überzeugt mich, daß sie nicht wie du aus reinem Arier-Stamm entsprossen ist. Auch die höchsten Kasten Indiens haben nicht solch weiße Wangen, solch blaue Augen und solch helles Haar wie deine Tochter. Bekenne, hast du nicht durch deine Heirat deine Kaste gebrochen? Wer war die Mutter deines Kindes?“

Das Blut des Kaufmanns kochte und er konnte sich kaum enthalten, dem Eindringling entgegen zu rufen: „Was geht das dich an? Wie darfst du, ein völlig Fremder, dich in meine Familiengeheimnisse eindringen?“ Aber kühlere Ueberlegung sagte ihm bald, daß es schlimmer als nutzlos sein würde, den Priester also herauszufordern. Er kannte den Mann als einen der höchsten Brahmanen der großen Pagode, welcher in

Letzter Zeit den Bazar häufig besucht, wenig gekauft, aber viel gefragt hatte. Er war überzeugt, daß dieser scharfsichtige Priester den größten Theil seiner Familiengeschichte bereits kannte, und daß er nicht ruhen würde, bis er alles wußte.

Lange hatte Mahendra diesen Augenblick gefürchtet; hatte sogar schon daran gedacht, deswegen das Land zu verlassen. Nun war die Gefahr plötzlich über ihn gekommen, und er beschloß, sie wie ein Mann zu bestehen.

„Meine Frau,“ sagte er, „welche bald nach der Geburt meines Kindes starb, war eine Griechin. Ich heiratete sie während meines Verweilens in Babylon, da ich entschlossen war, dort zu bleiben. Doch als sie starb und gleichfalls mein älterer Bruder, befahl mir mein Vater, nach Benares zurückzukehren, um sein Geschäft zu übernehmen. Habe ich Unrecht gethan, so bin ich bereit, es gut zu machen.“

„Wenn du Unrecht gethan hast!“ schrie der Priester ihn an; „Mann, du hast das größte Verbrechen begangen! Du hast eine Barbarin geheiratet, eine Kastenlose, und bist dadurch selbst kastenlos geworden. Die Länge der Zeit, in welcher du dein Verbrechen verheimlicht hast, vermehrt nur deine Schuld. Die Hälfte all deines Reichthums und die strengsten Büßungen im Tempel werden kaum genügen, deine Sünde hinweg zu nehmen und deine Kaste wieder zu erneuern.“

Mahendra sank nieder auf den Divan und begrüßte sein Haupt in den Händen. „Vor kurzem,“ so dachte er, „war meine Seele verloren im Irrgarten der Religion dieser Priester. Jetzt sind mein Leib und mein Gut in ihre Klauen gefallen.“

Ein Strahl des Trostes stahl sich in sein Auge und schnell das Haupt erhebend, fragte er: „Und was wird geschehen, wenn ich eurer Tyrannei Troß biete?“

„Dreble nicht, Elender!“ rief der Priester drohend, „indem du die göttliche Bückigung Tyrannie nennst. Wir werden dich vor der ganzen Stadt als einen Auswurf erklären; kein Mann der Kaste wird fürderhin von dir etwas kaufen. Dein Geschäft wird ruiniert werden und Puschyamitra, der große Verteidiger unserer heiligen Religion, wird ohne Zweifel mit Gewalt mehr als die Hälfte deines Besitzes nehmen und vielleicht dich als Bettler aus dem Lande treiben.“

Das Haupt des Kaufmanns sank abermals herab. Die grausame Schmach, die man während seiner Bußtage im Tempel auf ihn häufen würde, bedrückte seine Seele mehr als der Verlust seines Reichthums. Aber da gab es kein Entrinnen; der Fanatismus des Königs Puschyamitra war nur zu gut bekannt.

Plötzlich bückte sich der Priester zum Boden und hob die Rollen auf, die da lagen. Er hatte sie schon jenseits des Vorhangs bemerkt, aber auf die beste Gelegenheit gewartet, sie aufzuheben.

„Was haben wir denn hier?“ fragte er mit scharfer Stimme. „Manuskripte der Rig-Weda, welche selbst wir Brahmanen niemals lesen, sondern nur auswendig hersagen. Und hier finde ich die heiligen Wedantas dicht neben den Schriften des Erzfekers Gautama, des verfluchten Gründers des Buddhismus! Ja sogar griechische Buchstaben müssen hier mein Auge beleidigen! Welch weiteren Beweises bedarf ich noch für deinen Abfall? Wo erzieltest du diese Schriften und warum hast du sie gelesen?“

Tief seufzend antwortete Mahendra: „Ich kaufte sie um große Summen Geldes, um meinen Geist zu erleuchten und mein Gewissen zu erleichtern.“

Der Priester forschte nicht weiter, von wem er die Schriften bekommen habe, wohl wissend, daß nur ein

Brahmane die meisten derselben liefern konnte. Sein Argwohn war sofort auf den armen alten Nachbar des Kaufmanns gefallen. Vielmehr veränderte er jetzt seinen Ton und fragte mit milder, mitleidiger Stimme: „Gandest du auch, was du suchtest?“

„Nein,“ antwortete der Kaufmann; „jemehr ich lese, je tiefer wird die Finsterniß in mir.“

„Die gerechte Strafe der Götter für deinen Unglauben und deinen geistlichen Hochmut,“ sagte der Priester. „Das Auffinden dieser Schriften kann die Strenge deiner Büssungen nur vermehren. Unterwirfst du dich völlig unseren Beschlüssen, oder sollen wir den Bann gegen dich aussprechen?“

Immer noch ruhte das Haupt des Kaufmanns in seinen Händen. Er machte nicht einmal einen Versuch, seine kostbaren Schriften wieder zu erlangen. Wilde Gedanken von Flucht mit seinem Kinde und seinen Kostbarkeiten flogen durch seinen Kopf, aber er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich legte der Priester die Hand auf seine Schulter und sagte in väterlichem Ton: „Es giebt einen, und nur einen Weg aus dieser schrecklichen Klemme. Du hast einen Schatz, welcher all deine anderen Schätze weit überstrahlt. Gieb diesen Schatz dem Tempel und die Götter werden versöhnt sein und dich noch segnen für dein schweres Opfer. Laß deine Tochter eine Devadasi werden, eine Dienerin der Göttin, eine der heiligen Tempeljungfrauen, und alle deine Verbrechen sind vergeben.“

Seine Lippen berührten beinahe das Ohr des Kaufmanns und seine Stimme war zum Flüstern herabgesunken, als er also seine tiefste Absicht offenbarte. Aber er hatte sich geirrt in seinem Mann. Wie von einer Kobra gebissen, fuhr Mahendra in die Höhe, warf die Hand des Versuchers zurück und schrie: „Mein einziges Kind einem

Leben der Schande überliefern! Lieber gehe ich als Bettler von dannen, als daß ich meinen Liebling eine von euren berüchtigten Devadasis werden lasse! Geh' und nimm die Hälfte meiner Güter, nimm sie alle, und häufe auf mich selbst die schwersten körperlichen Strafen, aber fordere nicht von einem Vater die Ehre seines Kindes!"

Einen Augenblick war der Priester wie betäubt, denn er hatte nie erwartet, so viel Energie und Leidenschaft in dem ruhigen, biegsamen Mahendra zu finden. Doch schnell sich fassend, sagte er mit gut geheuchelter Entrüstung: „Wie darfst du es wagen, das Leben einer Devadasi ein Leben der Schande zu nennen? Viele der Edlen unseres Volkes rechnen es sich zur Ehre, wenn ihre Töchter in die Zahl der heiligen Tempeljungfrauen aufgenommen werden.“

Aber er hatte die Grenzen seiner Macht erreicht. Leidenschaftlich rief ihm der Kaufmann zu, sich zu entfernen; am nächsten Morgen werde er zum Tempel kommen und seine Buße bezahlen. Die Riesengestalt und das drohende Gesicht des Schwarzen, welcher auf die heftigen Worte seines Herrn wieder in der Tür auftauchte, gaben den Worten Nachdruck. Mit dem Schriftenbündel unter dem Arm verließ der Priester den „Blutigen Dolk“.

Lange, tiefe Stille herrschte nach seinem Abzug im Stüblein. In trübste Gedanken versunken, saß der Kaufmann da, fast ohne jede Bewegung. Der bittere Verlust seiner Gabe und die demütigenden Büßungen im Tempel erhoben sich vor seinem Geist, aber er sah keinen Weg der Rettung. Nur der Gedanke an sein Kind, seine liebliche Nostja, das Ebenbild ihrer Mutter, tröstete ihn einigermaßen. „Ich muß sie zu ihrer eigenen Sicherheit bald verheiraten,“ sagte er zu sich selbst. „Ich wollte sie so lange wie möglich ein Kind sein lassen. Ja, ich wünschte, sie könnte mich fort und fort also umschweben

in kindlichem Frohsein. Nur zu gut kenne ich das Elend der Frauen Indiens. Welcher grausame Dämon mag wohl die schreckliche Sitte unseres Volkes erfunden haben, die Mädchen zu hassen, zu verachten und gar zu töten; sie zu Sklaven zu machen, wenn sie Frauen sind und schlimmer als Sklaven in der Witwenschaft. Welch unaussprechliches Glück brachte mir mein junges Weib in unserem nur zu kurzen Eheleben. Ihr Kind hat ihre Stelle eingenommen, sie ist wahrlich mein größter Schatz. Aber ich darf nicht selbstsüchtig sein, ich kann sie nicht immer für mich allein behalten. Kann ich ihr einen guten Gatten finden, so muß ich meinen Schatz mit ihm teilen.“

Zulezt wanderte sein Geist zurück zu den Gedanken, die ihn an diesem schweren Tage zuerst beschäftigt hatten. „Verloren! Verloren!“ murmelte er, als er an seine Schriften dachte. „Aber laß sie fahren, es war doch kein einziger Strahl göttlichen Lichtes in ihnen allen. Ihr plötzlicher Verlust mag mir ein Mahnruf sein, alle meine Gedanken jener einen geheimnißvollen Religion zuzuwenden, welche mich mehr und mehr anzieht, obwohl ich wenig mehr von ihr weiß, als daß sie sich wesentlich von allen anderen unterscheidet.“

Er erhob sich, öffnete ein geheimes Fach in der Wand, nahm eine kleine mit griechischen Buchstaben bedeckte Rolle heraus und las laut: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andern Götter haben neben mir.“ Dann fuhr er fort in seinem Selbstgespräch:

„O, daß ich länger bei dem Juden in Babel geblieben wäre, der mir diese zehn Gebote des jüdischen Gottes, des großen Jehovah, gab. Ein persönlicher Gott, der da spricht: ‚Ich bin,‘ und ‚du sollst,‘ oder ‚du sollst nicht,‘ ein unendlicher Geist, ewig, allmächtig, der Schöpfer Himmels und der Erden — welcher ein überwältigender Gedanke! Je mehr ich diesen uralten Eingott-

glauben der Juden mit der groben Vielgötterei aller anderen Völker, oder deren nebelhaften Spekulationen über einen Allgott vergleiche, desto mehr erscheint er mir gleich dem hellen Mittag gegen die finstere Mitternacht. Wie erhaben einfach ist doch die Erzählung von der Schöpfung, wie mein jüdischer Freund Samuel sie mir gab. Alles in der Zeit aus nichts erschaffen durch das Wort eines allmächtigen Gottes, der selbst ewig ist! Freilich vermag ich seine Ewigkeit nicht zu erfassen, so wenig wie seine Allmacht. Das muß ich annehmen, muß ich glauben. Aber kann irgend ein Weltweiser das Dasein dieser Welt erklären ohne anzunehmen, ohne zu glauben? Meine Vernunft ist gefangen in der Wahrheit der jüdischen Religion. Aber ich zittere, wenn ich an diesen unendlichen Jehovah denke und an sein strenges, heiliges Gesetz. Auch jede böse Lust ist da verboten. Die Klarheit Jehovahs blendet mich. Ich kann sein heiliges Gesetz nicht halten, das habe ich längst, trotz der ernstesten Versuche, erfahren. Darum habe ich seit Jahren versucht, ihm zu entfliehen und Ruhe und Frieden in irgend einer anderen Religion zu finden, welche nicht solche Bergelassen auf mein Gewissen wälzt. Aber es ist alles umsonst; Jehovah fordert mich mehr und mehr als sein Eigentum, obgleich er ein harter Herr zu sein scheint und ich ein elender Sklave. Der Jude sagte auch etwas von ihren Opfern und von einem großen Messias, einem Erlöser, der da kommen soll nach Jehovahs Verheißung, sein Volk zu erlösen. Aber zu jener Zeit war mein Gewissen noch nicht beladen von meinen Sünden, wie es jetzt durch dieses Gesetz Jehovahs geworden ist, darum forschte ich nicht weiter nach diesem Retter, den die jüdische Religion verheißt. Ach, daß ich meinen alten Freund Samuel noch einmal sehen könnte!"

IV.

Geraubt und gerettet.

Ehe Mahendra am nächsten Morgen sein Heim verließ, warnte er Atossa, während seiner Abwesenheit ja nicht den Hof zu verlassen. Auch trug er dem treuen Neger besonders auf, sie gut in acht zu nehmen. Er war bis jetzt ein sehr nachsichtiger Vater gewesen. Er hatte seine Tochter lesen und schreiben gelehrt, etwas Unerhörtes in Indien, wo selbst heute noch die Frauen der höchsten Kasten ohne irgendwelche Geistesbildung aufwachsen. Da er selbst nicht wußte, was er glauben sollte, hatte er sich lange gescheut, seinem Kinde irgend welchen religiösen Unterricht zu geben. Als sie von Spielgefährtinnen einiges über die Hindu-Religion vernahm und ihn eifrig darüber fragte, erzählte er ihr zögernd von einigen der am wenigsten anstößigen Göttern der Hindus. Er sagte ihr von Uschas, der Morgenröte, der schönen Jungfrau, welche die Himmelstore öffnet und die Nacht vertreibt; von Krischna, dem schönen Erlöser der Menschen, und von Ari, seiner Frau, der Göttin der Liebe und Anmut. Doch war er besorgt, ihr die groben und grausamen abergläubischen Aus schmückungen der Brahmanen zu verbergen. Und eines Tages, da Atossas kindlicher Eifer ihn drängte, mehr zu erzählen von den Göttern, zog er sein Blatt mit den zehn Geboten hervor, übersezte dieselben für sie ins Hindu und sagte ihr alles, was er selbst von Jehovah wußte; wie er die ganze Welt in sechs Tagen geschaffen, auch das erste Menschenpaar, von dem alle Menschen abstammen, warnte sie jedoch, dies irgend jemand zu sagen, da die Brahmanen alle anderen Religionen verfolgten.

In ihrem täglichen Leben war sie so frei wie ein Vogel der Luft; sie sprang und tanzte um ihren stillen Vater herum, immer singend, immer glücklich, frisch wie die Lotosblume, die ihren Kelch eben auf dem Wasser geöffnet hat. Sie liebte ihren Vater leidenschaftlich und weinte bitterlich, als er ihr sagte, daß er sie einige Tage verlassen müsse. Die Tage der Buße für den Vater waren solche auch für die Tochter, so einsam und verlassen fühlte sie sich ohne ihn und ohne die weite Straße, welche Mustam sie durchaus nicht betreten lassen wollte. Der Garten und die Flußterrasse bildeten ihre einzige Erholung. Im Garten gab es Blumen im Ueberfluß, und sie band die schönsten Sträuße für das Haus und wand die lieblichsten Kränze für ihr eigenes liebliches Köpfchen und selbst für Mustams Wollkopf. Aber der Vater blieb so lange fort, daß ihr schließlich alles zuwider wurde und das Heimweh nach dem Vater ihr mehr als einmal Tränen auspreßte.

Eines Tages gegen Sonnenuntergang saß sie auf der Terrasse und schaute achtlos auf den majestätischen Strom zu ihren Füßen. Im Schoße hielt sie einen großen Kranz, den sie für des Vaters Heimkehr gewunden hatte. „Wieder bleibt er fort und mein Kranz wird nutzlos vertrocknen wie alle, die ich für ihn wand.“ Seufzend hob sie ihn auf und warf ihn in den Fluß. Doch plötzlich sprang sie auf, während ihre rosig angehauchten Wangen eine tiefere Färbung erhielten, und sprang hinunter zum Rande des Wassers, so leicht und elastisch, daß ihre nackten Füße kaum die Stufen zu berühren schienen. Sie hatte eine Anzahl schöner Lotoslilien erblickt, ihrer Lieblingsblumen, und eifrig pflückte sie so viel sie immer reichen konnte. Sie ging sogar ein wenig ins Wasser hinein, obgleich das immer gefährlich war wegen der Krokodile. Aber ach! die schönsten Lilien waren trotz-

dem unerreichbar und sie erinnerte sich doch der Warnungen des Vaters vor der verrätherischen Tiefe.

Da kam eben ein Kahn den Strom herab, gerudert von einem gut gekleideten Hindu, einem alten Mann mit weißem Bart. Als der sah, wie das Mädchen sehnsüchtig nach den Lilien schaute, ruderte er schnell ans Ufer und sagte mit freundlichem Lächeln und milder Stimme: „Du bist selbst die allerschönste Lotusblume, mein liebes Kind, und bedarfst keiner Blumen, um deine herrlichen Locken zu schmücken. Aber wenn du noch einige der schönsten Lilien haben willst, so tritt nur eben in mein Boot; ich habe schon einige Minuten Zeit, da ich ein alter Mann bin und wenig zu tun habe.“

Atossa kam das alles ein wenig sonderbar vor; doch ihr Heim war so nahe, der Fremdling so freundlich und ehrwürdig, die Lilien lockten so verführerisch und sie war selbst noch so kindlich und unschuldig, daß sie schnell ins Boot trat und bald beide Hände voll der herrlichsten Blumen hatte. Sie war schon oft mit Rustam und den Nachbarkindern auf dem Wasser gewesen, konnte selbst ein wenig rudern, und beachtete es daher zuerst gar nicht, als der Fremde langsam auf den Strom hinausruderte und mit der Strömung fortglitt. Aber aufschauend bemerkte sie, daß es plötzlich dunkel wurde, wie das beim Sonnenuntergang in den Tropen immer der Fall ist. Da wurde sie doch ein wenig unruhig und sagte: „Jetzt habe ich reichlich Blumen, bitte nimm mich nun zurück!“ — „Nur noch jene wunderhübschen dort,“ antwortete der Mann mit der freundlichsten Stimme.

Diese freundliche Stimme beruhigte sie etwas, doch die Lilien hatten ihren Reiz verloren. Sie pflichte noch eine oder zwei, dann aber sagte sie schnell und ängstlich: „Jetzt nimm mich aber heim!“

Dieses Mal antwortete der Fremde nicht, noch wandte

er sein Boot; vielmehr legte er sich stärker in die Ruder, wie sie deutlich sehen konnte. Darüber ergriff sie tödliche Angst; aufspringend rief sie: „Wende, oder ich schreie um Hilfe!“ Diesmal zog er seine Ruder ein; dafür aber zog er einen blitzenden Dolch aus dem Kleide und sagte mit tiefer, drohender Stimme: „Der Schrei wäre dein letzter, ich würde deine Kehle durchbohren!“

Sein funkelndes Auge erschreckte sie fast noch mehr als der Dolch; einen Augenblick war sie starr vor Schrecken und sank zurück auf ihren Sitz ohne ein Wort zu sagen. Aber der Anblick ihrer lieben Heimat so nahe vor ihr gab ihr wieder Mut. Kaum hatte der Fremde seinen Dolch eingesteckt und wieder nach seinen Rudern gelangt, als sie blitzschnell eines derselben ergriff ehe er seine Hand darauf legen konnte und es weit hinaus ins Wasser stieß. Fast instinktiv hatte ihr heller Geist das einzige Mittel ergriffen, das den Räuber an weiterer Flucht hindern konnte. Zugleich stieß sie solch gellende Hilferufe hervor, daß die ganze Nachbarschaft aufgerüttelt wurde. Ein tiefes Wutgeheul sagte ihr sogleich, daß Rustam ihr Schreien gehört habe. Im nächsten Augenblick sah sie im Zwielficht seine Riesengestalt mit unglaublicher Schnelligkeit nach dem Strand eilen.

„Rustam! Rustam!“ schrie Mtoffa, als sie ihren Freund zu Hilfe eilen sah; aber der Neger nahm sich keine Zeit zur Antwort. Vorwärts stürmte er das steile Ufer entlang, bis er dem Boot gerade gegenüber war. Der Gedanke an die schrecklichen Krokodile hielt ihn nicht auf. Mit dem Sprung eines Leoparden warf er sich ins Wasser und schwamm im nächsten Augenblick mit mächtigen Stößen dem Boote zu. Der Entführer hatte inzwischen vergeblich versucht, sein Ruder wieder zu erlangen. Ermutigt durch das Nahen des treuen Rustam, fing Mtoffa an das Boot nach Kräften zu schaukeln, so

daß der Feind nicht aufrecht stehen und sein übriges Ruder nicht vorteilhaft gebrauchen konnte. Seine furchtbaren Drohungen erschreckten sie nicht mehr, und er war offenbar weit mehr auf seine eigene Rettung als auf die Ermordung des Mädchens bedacht.

Jetzt konnte er endlich das verlorene Ruder erreichen. Sich weit über den Rand des Bootes vorbeugend, erfaßte er es mit seiner Linken, während die Rechte das andere festhielt, damit das kühne Mädchen nicht auch das fortnehme. Aber ehe er das Ruder aus dem Wasser heben konnte, hatte der Retter seine Hand auf das andere Ende gelegt. Es war die Hand eines Riesen, wie der Räuber bald zu seinem Schrecken merken sollte. Er war selbst ein starker Mann und gebrauchte all seine Kraft, um das Ruder an sich zu reißen. Aber ein Ruck von der Hand des Schwimmers entriß es ihm und warf ihn selbst beinahe in den Strom. Dennoch gab er sein Spiel noch nicht verloren. Sich wieder aufrichtend, hob er das andere Ruder mit beiden Händen und führte einen gewaltigen Schlag nach dem Kopfe des Negers. Er meinte zuversichtlich den schwarzen Schädel einzuschlagen. Ein gewöhnlicher Mensch wäre auch sicher von dem furchtbaren Schlag getötet worden. Doch Rustam, obwohl im Wasser, hob dennoch das schwere Ruder mit einer Hand, um den Schlag abzuwehren; und als dennoch das Ruder heftig seinen Schädel traf, da zeigte sich sein afrikanischer Wollkopf viel härter als das Holz der Waffe. Dieselbe zersplitterte am Ende und brach in der Mitte, während der Wollkopf nur einen Augenblick unter Wasser sank, dann aber wieder munter empor schoß mit nichts als einer häßlichen Fleischwunde als Andenken an den Kampf.

Der Räuber erkannte jetzt, welch einen gefährlichen Gegner er vor sich habe. Den Rudergriff als nutzlos

gegen solch eine eiserne Stirn von sich werfend, zog er aus neue seinen Dolch. Doch in dem Augenblick erhielt er einen Stoß von dem Ruder des Negers, daß er auf den Boden des Bootes flog, während sein Dolch ins Wasser fiel. Schon ruhte Rustams Hand auf dem Rand des Bootes und ein Triumphgeschrei entquoll seiner breiten Brust, als er seinen gefallenen Gegner sah. Aber er hatte zu früh triumphiert. Flink wie eine Katze sprang der Fremde wieder auf und warf Atossa mit einem Stoß ins Wasser. Ihr Angstgeschrei und des Negers Wutgebrüll beantwortete er mit einem teuflischen Hohngelächter. Das zweite Ruder erfassend, welches Rustam schnell fallen ließ, um seine Herrin zu retten, ruderte er in die schnell hereinbrechende Dunkelheit hinaus.

Der treue Neger hatte das Mädchen aufgefangen, ehe sie das Wasser berührte. Mit seinem linken Arm hielt er ihr Haupt über Wasser, mit seinem rechten ruderte er wie nie zuvor. Jetzt, da das Leben seiner angebeteten Herrin auf dem Spiel stand, machte der Gedanke an die Krokodile sein Blut fast erstarren. Doch er erreichte sicher das Ufer, wo er seiner wogenden Brust und seinem gepreßten Herzen in einem zweiten Triumphgeschrei Luft machte, um gleich darauf zu bemerken, daß es abermals zu früh gekommen war, denn Atossa hing wie leblos in seinen Armen. Seine Arme fühlten die Last der schlaffen, nassen Gestalt gar nicht; aber sein Herz wollte brechen beim Anblick ihres totenbleichen Antlitzes. Er wußte nicht, was er thun sollte, und stand eine Zeitlang bewegungslos da, bis die laute Stimme seines Herrn, der so eben aus der Tempelhaut zurückgekehrt war, und nach ihm und Atossa rief, ihn wieder ermunterte. Er eilte ins Haus, wo alle Bewohner um den Herrn versammelt waren.

Mahendra war außer sich vor Schrecken, als er die

bleiche, leblose Gestalt seines Lieblings gewahrte. Aber zu seiner unaussprechlichen Freude merkte er bald, daß sie nur in Ohnmacht gefallen sei. In seinen Armen erholte sie sich dann auch bald wieder. Doch eine weitere Sorgenlast wälzte sich auf sein Vaterherz, als ihm die Entführungsgeschichte erzählt wurde. Bis jetzt hatte er nur an einen Unglücksfall gedacht. Jetzt erhob sich die verhaßte Gestalt des Priesters Vicbamitra vor seinem Geistesauge. Dieser Priester hatte sein Vermögen ruiniert und nach seinem Kinde getrachtet. Ehe er sich bedachte, fragte er, ob der Brahmane der Räuber sei; doch sowohl Atossa wie Rustam behaupteten, es könne unmöglich Vicbamitra gewesen sein, welcher ein weit jüngerer Mann sei als der Räuber.

Mahendra aber mußte genug von den Künsten seiner Zeit, um seinen Verdacht festzuhalten, obgleich er für jetzt nicht versuchte, Atossa und Rustam davon zu überzeugen. Er beschloß um so mehr, ihr einen passenden Gatten zu suchen; als verheiratete Frau war sie vor solchen Nachstellungen geschützt, denn die Zenana war unverletzlich. Er hatte einmal in das tückische Auge Vicbamitras geblickt und konnte ihm niemals wieder trauen. Er war vielmehr überzeugt, daß dieser rücksichtslose Priester irgend ein Verbrechen begehen würde, um seinen Zweck zu erreichen. Um seinen trüben Gedanken zu entfliehen, nahm er seine Zuflucht zur Arbeit. Sein Wohlstand war durch die Geldgier der Brahmanen tief erschüttert, selbst sein Geschäft war gefährdet, weil er es mit einer schweren Hypothek belastet hatte, um den priesterlichen Heißhunger zu stillen. Doch wurde sein neuer Eifer auch reichlich belohnt; bald blühte sein Geschäft, welches er über seinen Studien jahrelang ziemlich vernachlässigt hatte, wie nie zuvor.

Er gewann einen neuen Kunden, den reichsten und

edelften, den er jemals gehabt, Dabhiti, den Führer der Elefanterie des Rajah, den berühmtesten Krieger des Reichs. Derselbe zeigte sich als ein Liebhaber alter, seltener Waffen, besuchte den Bazar oftmals, kaufte viel und handelte nie um den Preis. Obgleich von Natur ein ruhiger, verschlossener Mann, schien ihn die Gesellschaft des gelehrten Kaufmanns sehr zu behagen. Manchmal blieb er stundenlang. Von seinen Waren ging das Gespräch allmählich über zu seinen früheren Reisen und kam dann schließlich auf den allerangenehmsten Gegenstand, die liebliche Tochter des Kaufmanns, welche der General oftmals herumspringen sah. Derselbe war von hoher Kaste; offenbar hatte er jedoch durchaus keine religiöse Bedenken über die Kleidung Atossas, welche auf ihr inständiges Witten immer noch ohne Schleier herumlief, obgleich er sie sicherlich nicht mehr als ein Kind betrachtete.

Der Vater glaubte bald zu bemerken, daß die häufigen Besuche des Generals weit mehr den himmelblauen Augen seines Kindes als dem stahlblauen Glanz seiner Waffen galt, und das Bemerken war ihm nicht unangenehm. Die Arme des königlichen Generals würden stark genug sein, seinen Liebling gegen irgend jemand zu beschützen, selbst gegen den Oberpriester der großen Pagode. Seine einzige Furcht war, daß Atossa, ein bloßes Kind in seinen Augen, nicht geneigt sein möchte, diesen großen, finster blickenden Kriegermann zu heiraten, zumal er mehr als doppelt so alt war wie sie. In Indien werden ja sonst die Mädchen nicht gefragt um ihre Meinung in dieser wichtigsten Lebensfrage; oftmals sehen sie ihren Zukünftigen nicht einmal vor der Trauung. Aber Atossa war anders erzogen, und ihr Glück war des Vaters einziger Gedanke. Deswegen ermutigte er den General nicht in seiner stillen Werbung, und, merkwürdig genug, Dabhiti, der Tapferste der Tapferen in der

Schlacht, war ein wirklicher Feigling im Anblick dieser lieblichen Jungfrau, zu schüchtern, um nur ein Wort zu sagen.

Seine Mutter, eine Frau von höchst herrschsüchtigem Sinn, hielt Haus für ihn. Im Gegensatz zu der allgemeinen Verachtung der Frauen in Indien, fürchtete er sich vor ihr. Dabei hatte sein grimmer, finsterner Sinn, der nur im Krieg Befriedigung fand, ihn fast zu einem Frauenhasser gemacht. Seine Mutter, eine fanatische Hindufräulein, völlig in den Händen der Priester, ermutigte diesen Sinn ihres Sohnes, denn sie hoffte, daß er eines Tages ein Büsser werden würde, ein Freund der Götter. Aber die blauen Augen, die braunen Locken und die vollendete Gestalt Atossa hatten schließlich den Sieger besiegt. Spät war die alles besiegende Leidenschaft der Liebe in ihm erwacht, doch mit um so größerer Heftigkeit, obwohl er sich scheute, seine Liebe zu offenbaren.

Eines Tages, als Dabhiti wiederum den Bazar besuchte, wurde eine wunderhübsche Sänfte von vier Dienern langsam vorbei getragen. Neugierig, wie alle Kinder, lief Atossa herzu und folgte der Sänfte sogar ein wenig, weil sie eine solch kostbare nie zuvor gesehen hatte. Plötzlich wurde dieselbe niedergesetzt und eine reich gekleidete junge Frau, welche ihren Schleier halb zurückgezogen hatte, blickte heraus, lächelte freundlichst und sprach zu Atossa: „Du bewunderst meine Sänfte; möchtest du nicht auch einmal die schönen Polster versuchen?“ Eine ganze Schar Kinder umstanden Atossa, die hier in der offenen Straße im hellen Tageslicht an kein Unheil denken konnte. Sie war eher ein wenig stolz, daß diese edle Dame sie vor den andern ausersahen hatte, um ihr die Kissen zu zeigen.

Doch kaum war sie in die Sänfte getreten, da bedeckte die Fremde ihr plötzlich den Mund mit einem Tuch, zur

selben Zeit den Vorhang zuziehend und das Zeichen zum Weitergehen gebend. Hastig hoben die Männer ihre Bürde auf und eilten im scharfen Trab davon. Erschreckt versuchte Mtoffa zu schreien, aber ehe sie die Hand der Dame von ihrem Munde reißen konnte, hatte sie das Bewußtsein verloren. Das Tuch war in ein Betäubungsmittel getaucht worden.

Die Kinderschar bemerkte gar nicht, was darinnen vorging; die Entführer schienen ihren Zweck erreicht zu haben durch ihre große Dreistigkeit. Doch einer hatte sie gesehen und verstanden. Dabhitis Diener, der dessen Pferd hielt, hatte die geheimnisvolle Sänfte scharf beobachtet. Längst hatte er, pffiffig wie er war, geraten, was den Herrn so oft hierher führte: es war das schöne Mädchen. Darum rief er jetzt mit hallender Stimme in den offenen Bazar hinein: „Des Kaufmanns Tochter wird in einer Sänfte entführt!“

Mit einem Angstschrei sprang Mahendra aus der Thür. Aber der General war noch vor ihm da. Wie ein Wirbelwind warf er sich aufs Roß und jagte die Straße hinab hinter den Räubern her, die er eben noch in eine Seitenstraße einbiegen sah. So rasend stürmte er daher, daß er an diese Straße kam, ehe die Räuber verschwunden waren. Sie bogen allerdings soeben in einen großen Hof ein; ehe sie jedoch das große Tor schließen konnten, stürmte er hinein. Die vier Männer zogen entschlossen die Schwerter, welche sie in der Sänfte verborgen hatten, während die Frau heraussprang und verschwand. Mtoffa wurde durch das Waffengeklirr aufgeweckt, und wie sie noch halb betäubt aus der Sänfte trat, sah sie den blutigen Kampf dicht vor sich. Sie kannte den General, da sie ihn oftmals in des Waters Hause gesehen hatte, und sie empfand, daß er für sie kämpfte. Obgleich allein gegen vier, war der berittene, kampfs-

geübte Krieger ihnen allen gewachsen. Sein erster furchtbarer Hieb spaltete den Schädel des nächsten Räubers trotz aller Abwehr, und ein zweiter Gegner taumelte schon rückwärts, als der Diener Dabhitis auf dem Platz erschien. Dann wurden auch die letzten beiden schnell niedergelahen. Nachdem der General sein blutiges Schwert in die Scheide gesteckt hatte, wandte er sich zu Atossa mit ausgestreckten Armen und sagte einfach: „Komm, ich will dich heim nehmen.“

Das zitternde Mädchen zögerte nicht. Sie hatte oft seine hohe, stolze Gestalt bewundert und Rustam hatte ihr so viel erzählt von seinen Heldentaten, daß sie ihn fast als einen Halbgott ansah. Jetzt hatte sie selbst seine wunderbare Stärke in ihrer Verteidigung gesehen. Ganz wie ein Kind hielt sie ihm die Arme entgegen, der starke Mann hob sie vor sich in den Sattel und ritt zurück, stolzer und glücklicher als jemals nach der allerglorreichsten Schlacht. Halbwegs trafen sie den armen, vor Angst und Anstrengung zitternden Vater. Er erhob seine Arme, um Atossa vom Pferde zu heben. Aber des Generals Arm, der sie hielt, legte sich nur noch fester um sie, als er sprach: „Ich rette sie von den Räubern, gib sie mir zu eigen; sie ist mir lieber als mein Leben.“

Atossa bebte und errötete bis zu den bräunlichen Locken, als sie diese Worte so plötzlich vernahm und seine warme Umarmung empfand. Aber sie bebte nicht vor ihm zurück. Die wenigen seligen Augenblicke hatten genügt, um aus dem Kinde eine Jungfrau und zwar eine liebende Jungfrau zu machen. Der Held ihrer Mädchenträume war erschienen, stattlicher und edler als sie sich ihn gedacht; und als der Vater in höchster Besorgnis fragte: „Willst du mit ihm gehen, Kind?“ da antwortete sie, leise zwar, doch fest und freudig: „Ich will.“

Der Vater hatte nur noch eine Frage, welche er an

den Bewerber stellte, sobald er mit ihm allein war: „Versprichst du mir, niemals eine andere Frau zu nehmen, so lange mein Kind lebt und sie niemals zu schlagen?“ Das Versprechen wurde freudigst gegeben und der rosenfarbige Brautschleier war der erste, den Atossa trug.

Der Platz, dahin die Räuber geflohen waren, gehörte einem Brahmanen der großen Pagode, welcher jedoch schwur, daß er nichts von der Entführung wisse. Mahendra kannte den Urheber der Schandtath; er kannte aber auch seine Hilflosigkeit gegen die mächtige Priesterschaft, darum drang er nicht auf weitere Untersuchung. Er war froh, solch einen mächtigen Beschützer seines Kindes, solch einen reichen und edlen Schwiegervater gefunden zu haben. Dabhitis seinerseits war viel zu glücklich, um an Rache zu denken; er meinte, sein gutes Schwert habe in der Richtung genug gethan. Der Kastenunterschied zwischen ihm und Mahendra war nicht groß und die Brahmanen wurden leicht überredet, den Bund Dabhitis und Atossas zu segnen.

V.

Ein heidnisches Heim.

Frei wie der Vogel war Atossa bisher herumgeflattert, ihr junges Leben genießend, wie es nur ein gesundes, fröhliches Kind tun kann. Jetzt wurde sie in einen Käfig gesteckt, allerdings einen schönen, vergoldeten Käfig, aber eben doch einen Käfig, so recht passend bezeichnet durch das schwere Gitterwerk vor ihren Fenstern und die Vorhänge, welche die Benana, das Frauengemach, vom übrigen Hause trennte. Die körperliche Absperrung war schon schlimm genug für solch einen Springinsfeld, wie sie gewesen war, aber die geistige war noch schlimmer. Da ihre grausame Religion lehrt, daß Frauen keine Seele haben, so läßt sie diese Seelen auch in tiefster, lebenslanger Unwissenheit verkümmern. Die meisten Hindu-frauen gewöhnen sich ja daran, da sie kein besseres Los kennen und eben keine Wahl haben. Als Kinder verheiratet, mit keinen höheren Zwecken als Süßigkeiten, schöne Kleider und Schmuck im Köpfchen, bleiben sie Kinder ihr Leben lang und sind zufrieden mit kindischen Vergnügungen. Wenn nur die Schwiegermutter nicht zu grausam ist, wenn nur der Mann reich ist und vor allen Dingen am Leben bleibt, so tasten sie geduldig weiter in ihres Lebens leiblicher und geistlicher Dunkelheit, ihrem schweren Schicksal ergeben. So bestätigen sie scheinbar die schreckliche Erfindung ihrer Priester, daß sie keine Seele haben. Dennoch hängt der Tod ihres Mannes stets über ihnen wie eine gespensterhafte Wolke, der ihnen nur die Wahl läßt zwischen der Schmach und Pein des Witwenstandes und den Flammen des Scheiterhaufens, die ihnen Haut und Seele schaudern machen. Denn

trotz allem, was eine greuliche Religion tun konnte, sie ihrer Seelen zu berauben, haben auch diese unglückseligen Hindufrauen Seelen, wahre, unsterbliche Seelen, so gut wie ihre stolzen Herren. Ob diese Seelen auch in tiefster Dunkelheit gehalten werden und ihr eigenes Leben verleugnen müssen, dennoch sehnen auch sie sich nach zukünftiger Seligkeit und beben zurück vor der ewigen Dunkelheit. Der Gedanke, daß der Tod alles endet, ist so unnatürlich, so unerträglich, daß niemand seinem Schrecken ganz entgehen kann. Die christlichen Missionsfrauen haben im letzten Jahrhundert zum erstenmal die Jahrtausende lange Zenana-Dunkelheit durchbrochen und der Welt erzählt von den geistigen Kämpfen, welche jene schrecklichen Räume so oft verbergen. Das Licht des Evangeliums beginnt die schreckliche Nacht zu verschrecken, welche der Satan und seine Kinder über die fruchtbaren Gefilde Indiens ausgebreitet haben; aber die Zenana ist ein Bollwerk des Fürsten der Finsternis, das auch in unserem christlichen Zeitalter nur schwer zu nehmen ist.

Moßas Schicksal war schwerer als das ihrer Schwestern, obgleich sie äußerlich von den meisten beneidet werden konnte. Von ihrem Vater hatte sie gelernt, ihre geistigen Schwingen ein wenig zu regen; sie hatte einen Blick erhascht von etwas Höherem als Spielzeug und Naschwerk und Juwelen. Sie hatte lesen und schreiben gelernt; und so wenig sie auch von Religion wußte, sie wußte, daß sie eine unsterbliche Seele habe und sehnte sich nach zukünftigem Glück. Sie hatte die zehn Gebote schriftlich und las sie oftmals, obwohl sie dieselben längst auswendig wußte. Auch las sie dieselben nicht nur oberflächlich, sondern sie dachte viel darüber nach und dachte an den großen Gott, der sie der Menschheit gegeben. Aber ach! jetzt waren ihre geistigen Schwingen gestutzt,

und sie schien verurteilt, sie nie mehr in der freien Himmelsluft zu regen. Ihre Schwiegermutter, Taugrha mit Namen, war nicht nur hart und herrschsüchtig, sondern auch mürrisch und abergläubisch im höchsten Grade. Jahre lang war es ihr höchster Ehrgeiz gewesen, ihren Sohn seine glänzende Stellung wie seinen Reichtum aufgeben zu sehen und Büsser zu werden, als das einzige Mittel, um wirklich das Wohl seiner Seele zu fördern, wie die Priester sie glauben machten. Aus dem Grunde hatte sie sich seiner Heirat heftig widersetzt; und als des Generals Neigung sich stärker erwies als ihre Warnung, da hatte sie die junge Schwiegertochter schon bitter gehaßt, ehe sie sie nur gesehen hatte. Nur ihres Mannes große Liebe und ihres Dieners große Kraft ersparten Atossa das Aeußerste. Denn Atossa mochte sich von ihrem alten Rustam nicht trennen und Mahendra war froh, sie unter dem wachsamem Auge des treuen Negers zu wissen.

Sein Geist wanderte zurück zu der Zeit, da er Rustam gekauft hatte. Als er eines Tages durch die Straßen Babylons ging, hörte er ein herzerreißendes Jammergeschrei. Ueber eine Gartenmauer schauend, gewahrte er einen nackten Negerknaben an einen Baum gebunden, während ein großer Kerl mit der Peitsche unbarmherzig auf ihn los schlug. Mahendra kannte den Herrn als einen schlimmen Säufer. Offenbar war er auch jetzt wieder so betrunken, daß er kaum wußte, was er tat. Der furchtbar zerschlagene Körper des Knaben, wie auch sein Geschrei, das allmählich zu einem Wimmern wurde, verkündeten den nahenden Tod. Mit schnellem, warmherzigem Entschluß sprang Mahendra über die Mauer, fiel dem Wütherich in den Arm und sagte: „Was ist los, Affios, warum willst du diesen armen Knaben ermorden?“

„Weil dieser afrikanische Hund es gewagt hat, mich anzubellen, als ich ihn prügelte,“ brüllte der wütende

Griechen, indem er versuchte, seinen Arm aus dem festen Griff des Hindus zu befreien. Doch Mahendra antwortete ernst: „Er ist jetzt schon beinahe tot; noch einige weitere Stöße, und die ganze Stadt wird von dir reden als einem harten Herrn. Verkaufe ihn mir, ich will dich sofort von seinem Anblick befreien.“

Der Grieche, der ein guter Kaufmann war, so lange er nicht ganz betrunken war, und seinen Vorteil schnell erspähte, beruhigte sich; der Handel wurde schnell abgeschlossen und Mahendra gab den Knaben seiner jungen Gemahlin Atossa. Sie pflegte ihn bis seine Striemen geheilt waren und nannte ihn nach dem persischen Herkules Rustam. Kein Hund war je seinem Herrn treuer, als Rustam seinem Herrn Mahendra und dessen Frau und Tochter. Seine Finger brauchten nur die häßlichen Narben zu berühren, welche die Peitsche seines früheren Herrn an seinem Leibe hinterlassen hatte, um sein Herz mit Liebe und Dankbarkeit zu erfüllen. Jetzt folgte er gerne seiner jungen Herrin in ihr neues Heim; sah er doch nichts als Ehre und Freude für sie in der Verbindung mit dem edlen, tapferen General. Er hielt auch die Verbindung zwischen Vater und Kind aufrecht. Die Sitte verbot häufige Besuche der jungen Gattin im väterlichen Hause und Mahendra hatte das Haus seines Schwiegersohns nur einmal betreten. Der Empfang, welchen die grimelige alte Taugrha ihm bereitete, hatte ihm die Wiederkehr verleidet, besonders als er erfuhr, daß seine Besuche die Wut der Alten gegen Atossa nur noch mehr entfachen würden. Aber Rustam war Atossas Leibdiener und konnte gehen, wohin sie ihn sandte. Und sie sandte ihn jeden Tag nach dem Vater. Taugrha, welche den befreienden Einfluß Mahendras auf seine Tochter fürchtete, versuchte freilich auch Rustam einzuschüchtern. Als unbeschränkte Beherrscherin der Zenana verbot sie ihm,

so oft nach seinem alten Herrn zu laufen und so lange um seine junge Herrin zu sein. Aber seine Gefühle waren nicht so zart wie Mahendras. Ihr wütendstes Schelten beantwortete er mit seinem breitesten Grinsen, und als sie eines Tages in ihrem Grimm drei oder vier andere Diener auf ihn hefte, da schlugen seine Riesenfäuste so gewaltig drein, daß hinfort niemand sich mehr an ihn heranwagte. Eine Klage bei ihrem Sohn fand nur taube Ohren, denn Dabhiti befand sich noch in den Fitterwochen und wollte nichts gegen Atossa oder die Thrigen hören.

Eines Tages sah Rustam die Sänfte des Oberpriesters vor dem Hause Dabhitis halten und zu seiner großen Ueberraschung sah er denselben Brahmanen heraustreten, mit dem sein Herr einst so heftige Worte gewechselt hatte. In der That hatte Vicvamitra, obwohl kaum mittleren Alters, beim Tode des Oberpriesters dessen hohes Amt erhalten. Sein hoher Geist und seine persönliche Freundschaft mit dem Rajah hatten ihn zum ersten Brahmanen gemacht und ihm den Titel: "*Maha Dera Shastri*", großer Doktor der Gottheit, eingetragen.

Dem Neger gefiel der Besuch dieses Mannes nicht und er ging geradeswegs zu seinem alten Herrn. Mahendra wurde bei der Nachricht unruhig, denn er empfand, daß dieser Besuch seinem Kinde nur Böses bringen könne. Nachdem er eine Weile gegrübelt, nahm er den treuen Neger in sein Vertrauen, erzählte ihm von dem schmachtvollen Antrag des Priesters, und daß ohne Zweifel derselbe Mann der eigentliche Entführer Atossas gewesen sei. Er verbot Rustam, jemals von diesen Dingen zu Atossa zu reden, aber seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Längere Zeit geschah nichts besonderes, obwohl Vicvamitra seine Besuche fortsetzte und bald den Sohn ebenso in der Hand hatte, wie die Mutter. Ein Jahr war vergangen, seitdem Atossa in ihr neues Heim eingezogen

war, als ein kleines Mädchen sein Erscheinen machte zur Freude der jungen Mutter. Doch leider nicht zur Freude des Vaters. Dabhiti wollte das liebliche Kind nicht einmal sehen, sondern brach seiner jungen Frau fast das Herz mit den grausamen Worten: „Trage es nach dem heiligen Fluß, damit die Götter versöhnt werden und uns einen Sohn senden.“ So kam die finstere Arbeit des Priesters ans Licht. Dreimal war sein Versuch, sich Atossas zu bemächtigen, vereitelt; nun sie seinen niedrigen Lüsten auf immer entrissen war, verwandelte sich seine Leidenschaft in tödlichen Haß. Auch der große Reichtum Dabhitis lockte ihn. Der finstere, abergläubische Sinn des Generals und seiner Mutter verhießen ihm das Ganze, wenn er nur Atossa und ihre Nachkommenschaft aus dem Wege räumen könnte. Für diesmal überwand den Atossas Thränen die abergläubische Furcht ihres Mannes. Als aber ein zweites Mädchen geboren wurde, erhob sich der Familienstreit aufs neue mit verdoppelter Heftigkeit. Biebamitra und Tangrya entsachten den Fanatismus des Vaters, Mahendra stärkte den tapferen Widerstand der Mutter. Vielleicht hätte der blutige Aberglaube den Sieg gewonnen, hätte nicht ein mitleidiges Fieber beide Kinder hinweg gerafft. Trotz des Trennungsschmerzes entrang sich ein Seufzer der Erleichterung dem gequälten Mutterherzen, weil sie nun doch nicht die Mörderin ihres eigenen Kindes werden mußte. Natürlich sagte der Priester sofort, die Götter hätten ihren Zorn offenbart, weil man ihnen nicht ein freiwilliges Opfer gebracht, und der verblendete Vater glaubte ihm. Er schwur, daß er sein nächstes Kind mit seinen eigenen Händen in den Ganges werfen würde, wenn es wieder ein Mädchen sei.

Tage unsagbarer Angst folgten für die arme Atossa. Auch sie war ein Kind ihrer Zeit und ihres Volkes. Ob-

gleich die wenigen Besuche bei ihrem Vater sie in ihrer Ueberzeugung bestärkten, daß sie recht gethan, machten doch der stete Fanatismus des Vaters und der Schwiegermutter, sowie die Einflüsterungen des Priesters, die ihr wieder übermittelt wurden, gleichfalls einen Eindruck auf ihr krankes Herz. Konnte sie wirklich die Götter beleidigt haben in übergroßer Liebe zu ihren Kindern? Sie betete zu allen Hindu-Göttern, welche ihre indischen Dienerinnen ihr empfahlen als besonders wirksam in ihrer Not, vor allen zu Lakschmi oder Kri, der Göttin der Liebe, des Ehestandes und der Nachkommenschaft. Aber sie betete mit zweifelndem Herzen und fand keinen Trost. Da dachte sie endlich an den großen Gott, Jehovah, dessen Gebote sie kannte, der die ganze Welt erschaffen habe, wie ihr Vater sagte. Obgleich die zehn Gebote sie nicht so erschreckt hatten, wie ihren Vater, hatte sie doch eine so hohe Scheu vor diesem großen fremden Gott, daß sie bisher noch niemals zu ihm zu beten gewagt hatte. Konnte solch ein unendlich großer Gott sich herablassen, auf das Gebet einer so armen, unglücklichen Frau zu achten und ihr in ihrer Not zu helfen? Aber die Größe der Not überwand endlich die Größe ihrer Scheu und sie erhob ihr erstes Gebet zu dem ewigen, wahren Gott Himmels und der Erden: „O, du großer und erhabener Gott, der du wirklich allmächtig bist, wie Vater sagt, zeige mir deine Allmacht und schenke mir einen Sohn, damit ich nicht die Mörderin meines eigenen Kindes sein muß. Erhöre mein demüthiges Gethen, obwohl ich nicht wert bin, meine Augen zu dir zu erheben. Zeige mir, daß du der wahre, lebendige Gott bist, so will ich fernerhin deinem Gebote zu folgen versuchen und keine andere Götter neben dir haben.“

Ein wunderbarer Friede kam über ihren geängsteten Geist nach diesem Gebet, und als es erhört wurde, als ihr erster Knabe geboren wurde, da stieg ihr erster jubeln-

der Gedante empor zu ihrem Gott, Jehovah, und ihre bebenden Lippen flüsterten: „Hinfort will ich keinen andern Gott neben dir haben.“

Das Kindlein war schwächlich, doch bei zarterster Pfllege wuchs es dennoch heran und die folgenden Jahre waren die glücklichsten in Atossas Eheleben. Dabhihi war zufrieden, der Priester machtlos; und als dann ein zweites Söhnlein geboren wurde, ein Kind so schön und stark, wie man es selten findet, da schien ihr Maß ehelichen Glückes voll zu sein. Doch wie bald sollte es völlig vernichtet werden! Der kriegerische Vater hatte den ersten Sohn Priya genannt, den Dämonentöter, und nannte nun den zweiten Ramuldu, den Herrlichen, Tapferen. Das Kind war der Stolz des ganzen Hauses, mit zwei Ausnahmen. Tangarna fühlte die Zügel der Herrschaft ihren verkrüppelten Händen entgleiten und in die weichen Hände der jungen Mutter fallen. Daher haßte sie Ramuldu, wie sie alle die übrigen Kinder gehaßt hatte, zumal er eine neue starke Stütze war, um ihren Sohn an diese Erde zu fesseln. Priya, etwa drei Jahre alt, kränklich und verwöhnt, war ein unzufriedenes, selbstsüchtiges Kind, und haßte instinktiv den kleinen Bruder, der aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Er wollte ihn gar nicht einmal leben, und als die Mutter ihm denselben entgegenhielt und seine eigene Dienerin ihn mit Gewalt hinzutrug, da schlug er dem Brüderlein mit dem kleinen Hammer, den er in der Hand hatte, auf den Kopf. Die Mutter schrie laut auf vor Entsetzen und stieß Priya ziemlich heftig zurück. Auch die Dienerin schrie auf und sprang so heftig zurück, daß der sich heftig wehrende Knabe ihren Armen entfiel. Er schlug so hart auf den Boden, daß er seinen rechten Arm brach und seine Schulter verletzete.

„Da tötet der tapfere Knabe seinen eigenen Bruder!“ rief plötzlich ins Zimmer hüzzend Tangarna mit gellender

Stimme. „Ich wußte, daß er den Fluch über dieses Haus bringen würde; jetzt ist der Fluch gekommen, noch eher als ich meinte.“ Damit stürzte sie wieder hinaus, um ihrem Sohne ihre Beschreibung des Unglücksfalls zu geben. Dabhiti sank sofort zurück in seine finsternen, abergläubischen Gedanken. Ramuldu war nur wenig verletzt von dem Hammerschlag, Prixa aber war gefährlich erkrankt. Aerzte kamen, um ihn zu behandeln und der Oberpriester kam, um die nötigen Opfer vorzuschreiben. Taugrya selbst hatte ihre Sänfte bestiegen, um ihn zu rufen und diese beiden verwandten Seelen stimmten bald über das einzige Mittel zur Rettung des Kranken. Die Götter waren immer noch erzürnt, weil die Mädchen nicht geopfert wurden; jetzt verlangten sie den Kleinsten, sonst müßten beide Knaben sterben.

Ramuldu mußte in den Strom geworfen werden, um Prixa's Leben zu retten.

Der etwas beschränkte abergläubische Dabhiti war bald überzeugt, und je tiefer es ihn schmerzte, diesen schönen, kräftigen Knaben zu verlieren, desto mehr hoffte er durch dieses notwendige Opfer für seine Seele zu verdienen. Beim nächsten Fest des Zuggernaut sollte das Opfer gebracht werden. Sollte Mossa hartnäckig bleiben, so würde er selbst seinen Ramuldu ins Wasser werfen, obwohl der Sitte nach die Mutter das tun sollte. Alles Bitten, alle Tränen seines Weibes waren umsonst; der blutige Aberglaube hatte sein Herz gegen alle natürlichen Regungen der Liebe und Sanftmut gefeit. Auf Eingebung des Priesters weigerte er sich sogar, seine Gattin zu sehen bis nach dem Opfer, damit er nicht schwach werden und in seinem heiligen Vorsatz wanken möchte.

Das waren Tage unaussprechlicher Marter für Mossa. Nach all den Tagen des Glückes war der Schlag so unerwartet gekommen, daß sie fast erstarrt war. Aber sie

hatte nun einen Gott, dem sie vertrauen konnte, obwohl sie ihn noch so wenig kannte. Tag und Nacht stiegen ihre Gebete empor aus der dunklen Zenana zum Lichttron Jehovahs, daß er sie nicht verlassen möge in ihrer schrecklichen Not. Sie sah keinen Rettungsstrahl, dennoch gaben die brünstigen Gebete ihr Kraft, die furchtbare Last zu tragen. Seitdem sie allen Glauben an die Hindu-Götter fahren gelassen, hatte sie wenigstens keine Gewissensbedenken mehr über das Recht oder Unrecht des Opfers. Hierin war ihr das fünfte Gebot eine große Hilfe gewesen. „Du sollst nicht töten!“ spricht der große Jehovah; wie kann er wollen, daß ich mein eigenes Kind töten soll. Dieses Opfer sagt mir aufs deutlichste, daß die Hindu-Götter falsche Götter sind, welche ich nicht neben Jehovah haben soll.“

Der Abend vor dem großen Feste des Zuggernaut war gekommen. Benares war schon angefüllt mit Tausenden von Pilgern und all der Aufregung und dem Tumult, die dabei unvermeidlich sind. Atossa saß auf ihrem Lager und benetzte ihren Liebling mit ihren Thränen, als Rustam, der den ganzen Tag fort gewesen war, leise hereinschlich und ihr ins Ohr flüsterte: „Sei ruhig und stark, zeige keinerlei Aufregung. Um Mitternacht werde ich dir ein totes Kind bringen, welches du zum Strom trägst, während ich Ramuldu den Eltern des toten Kindes bringe. Es sind gute Leute, die deinen Knaben für dich erziehen werden. Der alte Herr weiß alles. Nur verate dich nicht und habe das Kind bereit um Mitternacht.“

Ohne ein Antwort abzuwarten, schlüpfte der treue Sklave wieder hinaus, denn er hatte die scharfe Stimme der immer wachsamten Taugrya im Nebenzimmer vernommen. — Atossa hob Augen und Hände zum Himmel em-

por, während ihre Lippen flüsterten: „Ich danke dir, o mein Gott und Herr!“

Als einen Augenblick später die Schwiegermutter abermals vor ihr stand mit der Frage, die sie jeden Abend getan: „Willst du zum Strom gehen, wie eine pflicht-treue Gattin tun sollte?“ da antwortete sie leise: „Ich werde gehen.“

VI.

Unter fahrendem Volk.

Tugra, der Ringer, zu dem Rustam das Anäblein Ramuldu gebracht hatte, um es vor den Krokodilen zu retten, war ein Meister der Massa- oder Taschenspieler-Kaste, ein Licht in seiner viel bewunderten, aber auch viel verachteten Kunst. Auch besaß er eine ungewöhnliche Kraft, und da er sich von Jugend auf geübt hatte, so gab es keinen stärkeren Hindu in Benares, und darum hieß er Tugra der Ringer. Oftmals schon hatte er hohe Summen geboten für irgend jemand, der ihn werfen würde; aber er hatte alle, die es wagten, besiegt, — alle mit einer Ausnahme. Als er wieder einmal nach der Vorstellung seiner kleinen Truppe seine prahlerische Wette ausgerufen hatte, war ein riesiger Neger auf ihn zugekommen, hatte ihn mit eiserner Hand gefaßt und nach einem fürchterlichen Ringen zu Boden geworfen. Von dem Tage stammte die Freundschaft Rustams und Tugras. Der Athlet hätte zu gerne den Riesen in seiner Truppe gehabt, und bot dem Kaufmann eine ziemliche Summe für Rustam.

Natürlich dachte Mahendra nicht daran, seinen treuen Diener wegzugeben, auch nicht für die höchste Summe Geldes. Doch erlaubte er ihm, Tugra oftmals zu besuchen, seine Kunst zu erlernen und ihm in seinen Vorstellungen in der Stadt beizustehen. Das wurde der schönste Sport für unsern Rustam. Hier konnte er zum erstenmal in seinem Leben einen ordentlichen Gebrauch von seinen riesenhaften Gliedern machen. Der Beifall der Menge gefiel ihm weit besser als das wenige Geld, das Tugra ihm hin und wieder gab. Er hatte einen solch reichen, guten Herrn, daß ihm nichts fehlte. Den einzigen Ge-

brauch, den er von seinem hauer verdienten Lohn zu machen mußte, bestand darin, daß er kleine, einfache Spielsachen für seine angebetete junge Herrin kaufte. Die hatte ja längst viel schönere Sachen, freute sich aber dennoch jedesmal herzlich über des armen Rustams Geschenke.

Doch war Tugra nicht nur ein Ringkämpfer, sondern auch ein Gaukler erster Klasse. Er kannte all die Kunststückchen, welche die indischen Asketen und Zauberer seit Jahrtausenden der staunenden Menschheit vorgegaukelt haben. Sein kleiner Pflegejohn fand an ihm den besten Erzieher zu körperlicher Gewandtheit und Stärke. Tugra und seine Frau fanden ihren Vorteil dabei, das Geheimnis der Herkunft des Kindes streng zu bewahren; denn Mahendra bezahlte sie reichlich. Sie nannten Ramuldu Samprati, und fanden bald in ihm noch eine weitere Erwerbsquelle. Er hatte die blauen Augen und das helle, schöne Gesicht seiner Mutter, während sein Haar so schwarz war wie das eines Vollblut-Hindu. Bald zog der kleine Samprati die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Schön wie der lichte Morgen, war er zugleich geschickter und stärker als irgend ein Kind seines Alters. Seine Kunststückchen brachten bald den lautesten Beifall und füllten die Taschen Tugras. Des Athleten warme Freundschaft mit Rustam gab eine genügende Erklärung für seine häufigen Besuche im Hause Mahendras. Der Knabe begleitete ihn jedesmal bei diesen Besuchen. Aber während Tugra und Rustam draußen ihre Muskeln übten, übte drinnen der Kaufmann den scharfen Geist seines kleinen Großohnes, so daß dieser bald lesen und schreiben lernte. Bei solchen Gelegenheiten erschien manchmal auch die Tochter des Kaufmanns, die Frau des großen Generals Dabhitti, eilte stracks ins Studierstübchen ihres Vaters und umarmte und küßte da den kleinen Samprati.

Er kannte die hohe Dame, so lange er überhaupt denken konnte, und war nicht im geringsten schüchtern in ihrer Gegenwart. Im Gegenteil, er konnte kaum die Zeit ihrer Ankunft erwarten und war jedesmal höchst enttäuscht, wenn sie einmal nicht kam, um ihn zu herzen. Er liebte sie weit mehr als seine Mutter, wie er eines Tages Mofsa ehrlich gestand zu ihrer unaussprechlichen Freude. Des Gauflers Frau war immer kalt und fremd zu ihm. Diese große Dame aber brachte ihm die süßesten Märchereien, erstickte ihn fast mit ihren Küssen und weinte jedesmal, wenn sie ihn verlassen mußte. Wie sollte er da sie nicht wieder lieben? Damit der kluge Knabe ja nicht eines Tages Verdacht schöpfen möchte, erzählte Mahendra ihm, seine Tochter habe einen Knaben verloren, der ihm sehr ähnlich gewesen sei, und darum weine sie so oft. Auch verbot er dem Kleinen, irgend jemand von seinem Zusammentreffen mit der Dame zu erzählen, sonst dürfte diese vielleicht nicht wieder kommen. Das wäre nun aber für Samprati die härteste Strafe gewesen, darum hielt er seinen Mund.

Er dachte nicht im Traum daran, daß diese süßen Zusammentreffen, die ihm so angenehm waren, die einzigen Stunden für seine arme Mutter bedeuteten, deren Liebling durch einen grausamen Aberglauben von ihrer Seite gerissen war, und die nun in beständiger Furcht lebte, daß sie ihm durch diese Besuche den Tod bringen könnte.

Doch es gab noch etwas anderes im Hause des Kaufmanns, das dem frischen Knaben gefiel, und das war der Bazar mit all jenen Waffen. Besonders stachen die schönen Bogen ihm in die hellen Augen, und er war der stolzeste Knabe in Benares, als der Kaufmann ihm eines Tages einen hübschen kleinen Bogen aus Büffelhorn schenkte. Er übte sich von früh bis spät und wurde bald

ein ausgezeichnete Schütze. Tugra mußte auch diese Kunst zu verwerthen und segnete oft den Tag, da Rustam dieses Goldkind in seine Hütte gebracht hatte.

Bei großen Festen in den Nachbarstädten pflegte der Gautler mit seiner Truppe dorthin zu ziehen. Meistens blieb er jedoch in Benares, da das eine der Bedingungen war, unter welcher er seine Pension von Mahendra bezog, daß er den Knaben niemals weit wegnehmen dürfe. Oft ging er auch zu den Palästen der Reichen, um besondere Vorstellungen zu geben; das Haus Dabhitis hatte er jedoch bisher gesüßentlich gemieden. Doch als Ramuldu ungefähr zwölf Jahre alt war und die Gefahr der Entdeckung ausgeschlossen schien, ersuchte Motta selbst den Gautler, auch zu ihnen zu kommen, damit sie den Knaben öfter sehen könne und sich an seiner Kunst freuen. So waren denn eines Tages alle Bewohner des Hauses nebst einigen Nachbarn versammelt, um den berühmten Tugra und seine Truppe zu sehen. Die Damen waren natürlich hinter seidnen Vorhängen verborgen, durch welche sie jedoch alles sehen konnten. Auch Biebamitra, der Oberpriester, noch immer ein häufiger Gast, war gegenwärtig.

Nach einigen anderen Vorstellungen kam Rustam heraus und gewann rauschenden Beifall selbst von Dabhiti, als er den berühmten Ringer Tugra warf. Dann kam der Knabe Samprati mit seinem Bogen. Am entferntesten Ende der Halle wurde eine Scheibe aufgestellt und in rascher Folge schoß der Knabe mit den blinkenden Augen ein Duzend gefiederte Pfeile in dieselbe, welche einen vollkommenen Zirkel bildeten, und sandte dann den dreizehnten gerade in die Mitte. Lauter Beifall belohnte ihn, und Dabhiti, gewöhnlich so kalt und finster, erhob sich und warf dem Knaben, der sein Herz im Sturm erobert hatte, ein Goldstück zu. Dann zeigte Samprati seine Kunst im Springen, Tanzen und Gliederverrenken. Er

flieg sogar auf eine Leiter, welche Tugra auf seinen Zähnen hielt, und machte oben allerlei turnerische Stücker, wie unsere Clowns noch heute. Doch Tugra verstand auch jene geheimen Künste, die gewöhnlich die Jafire ausüben, welche die westlichen Völker nie vollkommen gelernt und nie genügend erklärt haben. Wahrscheinlich spielt der Hypnotismus, den man bei uns als eine neue Wissenschaft preist, dabei eine große Rolle. Der Gaukler nahm ein dünnes Seil, warf es in die Luft, wo es wie eine Stange stehen blieb, an welcher der Knabe hinaufkletterte, sich oben auf den Kopf stellte und jauchzend in die Hände klatschte. Dann wurde ein großer Korb mitten in die Halle gestellt, der Knabe kroch hinein und Tugra stach mit einem bloßen Schwerte wieder und wieder durch den Korb, bis des Knaben Blut in Strömen hervorquoll und sein Todesgeschrei zu einem Röcheln wurde. Schreckensrufe ertönten auf allen Seiten. Aber laut über alle erscholl das gellende Jammergeschrei Atossas hinter dem Vorhang hervor. Sie zerriß sogar das dünne Gewebe und stürzte sich, alles um sich her vergessend, in der schrecklichsten Seelenpein auf den Gaukler, um ihm sein blutiges Schwert zu entreißen. Doch ehe sie seinen Arm erfassen konnte, warf er das Schwert zur Seite und hob den Korb auf. Er war leer!

Atossa sank ohnmächtig zu Boden; doch die muntere Stimme des Knaben, der von der Straße hereingelaufen kam, brachte sie schnell wieder zu sich. Sie breitete noch knieend die Arme aus, um ihn zu empfangen, und der Knabe, der diese mütterlichen Arme so oft um seinen Hals gefühlt hatte, wäre wohl der stummen, aber beredten Einladung unbedenklich gefolgt. Rustam aber, der die ganze Zeit über besorgt gewesen war, daß Mutter und Kind sich selbst verraten würden, trat schnell hinzu, hob seine Herrin auf und bat sie, sich zurückzuziehen. Viel-

leicht hätten selbst seine eindringlichen Worte und seine flehentlichen Blicke nicht vermocht, die unglückliche Mutter zur vollen Besinnung zurück zu bringen, hätten nicht die ärgerlichen Worte ihres Mannes in diesem Augenblicke ihr Ohr getroffen: „Zurück zu deiner Zenana, einfältiges Weib! Beleidige nicht länger die Augen des heiligen Brahmanen mit dem Anblick deines unverjährten Gesichtes!“ Da er den Korb-Trick schon früher gesehen hatte, so hatte derselbe ihn nicht erregt, obwohl er auch ihm unbegreiflich war. Er dachte nur an die Verletzung der Sitte, welche sich sein Weib hatte zu schulden kommen lassen. Sich zum Priester wendend, fügte er daher hinzu: „Zürne nicht, heiliger Vater, daß dies in meinem Hause vorgefallen ist; ich werde die volle Strafe für ihr Brechen der Kaste bezahlen. Ihr schwaches Frauenherz ließ sie den Kopf verlieren, als sie den Knaben ermordet wähnte.“

Hätte der bigotte Dabhiti nur in das Herz des Priesters schauen können, er hätte keine Spur von Mergerniß darin gefunden. Gefühle gar anderer Art bewegten seine Seele. Er hatte Atossa seit Jahren nicht mehr gesehen, denn sogar die nächsten Bekannten durften nie ins Frauengemach kommen. Als nun mit einem Male die hohe anmutige Gestalt, das zwar bleiche, aber rührend schöne Antlitz vor ihm auftauchten, da kam die alte Leidenschaft über ihn wie ein Sturmwind. Als er dann Atossa knien sah und mit einem Blick unaussprechlichen Verlangens ihre Arme nach dem Knaben ausbreiten, da sprang er in die Höhe, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Das totenbleiche Antlitz des Kindleins, welches diese Frau vor zwölf Jahren in den Strom geworfen hatte, tauchte vor ihm auf. Es hatte ihn jahrelang verfolgt; als er dann aber in der ganzen langen Zeit rein gar nichts fand, seinen Argwohn zu nähren, da war derselbe endlich

verschwunden. Doch in diesem Augenblick brach er wieder mit Macht hervor.

Jener zärtliche Blick konnte nicht mißverstanden werden; solch ein Verlangen konnte nur in einem Mutterherzen aufsteigen. Jener Knabe war gerade im rechten Alter. Und sah er nicht wirklich der knieenden Frau ähnlich? Sein Haar war allerdings schwarz, aber Gesicht und Augen waren heller als bei den allermeisten Hindus, während sein Meister Tugra ein echter dunkler Dravide war. Dieses jugendlich schöne Gesicht, erinnerte es ihn nicht mächtig an ein ähnliches, das vor 20 Jahren sein Herz hatte schneller schlagen machen? Es bedurfte all seiner Selbstbeherrschung, um äußerlich ruhig zu bleiben, während diese Gedanken durch sein Gehirn stürmten.

Gnädig antwortete er dem General, daß die Buße leicht sein solle, da der Fehler nicht beabsichtigt sei. Doch sein brennendes Auge hielt er auf den Knaben gerichtet, der jetzt mit einem Körbchen die Gaben einsammelte. Der Hansherr gab reichlich und die übrigen Freien taten es gleichfalls, denn die Vorstellung war wirklich ausgezeichnet gewesen. Als der Knabe aber zu Priya kam, dem Sohn des Hauses, flüsterte dieser junge Herr in bitterem Ton: „Ich wollte, er hätte dich wirklich mit seinem Schwert getötet.“

Ergötzt und beleidigt trat Samprati einen Schritt zurück, während das Blut ihm in die Schläfen stieg und seine Augen so stolz und frei blickten wie die irgend eines Edelknaben.

Der stolze Blick ärgerte Priya erst recht, und anstatt eine Münze in das Körbchen zu legen, schlug er es Samprati aus der Hand, daß der ganze Inhalt auf dem Boden umherrollte. Sein heftiges, mutwilliges Benehmen war längst der Schrecken des Hauses. Da er das einzige Kind und dazu fränklich war, so hatte sein Vater ihn verwöhnt,

bis der Jüngling kein Gebot mehr kannte als seinen eigenen Willen. Auch jetzt erwartete er nicht mehr als eine milde Zurechtweisung seines Vaters, doch diesmal hatte er sich getäuscht. Die Augen des Gauflerknaben flammten wie Feuer und seine Faust erhebend, rief er in lautem, drohendem Ton: „Heb' das Körbchen auf, oder ich schlag dich nieder!“

Die ganze Versammlung war wie vom Donner gerührt; allerdings nicht über die Gemeinheit Prixa's, sondern über die Kühnheit Sampratis. Wann hatte ein so niedrig geborener Hindu es jemals gewagt, seine Hand gegen einen so hoch geborenen zu erheben! Aber Dabhiti, dessen ehrliches Kriegerblut den Mut Sampratis bewunderte, während er sich des gemeinen Benehmens seines eigenen Sohnes schämte, fand kein Wort, den Gauflerknaben zurechtzuweisen, wie jedermann erwartet hatte. Die beiden Knaben standen sich dicht gegenüber und waren ein bemerkenswerter Anblick. Prixa, gegen drei Jahre älter, war etwas höher, obwohl mager und bucklig. Sein ursprünglich hübsches Gesicht war jetzt durch Neid und Hochmut verzerrt. Samprati, unbekleidet bis auf sein dürftiges Lendentuch, war ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Selbst der Zorn, der jetzt in seinen bräunlichen Wangen glühte und sie dunkler erscheinen ließ, als sie eigentlich waren, erhöhte noch seine Schönheit. Die beiden Knaben waren sehr verschieden, und dennoch glaubte der Priester eine große Ähnlichkeit in beiden zu entdecken. Selbst die Kühnheit bestätigte seinen Verdacht. In diesen Adern rollte kein gemeines Gauflerblut; das kühne Kriegerblut Dabhitis brach hervor.

Prixa's Neid war sogleich durch Sampratis Kraft und Geschicklichkeit erregt worden. Als er dann bemerkte, welch tiefen Anteil seine Mutter an dem Knaben nahm, die ihm selbst immer so unnahbar erschien, eine Folge sei-

ner eigenen Kälte, die sie nicht überwinden konnte, da konnte er sich kaum mehr bändigen. Als er nun das flammende Auge und die geballte Faust Sampratis dicht vor sich sah, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, denn im Herzen war er ein Feigling, wie die meisten rohen, hochfahrenden Menschen. Doch sein Hochmuth überwand bald seine Furcht und plötzlich seine Reitpeitsche, welche er in der Hand trug, erhebend, hieb er Samprati heftig über den Kopf, indem er zugleich mit gellender Stimme schrie: „Nimm das, Hund eines Sklaven, für dein Anbellen!“ Mit einem Wutschrei, begleitet von einem Angstschrei von jenseits des Vorhangs, sprang Samprati auf Prixa zu, riß ihm die Peitsche aus der Hand, schleuderte sie rückwärts über seinen Kopf und war nun drauf und dran, seine ehrlichen Fäuste gründlich zu gebrauchen. Doch bereits war die ganze Versammlung in Aufruhr. Dabhiti rief, daß man die Knaben trennen sollte, und ehe noch die rächenden Fäuste niedersausen konnten, waren sie gefangen in den breiten Händen des Negerk, von denen es kein Entrinnen gab.

Während Rustam den sich heftig wehrenden Knaben aus der Halle trug, sammelte Tugra hastig die zerstreuten Münzen und wollte sich dann beeilen, den entschieden heiß gewordenen Ort zu verlassen. Er dachte an all die Not, welche der heißblütige Knabe über sich selbst und alle anderen herabrufen konnte hier im Hause seiner leiblichen Eltern. Wer hätte auch solch einen Ausgang der Vorfelung erwarten können!

Gewöhnlich pflegten die stolzen Leute der höheren Rassen mit seinesgleichen auch nicht mal ein Wort zu wechseln. Er warf einen flüchtigen Blick auf Dabhiti; doch das Gesicht des rauen alten Kriegers zeigte nichts als Aerger über den unangenehmen Vorfall. Zunächst traf sein Blick den Priester, und da fiel ihm das Herz in den

Sendenschurz. Das mächtige Auge Vicvamisra's verfolgte den Knaben, bis er die Halle verlassen hatte, und zeugte nur zu klar von dem tiefen Verdacht, der in seiner Seele erregt war. Leise versuchte Tugra sich hinaus zu schleichen, doch die scharfe Stimme des Priesters rief ihn zurück. „Woher hast du den Knaben,“ herrschte er ihn an, „denn dein eigenes Kind ist er offenbar nicht?“ Ein gewöhnlicher Mann konnte leicht durch diese drohende Frage außer Fassung gebracht werden, denn zu allen Zeiten wurden Gaukler beschuldigt, Kinder zu stehlen. Doch Tugra war kein gewöhnlicher Mann, und seine Herkunft, sowie auch sein Beruf und seine Weltkenntnis, hatten nur wenig Schrecken vor den Brahmanen in seiner Seele zurückgelassen. Demütig, aber fest, antwortete er daher: „Der Knabe ist mein eigenes Kind, ich habe ihn nicht geraubt.“

„Woher hat er denn seine blauen Augen und seine helle Haut?“ fuhr der Priester fort mit höhnischer Stimme. „Du bist so dunkel wie irgend ein Dravide, jener Knabe aber ist heller als ein Brahmane.“

Doch Tugra ließ sich nicht verblüffen. Blatt log er weiter: „Die Götter können Wunder tun, allerheiligster Vater, wie du uns oft gepredigt hast: Jener Knabe ist mir und meinem Weibe seit seiner Geburt ein stetes Wunder gewesen, sowohl in seinem Aussehen, wie in seiner Geschicklichkeit und Kraft.“

Vicvamisra war fest überzeugt, daß der Mensch ihn anlog, aber er erkannte auch die Nutzlosigkeit, ihn jetzt weiter zu fragen. Mit einer ungeduldigen Bewegung wies er ihn fort, rief nach seiner Sänfte und verließ das Haus Dabhitis. Ehe er jedoch seinen Palankin betrat, flüsterte er seinem vertrauten Diener ins Ohr: „Folge heimlich dem Athleten und dem Knaben und sage mir alles, was du über ihr Heim, ihre Verbindungen und ihr Leben erfahren kannst.“

VII.

Unter den Elefanten.

Der Priester hatte kaum das Haus verlassen, als Atossa schon Rustam rufen ließ. Belebend vor Aufregung befahl sie ihm, sofort zum Vater zu gehen und ihn von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Sie schluchzte, als ob ihr Herz brechen sollte, während sie Rustam zuflüsterte: „O, daß meine große Liebe zu meinem Knaben mich verleitete, ihn herkommen zu lassen, und daß der Gaukler jenen grausamen Streich spielte! Ich muß mich wundern, daß mein Vatte nichts merkte. Aber wehe mir! ich habe die Augen des Priesters gesehen und seine Worte gehört. Er wittert die Wahrheit und wird nicht ruhen, bis er alles erfahren hat, und dann muß mein Liebling sterben. Ich weiß, er muß sterben, denn Dabhitis Fanatismus wächst von Jahr zu Jahr. Das Wort dieses Priesters gilt ihm gleich dem Wort der Götter. Er wird sich nicht scheuen, seinen Sohn mit seinen eigenen Händen zu töten, wenn er erfährt, daß ich meinen Rannuldu nicht ins Wasser geworfen habe. Sein grausamer Bruder hat aus gar keiner Ursache die Peitsche gegen ihn erhoben, sein Vater wird das Schwert gebrauchen. O, eile und sage meinem Vater, daß er das Kind in irgend einer benachbarten Stadt verberge, weit genug, daß er den Augen des Priesters entriickt ist. Die wenigen kurzen Stunden, da ich bei meinem Liebling sein konnte, waren die einzigen Sonnenstrahlen in meinem dunklen Leben; aber gerne will ich sie entbehren, wenn nur mein Knabe gerettet wird. Gewiß sind die Diener des Priesters jetzt schon auf seiner Spur, daher eile und sieh dich vor. Rette mein Kind von den Räubern, wie du mich gerettet hast.“

Der treue Neger bedurfte keiner Aufmunterung. Still verließ er das Haus und bald kannte Mahendra die Größe der Gefahr, die seinem Großsohn drohte. Sowohl er wie Mustam waren überzeugt, daß auch der schlaue Gaukler die Gefahr bereits erkannt hatte; seine kühnen Worte an den Priester ließen das nicht im Zweifel. Er mochte aber im Zweifel sein, ob der Kaufmann den Knaben in der Stadt oder sonstwo verborgen haben wollte. Beide stimmten Atossa bei, daß es das Sicherste sei, Ramuldu aus der Stadt fortzuschaffen, wenn der Gaukler dies unbemerkt bewerkstelligen konnte. Aber Mustam durfte die Botschaft nicht bringen; seine Riesengestalt und sein Wollkopf waren in der ganzen Stadt bekannt, und einen anderen Diener mochte Mahendra auch nicht in sein Vertrauen ziehen. Dann erinnerte er sich, daß der Knabe lesen konnte, schrieb schnell einen kleinen Zettel an Tugra und sandte denselben mit einem Hindudiener, der natürlich nicht lesen konnte. Auch der Gaukler verstand diese Kunst nicht, aber er erriet sofort den Zweck der Botschaft. So wie der Bote fort war, gab er Ramuldu den Zettel und dieser las laut: „Des Knaben Leben ist in Gefahr; nimm ihn sofort nach einer andern Stadt, aber nimm dich in acht vor den Spähern des Priesters.“

„Gerade, was ich erwartete,“ brummte der Athlet. „Gebe nur den Finger gegen einen der höheren Kasten, wenn er dich auch wie einen Hund behandelt, und dein Leben ist verwirkt. Und doch sagt Mahendra, daß es Länder gibt, wo die Kaste unbekannt ist, und in unserm eigenen Lande wird sie von den Buddhisten verworfen. Doch, was wollen wir tun? Während des Tages können wir nicht fort; denn wenn sie uns auch nicht fest hielten, würden sie uns folgen. Ich glaube kaum, daß sie sogleich Gewalt gebrauchen werden. Einen der Diener des Priesters sah ich uns nachschleichen, und gewiß liegt der noch irgendwo

in der Nachbarschaft auf der Lauer. Aber sie müssen früh aufstehen, wenn sie Tugra, den Ringer, fangen wollen. In der Nacht werden wir ihnen schon entweichen. Aber wohin soll ich dich bringen, mein Junge? Ich muß dich hergeben, so ungern ich es auch tue, denn ich bin ein öffentlicher Gaukler, und sie würden dich bald fangen, wenn du in meiner Truppe bliebest.“

„Nimm mich zu deinem Freunde Kurukutsu, dem Elefanten-Msbrichter,“ rief Ramuldu mit blitzenden Augen. „Er wollte mich letztes Jahr schon behalten, und ein Elefantenreiter wäre ich noch lieber als ein Athlet.“

„Du hast's getroffen, Junge,“ rief Tugra mit einem Seufzer der Erleichterung, „kein besserer Plan könnte erdacht werden. Unter den Elefanten wird dich niemand suchen, und doch ist die Stadt nicht zu weit, daß ich dich nicht alle Jahre einmal sehen und wenn nötig heimholen könnte.“

Es war wie Ramuldu gesagt hatte. Während ihres letzten Besuches in jener Stadt hatte Ramuldu jeden freien Augenblick bei den Elefanten zugebracht, während Tugra ihn hier in Benares nicht hingehen ließ zu den königlichen Tieren. Er kannte kein größeres Vergnügen, als hinter den Ohren der Dickhäuter zu reiten, und fürchtete sich nicht im geringsten, wenn sie einmal wild und unbändig wurden. Sein feuriger Geist liebte vielmehr die Gefahr, und seit jener Zeit war es sein höchster Ehrgeiz, einmal der Führer eines solchen Ungeheuers zu werden.

Tugra hatte recht gerechnet. Der Späher Vieramitras umschlich seine Hütte den ganzen Tag. Er sah den Boten Mahendras hineingehen und wäre ihm gerne gefolgt, da er ihn nicht kannte, fürchtete aber inzwischen Tugra und den Knaben aus den Augen zu verlieren. Gegen Abend kam ein anderer Diener des Priesters, um ihm beizustehen, und mit ihm dem Gaukler zu folgen,

falls er den Knaben fortnehmen sollte. Völlig überzeugt, daß Samprati Dabhitis Sohn sei, hoffte der Priester, auch bald den General davon überzeugen zu können. Daß Mahendra den Knaben weit fortschicken werde, glaubte er nicht, darum wollte er für jetzt nur den Aufenthaltsort desselben genau wissen, so daß er ihn jederzeit fassen konnte, wenn seine Pläne reif wären. Dann wollte er Rache nehmen an Atoffa, die ihm versagt war, und an Mahendra, der ihn verachtet hatte. Er wollte ihnen seine Macht zeigen, ihren Liebling durch die Hand des eigenen Vaters töten lassen. Seine grausame, rachsüchtige Seele schwelgte förmlich in der Vorstellung dieses Entsetzlichen.

Die Nacht brach herein und die Späher krochen näher an die Hütte heran. Doch nichts rührte sich bis gegen Morgen. Tugra dachte an die geschlossenen Stadttore und wartete. Erst im Morgengrauen sahen die müden Späher zwei Schatten aus der Hütte kommen und dem Flusse zufließen, wo sie ein kleines Boot bestiegen. Sie hatten das erwartet und eilten leise nach ihrem eigenen Rahn. Doch Tugra und Namuldu waren solch ausgezeichnete Ruderer, daß die wenigen Augenblicke, welche ihre Verfolger gebrauchten, um zu ihrem Boot zu gelangen, genüigten, um sie in dem dichten Nebel verschwinden zu lassen. Die klugen Späher hielten freilich ihre Ohren an das Wasser, aber kein Rudererschlag verriet, welche Richtung Tugra genommen hatte. Sobald er ihnen aus den Augen war, hatte der listige Gaukler nämlich die Ruder eingezogen und sein Boot mit der Strömung treiben lassen; nur das Steuer wendete er ein wenig, so daß er langsam zu demselben Ufer zurücktrieb, das er eben verlassen hatte. Die Verfolger mußten jetzt nicht, was sie machen sollten; da sie jedoch dachten, Tugra wolle den Fluß kreuzen, so ruderten sie ein wenig in denselben hinein und ließen sich dann gleichfalls treiben, freilich ohne Erfolg. So wurden

sie überlistet, zum Schaden ihrer armen Rücken, die der wütende Oberpriester beim Empfang der Nachricht grausam peitschen ließ.

Als das Stadttor sich knarrend öffnete, war Zugra der erste, der hindurchging, und bald war Ramuldu wohlbestallter Elefantenführer des benachbarten Rajah. Sein Meister, Kurnkutsu, jauchzte auf, als er den frischen, starken Knaben kommen sah, und schwur willig bei allen Göttern, daß er niemals verraten würde, woher derselbe gekommen sei. Er nannte ihn Kucala und hatte bald keinen besseren Gehilfen als diesen Jüngling, der schnell zu einem stattlichen Mann heranreifte.

Der Ehrgeiz unseres jungen Freundes war gestillt und er war glücklich in seiner neuen Heimat unter seinen Freunden, den Elefanten. Dennoch kam manchmal ein wenig Heimweh über ihn, zugleich mit ernstern Gedanken über sich selbst, woher er komme und wohin er gehe. Seit Mahendra ihm einiges von dem großen Gott Jehovah gesagt, der Himmel und Erde erschaffen, dessen Namen er aber niemals vor seinen Kameraden nennen dürfe, gab er noch weniger als vorher um die Götter, von denen er so viel reden hörte. Manchmal grübelte er darüber nach, wer und was dieser große Jehovah wohl eigentlich sei, und ob er sich um solch ein armes Geschöpf, wie ihn, auch wohl kümmern würde. Solche ernste Gedanken kamen meistens in der Abendstille, wenn er sich auf seiner Matte zusammenrollte für die Ruhe der Nacht. Seine gesunde Natur befreite ihn freilich meistens bald von den schweren Gedanken, indem sie ihn einschlafen ließ. Sein Heimweh pflegte zur selben stillen Stunde zu kommen und ebenso aufzuhören. Er hatte allerdings kein Heimweh nach Zugra und seiner Frau, obwohl er sie für seine Eltern hielt und sie ihn niemals hart behandelt hatten. Sein Sehnen und Verlangen galt dem alten Kaufmann, seinem stillen

Studierzimmer und seiner blinkenden Waffensammlung. Es galt jener großen, schönen Dame, die freundlicher zu ihm gewesen war, als seine eigene Mutter, und beinahe gestorben war vor Angst, als sie ihn getödet wähnte. Wie froh war er, als nach langen zwölf Monaten der Gaukler endlich wieder mit seiner Truppe ankam. Während des Tages tat Tugra freilich, als kenne er ihn nicht, und Ramuldu war auch verständig genug, sich nicht zu verraten. Raum aber war die Nacht hereingebrochen, so saß er im Zelte des Athleten und er ging nicht heim bis nach Mitternacht. Er wurde nicht müde, von Benares und seinen alten Freunden zu hören. Doch das Beste, was Tugra ihm brachte, war ein Brief von dem Kaufmann, voll guten Rats und guter Wünsche, welche die Liebe des alten Herrn zu seinem jungen Schüler zeigte. Der letzte Teil des Briefes war in steiferer Handschrift geschrieben, als ob der Schreiber selten eine Feder anfaßte. Aber Ramuldu zitterte vor Freuden, als er die Worte langsam herausbuchstabierte und erfuhr, daß sie von des Kaufmanns Tochter geschrieben waren, seiner lieben, mütterlichen Freundin, an die er so oft sehnend gedacht hatte. Sie schrieb ihm, wie sie sich freue, daß er seinen Feinden entronnen sei, aber auch wie sie um ihn bange in seinem gefährlichen Beruf. Sie sagte ihm auch, wie sehr sie ihn vermisse, und daß sie hoffe, er würde ihrer freundlich gedenken, obwohl ihr eigener Sohn so schlecht zu ihm gewesen sei. „Ich bete immer für dich zu dem einzigen wahren Gott, dem großen Jehovah, den mein Vater in fremden Landen kennen lernte, der aber wirklich meine Gebete erhört hat. Möge er dich vor allem Harm bewahren!“

Dieser Schluß versetzte Ramuldu in so tiefes Nachdenken, daß er alles um sich her vergaß und nicht einmal einen Blick warf auf die Geschenke, welche Tugra ihm gebracht hatte. Endlich sprach er zu sich selbst, doch so laut,

daß Zugra es hörte: „Das nächste Mal, wenn ich recht in Noth komme, will ich auch zu Jehovah beten.“

„Zu wem beten?“ rief Zugra lachend. „Unter all den Tausenden indischer Gottheiten habe ich diesen Namen doch noch nie gehört.“

Ramuldu errötete; freilich nicht aus Scham, wie manche schwache Christen, wenn sie in ihrem Gebet oder ihrer Andacht überrascht werden, sondern weil er sich der Warnung Mahendras erinnerte. „Ich darf seinen Namen nicht nennen, aber die große gute Frau, die Tochter des Kaufmanns, sagt mir, daß er wirklich Gebete erhört.“

Zugra lachte abermals; er hatte so viel Betrügerei der indischen Priester kennen gelernt, daß er ein ziemlich arger Zweifler geworden war, obgleich er um seines Berufes willen das niemand verriet. Er dachte, Mossa habe irgend eine neue indische Gottheit entdeckt, und hatte kein Verlangen, mehr davon zu erfahren, da er in allen religiösen Dingen gleichgültig war.

So konnte Ramuldu nun in Ruhe die schönen Geschenke bewundern. Der Kaufmann hatte ihm einen mit Zimbeln besetzten Dolch gesandt, die Tochter ein seidenes Tuch. Als er seinen ganzen Wortschatz erschöpft hatte, um sein Entzücken zu beschreiben, erinnerte Zugra ihn daran, daß man eine schriftliche Antwort erwarte, wofür er alles Nötige bei sich hatte. Das dämpfte den Enthusiasmus Ramuldus bedeutend, denn er hatte seit einem Jahre keine Feder angerührt. Doch ging er mutig an die Arbeit. Zuerst schrieb er der Dame, daß er sie mehr liebe als seine Mutter und fast täglich an sie denke; daß sie sich über die Gemeinheit ihres Sohnes nicht länger grämen solle, denn die habe ihn zu einem Elefantenführer gemacht; daß sie sich um ihn nicht sorgen solle, denn er habe schon den „Majah“, den größten und wildesten Elefanten im ganzen Lande, bestiegen, der mehrere frühere Wärter getötet

habe, und derselbe habe ihm gar nichts getan. — Er dachte nicht im Traum daran, daß die Freude, welche der erste Satz brachte, mehr denn aufgehoben wurde durch die Gefahr, welche im zweiten lauerte. Dann schrieb er Mahendra, daß er einen Elefanten ein gut Theil besser regieren könne als eine Feder, und daß Zugra ihm alles viel besser erzählen könne, als er im Stande sei es zu schreiben. Mit herzlichem Dank für den herrlichen Dolch, den er seiner Zeit mal gut zu gebrauchen hoffe, schloß er seinen Brief und wischte die schweren Schweißtropfen von der Stirn nach der sauren Arbeit.

Sechs Jahre blieb Ramuldu bei Kurukutsu. Sein feuriger, furchtloser Geist, verbunden mit der Kraft und Gewandtheit seines Körpers, machten ihn zu einem ausgezeichneten Elefantenwärter. Selbst der heimtückische „Rajah“ erkannte ihn als seinen Meister und folgte ihm aufs Wort. Manch eine Elefantenjagd machte er mit, und sein mächtiges Tier, von seiner starken Hand geleitet, war besonders nützlich beim Einfangen der wilden Elefanten. Noch heute pflegen die Rajahs Indiens ihre Elefantenherden durch Erjagen wilder Tiere zu ergänzen, da die gefangenen Tiere sich niemals paaren.

So kam es, daß ihr Fürst bald mehr Elefanten hatte, als er gut versorgen konnte, und als er seinen nächsten Tribut an seinen Oberherrn, König Buschyamitra in Benares, sandte, fügte er Ramuldu's Elefanten als Ehrengabe hinzu. Gewöhnlich geht der Wärter mit seinem Tier; da aber Kurukutsu Ramuldu nicht gerne verlieren mochte, sich auch fürchtete, ihn nach Benares zu senden, so ließ er den „Rajah“ mit einem andern Führer ziehen. Das Tier war fromm gewesen, seit Ramuldu es führte und man hoffte, daß es seine alten Tüde abgelegt habe. Doch in Benares war der „Rajah“ gleich von Anfang halbstarrig, und nach einigen Wochen wußten sie kaum

mehr, was sie mit ihm machen sollten. Selbst Dabhiti, der gewaltige Führer der Elefanterie des Königs, konnte dieses wilde Tier nicht bändigen. Dann bekannte der neue Führer, daß er den „Rajah“ nur einige Wochen in seiner Obhut habe, während der frühere Wärter, der niemals Not mit ihm gehabt habe, bei seinem alten Herrn geblieben sei. Voller Entrüstung berichtete Dabhiti dies an seinen Herrn und noch selbigen Tages ging ein Eilbote ab, um unseren Ramuldu zu holen. So kam er nach Benares zurück. Ihm war dieses gerade recht. Längst hatte er sich nach seiner Geburtsstadt und seinen Freunden und Verwandten zurückgesehnt. Die Gefahr, die er dabei lief, war ihm nie so groß erschienen; oft hatte er sich vielmehr über die Angst und Sorge des Kaufmanns und seiner Tochter gewundert. Was hatte er denn verbrochen, als daß er einem frechen Gesellen, wenn's auch eines Edelmannes Sohn ward, Prügel angeboten hatte? Jetzt aber mit 18 Jahren glaubte er ganz sicher zu sein. Welcher Feind konnte in ihm, einem großen, starken Elefantentreiber, den zwölfjährigen Gauklerknaben wieder erkennen? Die Erlaubnis seiner Freunde hatte er nicht eingeholt, weil er dazu einfach keine Gelegenheit gehabt hatte. Doch seine erste Freistunde fand ihn in ihrer Mitte, allerdings nicht in der Hütte Tugras, sondern im Bazar Mahendras.

Der Kaufmann war aufs höchste überrascht, als der stattliche, schöne Jüngling hereintrat, ihn bei der Hand ergriff und ihn lächelnd fragte, ob er ihn denn nicht mehr kenne. Der Großvater hätte ihn wirklich nicht erkannt, wenn die dunkelblauen Augen nicht gewesen wären. Diese herrlichen Sterne hatte er einst an seinem jungen Weibe bewundert; sie hatten ihn im Antlitz seines Kindes entzückt, und sie blieben das verräterische Erbteil seines Großfindes. Furcht und Freude rangen um die

Herrschaft in der Brust des alten Mannes: Furcht wegen der Gefahr, in welche sich Ramuldu begeben hatte, indem er beständig unter den Augen seines fanatischen Vaters stand; Freude über die athletische Gestalt und das schöne ehrliche Antlitz da vor ihm. Er führte den Jüngling in sein Studierzimmer und umarmte ihn. Die nächste Frage des Jünglings galt seiner mütterlichen Freundin, die seiner sogar in der Ferne gedacht hatte. Es war fast ein Jahr vergangen, seitdem Tugra die letzte Botschaft aus der dunklen Zenana gebracht hatte. Mahendra antwortete traurig: „Ich habe sie seit vielen Monaten nicht mehr gesehen. Ihr Vatte, dein neuer Herr, wird immer fanatischer und trübsinniger. Ihr Sohn, der verzogene Schlingel, der dich einmal schlug, ist häßlich zu ihr wie zu jedermann. Ihre Schwiegermutter ist ein wahrer Drache. Deine Briefe sind ihre einzige Freude gewesen, denn sie liebt dich, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann.“

Der meistens so ruhige, zurückhaltende Kaufmann war von seinen Gefühlen übermannt und nahe daran, Ramuldu alles zu bekennen. War der nicht jetzt ein erwachsener Mann, der schon ein Geheimniß bewahren konnte? Aber er fürchtete den stolzen, feurigen Sinn des Jünglings, der sich kaum lange als Sklave behandeln ließ, wenn er einmal wußte, daß er der Sohn eines berühmten Generals sei. Daher beschloß Mahendra, das Geheimniß zu bewahren bis zu gelegenerer Zeit. Tugra war auf Reisen mit seiner Familie, welche alle an seinen Vorstellungen teilnahmen, so daß Ramuldu sie nicht besuchen konnte. Er war ehrlich genug, sich zu gestehen, daß er sich eigentlich wenig nach ihnen sehne, und kindlich genug, sich selbst wegen seiner Lieblosigkeit zu schelten. Aber er konnte es nicht ändern, sein Herz zog ihn nach jener großen, schönen Dame, und ein Schatten huschte

über seine offene Stirn, als er sie mit jener anderen einfachen Frau verglich, die er Mutter nannte. „Ich wollte, jene herrliche, gute Frau wäre wirklich meine Mutter,“ sagte er zu sich selbst. „Ich würde nicht häßlich zu ihr sein, wie ihr Sohn, dessen Hals ich umdrehen möchte, weil er roh sein kann zu solch einer Mutter.“

Obne es zu wissen, hatte er diese Worte aber so laut gesprochen, daß Mahendra sie verstanden hatte. Er erschraf fast, als er sie hörte, aber er freute sich dennoch darüber. „Die Natur fordert ihr Recht,“ dachte er; „vielleicht wird sie bald alle Fesseln des unnatürlichen Geheimnisses sprengen.“ Aber nochmals überwand er die starke Versuchung und sagte einfach: „Atossa liebt dich wie einen Sohn, und du darfst sie wie eine Mutter lieben, da ihr eigener Sohn sie nicht liebt. Sobald wie möglich will ich eine Zusammenkunft verabreden. Es ist wohl besser, wenn du nicht zu oft hierher kommst während des Tages, noch zu deines Vaters Hütte, damit deine Feinde dich nicht erkennen und selbst heute noch Rache nehmen. Dabbitsi ist ein sehr rücksichtsloser, fanatischer Mann und sein rachsüchtiger Sohn hat eine große Gewalt über ihn. Nimm dich ja in acht, daß der General nicht einst den Gauflerknaben in dir entdeckt, der seinem Sohn in seiner eigenen Halle Prügel anbot; er möchte dich mit eigenen Händen vor die Füße seiner Elefanten werfen.“

Ramuldu lächelte etwas ungläubig über diese Beschreibung seines neuen Herrn und sagte: „Ich glaube, du und deine freundliche Tochter sind viel zu besorgt um mich. Ich glaube kaum, daß der General mich bestrafen würde wegen eines so kleinen und so alten Vergehens. Er weiß ganz gut, daß sein Sohn allein die Schuld trug, und soweit ich sehen kann, ist er seinen Untergebenen wohl ein sehr strenger, aber ein gerechter Herr.“

Mahendra erschraf über die Leichtherzigkeit des Jüng-

lings, erinnerte ihn nochmals an die schreckliche Macht der Kaste und der Priester, welche jedes Brechen derselben ahnten, und ließ ihn nicht gehen, bevor er versprochen hatte, in Worten und Thaten so vorsichtig wie möglich zu sein.

Gutmütig gab Ramuldu das Versprechen, obwohl er eigentlich keinen Grund sah, weshalb er seine Herkunft so verbergen sollte. Ihm gefiel der General, streng und mürrisch wie dieser meistens auch war; denn Dabhiti war tapfer und stark, der berühmteste Elefantenführer des Landes, und Ramuldu konnte sich durchaus nicht über ihn beklagen. Das Gefallen schien sogar gegenseitig zu sein. Während Ramuldu den Herrn sofort zu seinem Ideal gemacht hatte und hoffte, eines Tages seine Stelle einnehmen zu können, obwohl die Kaste das in Indien ja unmöglich machte, hatte auch der Herr den Jüngling bald ins Herz geschlossen. Er war sehr erstaunt, einen solchen jungen Mann einen so heimtückischen Elefanten bemeistern zu sehen. Bald erkannte er dann den feurigen Wagemut des Jünglings, wie auch seine wunderbare Kraft und Gewandtheit, und schaute so in ihm ein Abbild seiner eigenen Jugend. Nur einen großen Unterschied bemerkte er. Er selbst war immer finster, traurig und schweigsam gewesen, während dieses Jünglings Augen leuchteten wie die Sterne des Himmels und seine muntere Zunge selten Ruhe fand. „Glücklich wie meine arme Atoffa als Mädchen,“ murmelte er, wenn er die fröhliche Stimme Ramuldu's unter seinen Kameraden vernahm. „Ach, auch er wird sich verändern, wie meine Atoffa, und es ist gut so. All die Freuden dieser Erden müssen in einem neuen Leben mit Pein und Schande bezahlt werden. Die Seele dieses schönen, glücklichen Knaben wird einst vielleicht den Staub lecken in der Gestalt einer giftigen Schlange; oder er wird wieder geboren werden wie einer jener Elefanten,

die er jetzt zu beherrschen liebt. Der Priester hat recht; alles Leben ist ein reines, unvermishtes Uebel, und das höchste Ziel des Lebens ist es, sich selbst wegzuverwerfen. Ich wollte, ich wäre schon als Jüngling ein Büsser geworden, wie meine Mutter wünschte. Dann hätte ich dieses elende Leben längst abgelegt und wäre aufgegangen in den großen Brahma ohne die schreckliche Furcht, wieder und wieder geboren zu werden in endloser Folge. Ich fürchte, der Priester hat recht, wenn er mein Weib den Fluch meines Lebens nennt, eben weil sie demselben die süßeste, die einzige Freude gegeben hat. Ehe ich sie traf, war ich fest entschlossen, Büsser zu werden und meine ewige Ruhe durch meine heiligen Werke zu verdienen. Aber ihre blauen Augen schlugen meine Seele in Banden und fesselten mich an die sündlichen Vergnügungen dieser Welt. Ich habe versucht, sie deswegen zu hassen, wie mein Freund, der heilige Priester, mir geraten hat; aber ich liebe sie immer noch, dies liebliche, dies unglückliche Geschöpf. Ob wohl wirklich ein Dämon hinter ihrem süßen, traurigen Gesicht lauert, wie der Priester fürchtet? Ihre wunderbare Gewalt über meine Seele läßt mich's fast vermuten. Hat sie mich nicht zweimal bewogen, meine Mädchen vom heiligen Strom fern zu halten? Ich bin mir froh, daß ich bei Ramuldu fest blieb. Er war ein schönes Kind und würde ein Mann geworden sein schön und stark wie dieser Kucala. Aber ein Sohn wie Kucala möchte eine Fessel für meine Seele geworden sein so stark wie meine Motta. Die Götter seien gelobt, daß Ramuldu im Ganges geopfert wurde. Dieses Opfer rettete seine Seele und erleichterte die meine.“

Sich dieses jungen Fremdlings zu freuen, das erschien diesem unglücklichen Jünger heidnischen Aberglaubens, der es sich so sauer werden ließ, alle natürliche Liebe zu seinen nächsten Blutsverwandten zu ertöten, nicht

unrecht zu sein. Daher genoß Kucala bald allerlei Vergünstigungen. Als er um die Erlaubnis bat, manchmal seinen Posten verlassen und die Nacht in der Stadt zu bringen zu dürfen, befahl Dabithi dem zuständigen Offizier, ihn so oft er nur wünschte, gehen zu lassen, gab ihm aber zugleich eine väterliche Warnung vor den Lasterhöhlen der Stadt mit auf den Weg. Er ahnte nicht, wo der Jüngling die Nacht zubringen würde.

Austam hatte eine Zusammenkunft im Garten des Generals verabredet. Trotz aller Gefahr der Entdeckung war Atoffas Verlangen nach ihrem Knaben so stark, daß sie um Mitternacht das Haus verließ unter der Führung des treuen Negers. Es war dunkel, und sie war schon nahe beim Ufer, bevor sie einen kleinen Kahn mit zwei Insassen am Fuße der Terrasse bemerkte. In der gebeugten Gestalt erkannte sie bald ihren Vater. Aber wer war jener hohe, stattliche Mann, der sich jetzt im Boot erhob, auf die Terrasse sprang und ihr die Hände zum Willkommen entgegenstreckte? Konnte das ihr eigener Sohn, ihr Ramuldu sein, den sie vor sechs Jahren als einen Knaben in die Verbannung geschickt hatte? Sie wußte ja, daß er in den Jahren gewachsen sei, aber in ihrer Seele wohnte das Bild des Knaben und sie fand es schwer, dasselbe plötzlich mit dem eines großen, starken Mannes zu vertauschen. Ihr Herz klopfte so stark, daß ihr der Atem mangelte und eine Ohnmacht sie anwandelte. Vom Vater gewarnt, war sie fest entschlossen, sich nicht zu verraten. Aber was nützen die festesten Entschlüsse in solchen Augenblicken höchster Erregung, höchsten irdischen Glücks? Im Sternenschein konnte sie ein wenig die schönen Züge ihres Sohnes erkennen, die den ihrigen so gar ähnlich waren. Sie hob die Arme, wie um eine Stütze zu finden, doch im nächsten Augenblick war auch das Ohnmachtsgefühl vorüber. Sie nahm sein

Haupt in beide Hände, zog es zu sich hernieder, küßte seine Augen, seine Wangen, seine Lippen in ihrem wilden Entzücken und trank an dem Quell mütterlicher Glückseligkeit, wie nur ein halbverschmachteter Wüstenwanderer sich laben kann am endlich gefundenen Quell der Dase.

Ramuldu hatte einen warmen Empfang von seiner mütterlichen Freundin erwartet, aber diese Wärme überaschte ihn doch. Sie schreckte ihn aber keineswegs zurück; im Gegenteil, sie erregte die Tiefen seiner jungen, liebehungrigen Seele, und bald gab er die Liebesbeweise mit gleicher Inbrunst zurück, indem er innig sagte: „Meine teure, mütterliche Freundin, teurer als meine eigene Mutter!“ Das war zu viel für die Mutter, die grausam gezwungen war, 18 Jahre lang das Kind ihres Herzens zu verleugnen. In Tränen ausbrechend, rief sie laut: „Nenne mich Mutter! Nenne mich Mutter!“ Sie würde hinzugefügt haben: „denn ich bin ja wirklich deine Mutter und du bist mein geliebtes Kind, mein Ramuldu!“ hätte nicht ihr Vater mit leiser aber eindringlicher Stimme gesagt: „Koffa, vergiß dich nicht!“ Da war der Zauber gebrochen. Gewaltjam unterdrückte sie die Worte, welche alles verraten hätten, und ließ ihre Hände sinken, obgleich ihre Augen sich immer noch satt sog an seinem Anblick. Mahendra versuchte zu erklären: „Sie ist sehr unglücklich; ihr Sohn, der dir ähnlich sah, wie sie meint, ist nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern als Opfer für die Götter in den Strom geworfen. Ihr Mann zwang sie, das Opfer zu bringen, wie er gleichfalls ihre zwei Mädchen hatte opfern wollen.“ Aber Ramuldu bedurfte keiner Erklärung der Liebe dieser Frau. Er war zu glücklich im Besitz derselben und grübelte nicht, woher sie kam. Wahre Liebe bedarf niemals der Erklärung. Sie setzten sich auf die Terrasse, während Mustam Wache hielt. Durste Koffa ihn auch

noch nicht Sohn nennen, und den süßesten irdischen Namen, Mutter, von seinen Lippen vernehmen, sie konnte doch seine Stimme hören, wie er seine Erlebnisse erzählte; konnte seine Hände halten und sich ihres Besizes freuen, obwohl er selbst nicht ahnte, wie teuer er ihr wirklich war. Sie wäre bis zum Morgen geblieben, hätte nicht Rustan gefürchtet, daß ihre Abwesenheit im Hause bemerkt werden möchte. So mußte sie endlich scheiden, doch nicht ohne das Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

VIII.

Eine Elefantenjagd.

Als Ramuldu eine Zeitlang in Benares geweilt hatte, kam eines Tages eine große Karawane vom fernen Westen an, von Seleucia am Euphrat. Dionysius, ein Grieche, war der Eigentümer und Führer derselben. Aus der Zahl seiner Kamele und der Kostbarkeit seiner Waren konnte man ersehen, daß er kein gewöhnlicher Händler, sondern ein sehr reicher Mann sei. Wirklich war er denn auch einer der Gewaltigen am Hofe des Antiochus Epiphanes, welcher seit dem Tode seines Bruders Seleukus im Jahre 176 vor Christo das gewaltige syrische Reich beherrschte, welches vom Ufer des Mitteländischen Meeres bis zu den Gebirgen des westlichen Indiens reichte. Die Parther im Nordosten und die Baktrier im Südosten hatten freilich eigene, halb unabhängige Königreiche errichtet, in welchen die Griechen, obwohl eine kleine Minderheit, dennoch die herrschende Klasse bildeten. Doch noch vor wenigen Jahren hatte Antiochus der Große, der Vater des jetzigen Königs, den fernen Osten aufs neue bekriegt, hatte Parthien und Baktrien zu Lebensreichen gemacht, hatte selbst das Parapanisus- oder Hindu-Kusch-Gebirge überschritten und ein Bündnis gemacht mit dem König des Punjab, des nordwestlichen Staates Indiens. Freilich hatten dann die Römer, vom fernen Westen kommend, Antiochus den Großen im Jahre 190 vor Christo besiegt, ihm 15,000 Pfund Gold, eine bisher unerhörte Summe, und Kleinasien abgenommen. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern wurde das syrische Reich noch weiter geschwächt, besonders durch den vierzigjährigen Krieg

gegen die Juden, welchen König Antiochus Epiphanes anfang. Dieser König wird mit Recht der alttestamentliche Antichrist genannt. Nachdem er entsetzliche Grausamkeiten in Jerusalem und in ganz Judäa begangen, hatte er sich jetzt nach dem Osten gewandt, nach Babylon und Seleucia und den alten persischen Landen, um Gelder zu sammeln und sich stärker zum Kriege zu rüsten. Da die Elefanten die stärkste Waffe jener Zeit bildeten, so gab er sich besondere Mühe, viele dieser Tiere zu kaufen. Zu diesem Zwecke hatte er Dionysius, einen seiner Günstlinge, einen kühnen Händler, bewogen, die Reise nach Indien zu unternehmen und so viele Elefanten zu kaufen wie nur immer möglich. Natürlich hatte der erfahrene Händler nicht nur bares Geld mit sich genommen. Er hatte eine große Karawane ausgerüstet, beladen mit den Kostbarkeiten des Westens, um doppelten Profit herauszuschlagen.

Bis jetzt war er sehr erfolgreich gewesen, denn er führte bereits mehrere Duzend Elefanten in seinem Zuge und Benares war die letzte Stadt, die er vor der Heimreise besuchen wollte. Er war ein willkommenener Gast am Hofe des mächtigen, reichen Königs Puschyamitra, der ihm den ganzen Rest seiner Tauschwaren abkaufte und dafür eine schöne Anzahl Elefanten hergab. Sein Regiment von diesen lebenden Kriegsmaschinen konnte er jederzeit ergänzen, aber solch prächtige Sammlung griechischer Waffen, Kleiderstoffe und dergleichen fand er selten. Das einzige Feilschen geschah über den „Rajah“, dieses gewaltige Tier, welches der Händler zu gerne haben wollte, während der König, von seinem General beeinflusst, ihn nicht gerne hergab. Dabhihi war stolz auf das Riesentier, und fürchtete daneben seinen jungen Liebling Rucala zu verlieren, weil der Wärter gewöhnlich mit seinem Elefanten verkauft wurde. Doch Dionysius

wußte, daß König Antiochus ihn dreifach für den gewaltigen Elefanten bezahlen würde, und erhöhte seinen Preis, bis der indische König der Versuchung nicht länger widerstehen konnte. Auf Dabhitis wiederholte Bitte machte er nur die einzige Bedingung, daß der junge Wärter bleiben dürfe, und Dionysius willigte ein, da er die Bössartigkeit des „Rajah“ nicht ahnte und mit irgend einem erfahrenen Führer zufrieden war.

Unser junger Freund war wirklich traurig über den Verlust seines „Rajah“, denn er hatte ihn lieb und auch der Elefant hatte den Jüngling in sein großes Herz geschlossen. Aber Sklaven werden nicht um ihre Meinung gefragt, wenn ihre Herren sie verhandeln. Ob ihre teuersten Freunde von ihrer Seite gerissen werden; ob sie selbst einen neuen Herrn erhalten, sie müssen so stumm bleiben wie die Tiere, die ebenso verkauft werden. Am Abend vor dem Aufbruch der Karawane nahm Ramuldu gefühlvollen Abschied von seinem großen Freunde, denn am nächsten Morgen durfte er sich nicht zeigen, damit das Tier sich nicht zu gehen weigere. Einer der ältesten und erfahrensten Wärter nahm Kucalas Stelle ein und obwohl der „Rajah“ zuerst ein wenig widerpenstig war, folgte er doch schließlich der großen Karawane.

Den nächsten Morgen schon zog der König aus zur Elefantenjagd. Ein großes Gefolge begleitete ihn, denn eine solche Jagd galt als ein hohes Vergnügen. Es war in der That die einzige Jagd, der man frönte, denn der gläubige Hindu würde lieber selbst sterben, als ein Tier, auch ein wildes Tier, töten. Wenn Herden von Affen ihre Reisfelder verwüsten, selbst wenn ein Menschenfresser, ein Tiger, der einmal Menschenfleisch gekostet hat und danach jede andere Speise verschmähst, ihre Dörfer ausmordet, greifen die armen, abergläubischen Einwohner doch nicht zum Bogen und Speer und Schwert, um die

Räuber zu erschlagen, sondern versuchen nur, sie mit Geschrei und Geflapper fortzutreiben. Selbst Bicvamitra, der Oberpriester, der Freund des Königs, begleitete ihn auf diesem Jagdausflug in die Jungeln. Ist es doch gar nicht so gefährlich, wie es scheinen mag, dies größte Wild der Erde zu fangen. Wie Diamantenstaub gebraucht wird, um diesen härtesten Stein zu schneiden, so werden zahme Elefanten gebraucht, um die wilden zu fangen. Wenn eine wilde Herde aufgefunden ist, so wird eins der jüngsten Tiere von mehreren zahmen umringt, welche auf diese Jagd eingeübt sind. Mit fast menschlicher Geschicklichkeit drängen sie sich um das wild tobende Tier, bis es sich einfach nicht mehr rühren kann. Dann schlingen flinke Jäger Seile und Ketten um die Glieder des Gefangenen, befestigen diese an zwei der stärksten zahmen Elefanten und schleppen die Beute so mit Gewalt nach Hause. Einmal gefangen, gibt das kluge Tier bald das nutzlose Widerstreben auf und wird zahm. Hin und wieder geschieht es natürlich, daß ein Jäger beim Anlegen der Seile verletzt wird. Die schlimmste Gefahr dieser Jagden kommt indes nicht von den wilden Elefanten, sondern von Tigern und Leoparden, die manchmal in die Elefantenherde geraten. Durch die Treiber aus ihren Höhlen gejagt, stürmen sie hin und her und greifen selbst die Elefanten und deren Reiter an.

Die große Elefantenjagd war sehr erfolgreich gewesen, da mehrere junge Tiere eingefangen waren. Der junge Kucala war in jedem Kampf vornan gewesen und hatte solchen Mut und solche Geschicklichkeit in der Führung seines Tieres gezeigt, daß der König zu Dabhiti sagte: „Ich bin froh, daß du den Jüngling nicht fort sandtest; er wird eines Tages mit dir wetteifern in der Kunst der Elefanten-Vändigung.“ Der General

nahm persönlich keinen Anteil mehr an dem Jang, wie er früher so oft gethan, sondern blieb im Turm des Königs und befehligte von da aus das Ganze. Auch er hatte die Kunst und Kraft seines jungen Günstlings beobachtet und freute sich über das Lob des Königs, als sei es ihm selbst zu teil geworden. Nicht also aber der Mann, der an der anderen Seite des Königs stand. War es die tiefe Gemeinheit Vievamitras, die sich über jede schöne That ärgerte, oder was war es, das ihn seine Brauen zusammenziehen und seine Lippen aufeinander pressen ließ, während seine Augen den jungen Wärtter zu durchbohren schienen. Als der König des Anteils gedachte, welchen der General an diesem Jüngling nahm, warf der Priester einen schnellen mißtrauischen Blick auf Dabhitis Gesicht. Als er darin keine besondere Bewegung gewahrte, blickte er wieder um so schärfer auf Ramuldu. Noch ein wilder Elefant war in die Enge getrieben und die Trompetenstöße des geängstigten Thieres dröhnten durch den Wald, als mit einem Male ein noch grimmigeres Brüllen die Luft zerriß und Mensch und Tier erbeben machte. Selbst die zahmen Elefanten wurden aufgeregt, stampften mit den Füßen, hoben ihre Rüssel wie in der Schlacht und stießen ein ohrenbetäubendes Gebrüll aus. Sie alle erkannten die Gefahr, die ihnen von dem König der Dschungeln, dem Königtiger, drohte. Ueber all dem furchtbaren Lärm hörte man sein Gebrüll noch einmal, dann sprang er mit mächtigem Satz gerade vor den königlichen Elefanten. Aus Hunderten von menschlichen Kehlen wurde ein gellendes Geschrei erhoben, Schwerter wurden geschwungen und Schilde an einander geschlagen, um das Tier zu erschrecken. Aber all das Getöse schien den Tiger nur noch rasender zu machen. Noch einmal stieß er ein Gebrüll aus, kurz und trotzig, dann duckte er sich zum Sprung,

und im nächsten Augenblick flog sein langer, schwerer Körper durch die Luft gegen den Turm des Königs. Der königliche Elefant hatte einen Frontangriff erwartet und hatte so den Tiger mit dem Schläge seines Rüssels verfehlt. Die furchtbare Kabe fiel auf den Hals des Elefanten und schlug den Treiber mit ihrem bloßen Gewicht zur Erde. Dann schlug sie die Lagen in den Schild des Generals, welchen der tapfere Mann weit über die Brustung vorgehalten hatte, um seinen Herrn zu verteidigen. Dabhiti war ein starker Mann, aber der Tiger war viel stärker. Da derselbe den Schild nicht aus der Hand des Mannes reißen konnte, riß er den ganzen Mann aus dem Turm, so daß er rücklings zu Boden fiel. Doch hatte durch die Anstrengung auch der Tiger seinen Halt verloren und war herabgefallen. Wie alle Kaben, fiel er auf die Füße und ein tiefes Knurren der Genugthuung entquoll seinem schrecklichen Rachen, als er seinen gefallenen Feind erblickte. Ein Augenblick mehr, und der Rachen schloß sich über dem Nacken des Generals, der rettungslos verloren schien. Der Fall ins weiche Gras hatte ihm allerdings nicht viel geschadet, aber er hatte keine Zeit sich zu erheben und dem blutgierigen Tier entgegen zu treten. Es gab freilich Speere genug im Turm droben, die ihn hätten retten können; aber wer hätte es gewagt, seine Hand gegen ein Tier zu erheben, besonders in Gegenwart des strengen Oberpriesters, selbst wenn ein Menschenleben auf dem Spiel stand! Niemand hatte bemerkt, wie todesbleich Bicvamitra geworden war, als er das schreckliche Tier dicht vor sich erblickte; niemand erriet, daß seine zitternden Lippen eben schreien wollten: „Tötet das Tier!“ als der unglückliche General die Gefahr abwendete. Hätte Dabhiti auch wirklich Zeit gehabt, sein Schwert zu ziehen, so ist es doch sehr fraglich, ob der strenge Hindu es zu

seiner eigenen Verteidigung gegen dies Tier erhoben hätte, so oft er es auch gegen menschliche Feinde geschwungen hatte. Er glaubte, daß sein letzter Augenblick gekommen sei und war in sein Schicksal ergeben, da er als tapferer Held in Verteidigung seines Königs fiel. Ein Schatten fiel in seine Augen und da er ihn für den des Tigers hielt, schloß er sie unwillkürlich. Doch kein Körper folgte dem Schatten, er vernahm nur einen dumpfen Fall neben sich. Ein furchtbares Gebrüll des Tigers brachte ihn wieder völlig zu sich. Sich auf die Kniee erhebend, blickte er stracks in den offenen Rachen des Tigers. Doch dieser Rachen war jetzt nicht zum Verschlingen geöffnet, sondern vor Schmerz, wie das Gebrüll bereits angezeigt hatte. Ein kurzer Speer tief in der Seite des Thieres steckend, zeigte zugleich die Ursache des Schmerzes. Doch mehr noch als durch den Anblick des Tigers ward Dabhiti's Aufmerksamkeit erregt durch die hohe Gestalt eines Mannes an der anderen Seite des Thieres. Dieser Mann hatte ohne Zweifel den Speer eingetrieben, wie er jetzt einen blitzenden Dolch zog, um den Kampf fortzusetzen. Darauf brauchte er dann auch nicht lange zu warten; denn nachdem es seinem Schmerz Luft gemacht, wandte sich das Tier gegen seinen neuen Feind. Der kurze Dolch war nur eine schwache Waffe gegen einen so gefährlichen Gegner, und Dabhiti, der seinen jungen Günstling erkannt hatte, eilte ihm schleunigst zu Hülfe, indem er zeitweilig all seine religiösen Bedenken vergaß in seinem männlichen Vorsatz. Doch selbst allein war der Jüngling keine leichte Beute für den Tiger. Obgleich er nie zuvor dem Königstiger im Kampf begegnet war, zeigte sich doch keine Spur von Furcht in seinem schönen Gesicht. Der flüchnste Mut leuchtete aus den Augen, jedoch gepaart mit weiser Vorsicht. Ruhig erwartete er den Angriff des

Tigers; doch in dem Augenblick, da sich dieser umwandte, sprang er selbst hoch in die Luft über den überlisteten Feind hinweg. Den Boden berühren, sich wenden und den Dold in den Nacken des Tigers begraben, schien fast eine Handlung zu sein. Seine Erziehung als Athlet kam Ramuldu jetzt gut zu statten. Der Tiger war offenbar geschwächt durch die beiden Wunden, doch keineswegs überwunden. Mit nochmaligem wilden Gebrüll warf er sich so schnell herum, daß Ramuldu keine Gelegenheit zu einem zweiten Sprunge fand. Jetzt stand er in höchster Gefahr. Wenn es ihm auch gelingen sollte, seinen Dold in die Brust des Thieres zu stoßen, so würde er jedenfalls von den Zähnen und Klauen desselben furchtbar zugerichtet, wenn nicht getötet werden. Mit einem schnellen Griff seiner Linken faßte er die Kehle des Thieres, und all seine große Kraft anbietend, gelang es ihm wirklich, den schrecklichen Nacken desselben einen Augenblick von sich abzuhalten, obwohl sein heißer schrecklicher Atem ihn zu ersticken drohte. Der Dold suchte inzwischen nach dem Herz des Feindes. Doch ehe das gelang, war die rechte Pranke des Tigers gegen das Haupt Ramuldus erhoben und hätte ihn sicher zu Boden geschlagen, wäre sie nicht im allerletzten Augenblick vom Schwert Dabhitis getroffen worden. Es war eine echte Damascenerklinge, und ein starker Arm hatte sie geschwungen. Die blutige Pranke fiel zu Boden und das folgende Schmerzgeheul des Tigers war sein letztes. Der Dold fand das Herz; und das Schwert, zum zweitenmal herniederfausend, trennte fast den Kopf vom Körper, so mütend war der Hieb des alten Kriegers in Verteidigung seines jungen Freundes. Das Tier sank tot zu Boden und die beiden Männer standen sich gegenüber, die blutigen Waffen in den Händen und Siegesstolz in den Augen.

Sie waren beide Urbilder männlicher Kraft und wunderbar ähnlich, trotzdem der eine alt und grau war, während der andere in der Blüte der Jugend stand. Sie waren genau von derselben Größe und der Jüngling hatte sich an Kraft und Mut dem General gleich gezeigt. Doch niemand bemerkte die Ähnlichkeit der beiden so sehr wie der scharfblickende Priester. Wie ein Blitz zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: „Vater und Sohn!“ und trotz all seiner Selbstbeherrschung entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung, als er, sich weit vorbeugend, die blauen Augen Ramuldu's erkannte. Da verzerrte sich sein Gesicht vor Wut und seine Hände ballten sich, wie er zu sich selber sprach: „Diese verfluchte Griechin hat mich doch genarrt! Sie warf ein totes Kind in den Strom und der Athlet erzog ihr Kind. Als ich den Knaben in Dabhitis Hause sah, glaubte ich meiner Sache sicher zu sein; doch sie waren mir zu schnell und schafften den Knaben fort. Jetzt haben sie gar die Frechheit, ihn unter das Auge seines Vaters zu bringen. Sicherlich kennt der junge Kerl den General als seinen Vater und versucht jetzt sich bei ihm lieb Kind zu machen, sonst hätte er nie sein Leben für ihn gewagt. Aber wir wollen sehen, wer zuletzt der Narr ist, diese Fremden oder ich. Noch lebt Vivamitra; und er giebt weder seine Rache auf gegen das Weib, das ihm einst versagt wurde, noch seinen Anspruch auf ihres Mannes Reichthum. Derselbe war schon fast in meinen Händen, ehe dieser Knabe geboren wurde, und er soll mich dessen nicht berauben, oder ich will nicht länger *Maha Deva Schastri* (der große Theologe) heißen. Zweimal habe ich umsonst nach seinem Leben getrachtet; das dritte Mal soll er mir nicht entinnen.“

Obwohl meistens zutreffend, zeigten die Berechnungen des schrecklichen Brahmanen doch einige kleine Fehler.

Mossa und ihr Vater hatten nicht versucht, den Jüngling in die Nähe seines Vaters zu bringen, und Ramuldu hatte nicht gewußt, für wen er sein Leben einsetzte, sondern war einfach seinem tapferen Herzen gefolgt. Sobald er sah, daß der Tiger den königlichen Elefanten angriff, hatte er sein Tier dorthin gelenkt und im letzten Augenblick den gewaltigen Sprung vom Rücken des Elefanten an die Seite des Tigers gemacht. Jetzt reichte ihm sein Herr die Rechte und sagte: „Ich danke dir, mein Junge, du hast mir das Leben gerettet.“

„Und ich danke dir, Herr,“ antwortete der Jüngling mit klarer, lauter Stimme, indem er stolz die Hand des Generals ergriff, ohne ein Zeichen sklavischer Unterwürfigkeit in Haltung oder im Ton, „denn du hast das meine gerettet.“

Es war alles so natürlich, und die furchtbare Gefahr hatte die natürlichen Gefühle selbst hier in Indien einmal hervortreten lassen, so daß fast niemand an die Unschicklichkeit, ja die Sünde dachte, daß der General, aus hoher Kaste, die Hand seines Sklaven ergriff, noch an das schreckliche Verbrechen, ein Tier getötet zu haben. Doch der Oberpriester war persönlich da und wollte eine solch dreiste Uebertretung der Gebote seiner Religion nicht ungestraft sein lassen. Bald schallte seine scharfe Stimme durch den Wald und erschreckte jedermann:

„Seit wann verunreinigen sich die edlen Krieger des Rajah, indem sie die Hände Kastenloser berühren? Wer wagt es, ein Tier zu töten vor den Augen unseres erhabenen Königs, des großen Verteidigers unseres heiligen Glaubens? Wer kann sagen, welche arme Seele die grausamen Stöße von Speer und Dolch und die mörderischen Stiche des Schwertes soeben empfunden hat! Vielleicht rang soeben die Seele eines nahen Verwandten unseres geliebten Herrschers in Todesqual und erwartet

jetzt die Schmerzen einer neuen Geburt. Hinweg zu deinem Zelte, Dabhiiti! Du darfst dich unserem frommen Könige nicht wieder nahen, ehe du von deinem schmählischen Verbrechen gereinigt bist. Es wird dir schwer werden, die Rache der beleidigten Götter zu stillen.“

Beim ersten Wort des Brahmanen erbleichte der General und fing an zu beben. Er entriß RamuIdu seine Hand, als ob ihn eine Cobra gestochen hätte. Dann faltete er seine Arme über seiner Brust, beugte das graue Haupt in tiefster Demut und ging beim letzten Wort des Priesters nach seinem Zelt, ohne einmal sein Auge zu erheben.

Einen ganz verschiedenen Eindruck machten die Worte des Priesters auf RamuIdu. Er erkannte den Mann, vor dem Mahendra ihn gewarnt hatte. Er, welcher wenig wußte von der Brahmanen-Religion und sich noch weniger darum kümmerte, hätte niemals geglaubt, daß die Priester eine solche Gewalt besäßen selbst gegen so hohe Kastenleute. Seine Wangen glühten vor Enttäuschung, als seine Hand so verächtlich zurückgestoßen wurde, wodurch er daran erinnert wurde, daß trotz all seiner Kraft und Tapferkeit er doch nichts weiter sei als ein elender Sklave, den ein Wort seines Herrn den Hunden vorwerfen konnte. Doch wandte sich seine Enttäuschung nicht gegen seinen Herrn; dessen Schmach brannte noch tiefer in seiner Seele als seine eigene. Er hatte ihn von Anfang an gerne gehabt wegen seiner männlichen Gesinnung; jetzt, nach ihrer gegenseitigen Rettung, liebte er ihn von Herzen. Heftige Worte schwebten ihm auf den Lippen, als er den Blick zu dem Priester erhob und auf dessen Gesicht ein Lächeln des Triumphes sah über den Eindruck seiner Worte auf Dabhiiti. Zum Glück lief aber seine Hitze nicht mit seinem Verstande fort. So preßte er denn

seine Rippen zwischen die Zähne bis sie bluteten; doch seinen Augen vermochte er nicht zu gebieten. Als der Priester seine hochmütigen Augen vom Vater zum Sohn wandte, traf er einen Blick so grimmig und trotzig, daß er sich eines unruhigen Gefühls nicht erwehren konnte und dachte: „Dieser Junge hat nicht nur die Kraft, sondern auch den Mut des alten Tigers; er ist ein Feind fürs ganze Leben, und noch dazu ein gefährlicher Feind. Gewiß weiß er, daß ich einst seine Mutter verfolgte und ihm nach dem Leben stand. Er sieht aus, als ob er auf mich springen möchte wie der Tiger. Er muß sterben. Ich könnte ihn diese Nacht aus dem Wege räumen lassen und so die ganze Sache enden; doch die Rache ist eine zu süße Frucht, um so leicht hingeworfen zu werden. Ich will das ausgesuchte Vergnügen haben, diesen Jungen durch den alten Tiger selbst erwürgt zu sehen; und den Weg weiß ich schon. Die Räder des Juggernaut werden bessere Arbeit tun, als die Fluten des Ganges. Die Götter sollen trotz allem ihr Opfer haben, oder vielmehr, ich will das meine haben, denn die Brahmanen sind die wirklichen Götter der Erde und ich bin ihr Oberster.“

Ramuldu starrte so lange auf den Priester, daß es allgemein beachtet wurde. Eben wollte Wichamitra ihn verjagen, wie er den Vater verjagt hatte, als der Rajah ihn der Mühe überhob. Puschhamitra hatte die tapfere That des Jünglings bewundert wie nur einer, zumal der Tiger wirklich sein eigenes Leben bedroht hatte. Als aber die Worte des Priesters seinen ersten und treuesten Diener so schmachvoll hinwegtrieb, da fand er kein Wort des Widerspruchs, denn vor allem anderen blieb er der Verteidiger des Brahmanismus. Den wilden Blick des Jünglings bemerkend, rief er jetzt ungeduldig aus: „Zurück zu deinem Elefanten, Sklave, und laßt die Jagd weiter gehen!“

Ramuldu faßte sich mit gewaltsamem Entschluß; aber seine aufgespeicherte Wut mußte irgend wie Luft bekommen. Als er daher seinen Treiberspeer aus dem toten Tiere zog, gab er demselben einen gewaltigen Fußtritt, der eigentlich für den Priester bestimmt war. Dann hüpfte er schnell zurück zu seinem Elefanten, der ihn mit dem Rüssel wieder an seinen Platz hob.

IX.

Die Offenbarung.

Am Abend ging Ramuldu hinüber zu dem Koch des Generals, mit dem er befreundet war. Der gute Koch, ein frommer Hindu, freute sich ihn zu sehen, obgleich er in der Verteidigung ihres Herrn ein Tier getödet hatte. Sofort brachte er etwas von seinem besten Reis und Kürri hervor, um unseren jungen Helden würdig zu empfangen. Doch Kucala, der zu anderen Zeiten nur zu dankbar war für dergleichen gute Sachen, berührte heute kaum das indische Leibgericht. Er fragte nach seinem Herrn, ob derselbe verletzt sei, ob der Priester ihn schon besucht habe u. s. w.; dann setzte er sich einsilbig in die Thür des Zeltes und behielt das Zelt des Generals scharf im Auge. Der Priester war noch nicht da gewesen und der Herr war nicht schwer verletzt. Nur die linke Schulter schmerzte ein wenig von dem Fall. Plötzlich sprang Kucala auf und sagte, er müsse gehen. Unsonst versuchte der Koch, der ein sehr gesprächiger Mann war, ihn zurück zu halten. Der Jüngling ging fast ohne Abschied fort in der Richtung nach den Elefanten. Sobald er jedoch dem Koch aus den Augen zu sein glaubte, warf er sich auf die Erde und kroch mit kagenartiger Gewandtheit durch das hohe Gras nach dem Zelte Dabhitis. Vom Zelte des Kochs aus hatte er bemerkt, wie sich eine dunkle Gestalt dem Zelte des Generals näherte, sich vorsichtig umschaute und dann hineintrat. Gleich darauf ging ein anderer Mann vom Zelte hinweg und näherte sich Ramuldu. Es war, wie er vermutete, der Leibdiener des Generals, den der Ankömmling ohne Zweifel fortgeschickt hatte, um mit dem Herrn allein zu

sein. Das bestätigte mir den Verdacht Ramuldu's. „Sein böses Auge kündete weder dem Herrn noch mir selbst Gutes,“ sagte er zu sich selbst, „und ich will versuchen, einige seiner bösen Pläne kennen zu lernen. Der Herr scheint ihn für einen halben Gott zu halten; ich halte ihn für einen ganzen Dämonen, aber ich fürchte ihn nicht.“

Bald war er am Zelt. Mit angehaltenem Atem lauschte er und ein grimmiges Lächeln spielte um seine Lippen, als er die Stimme des Priesters erkannte. Doch lange konnte er kein Wort verstehen, denn der immer vorsichtige Priester sprach nur im Flüsterton. Erst als Ramuldu auf die andere Seite gekrochen war, wo die Männer zu sitzen schienen, erhaschte er endlich diese Worte: „Ich sage dir noch einmal, Dabhiti, dein Verbrechen ist schrecklich, und ich weiß kaum, welche Buße den Zorn der Götter versöhnen kann. Zuerst sagte ich, die Seele eines Verwandten des Königs möchte in dem Tiger gewohnt haben. Nach tieferem Nachdenken bin ich jetzt überzeugt, daß es einer deiner nahen Verwandten, vielleicht dein eigener Vater war, der deine Seele aus der Versuchung und den Nöten dieses Lebens herausreißen wollte und auf eine hohe Stufe der Vollendung führen, dabei zugleich seiner eigenen Seele durch diese gute Tat dienend. Dein eigenes grausames Schwert hat diese gute Absicht vereitelt und mit blutigem Mord bezahlt. Deine Tat ist um so schrecklicher, weil du von so hoher Kaste bist und sonst so fromm und den Geboten der Religion gehorsam. Ich kann keine andere Erklärung finden, als daß ein Dämon dich gegen deine eigene bessere Ueberzeugung angetrieben hat.“ Der Priester hielt inne und seufzte tief über all die Gottlosigkeit, die er vor seinem armen Weichkind heraufbeschwor; doch der ehrliche alte Soldat sagte entschieden: „Es war kein Dämon, son-

dern der tapfere Jüngling, der sein Leben wagte, um das meine zu retten.“

Ramuldu's Herz, welches eben noch geglüht hatte vor Entrüstung über die Worte des Priesters, klopfte jetzt vor Freuden über das ehrende Wort seines geliebten Herrn. Aber o! wie wenig ahnte er, welch eine Offenbarung die nächste Minute ihm bringen sollte!

„Jener Jüngling selbst ist der Dämon deines Lebens, denn er ist niemand anders als dein zweiter Sohn Ramuldu!“

Die Pranke des Tigers hätte seinen Körper nicht härter treffen können, als diese Worte des Priesters seine Seele trafen. Er stöhnte laut auf und hätte sich sicher verraten, wäre nicht sein Stöhnen verschlungen worden von einem viel lauterem, schmerzlicherem aus der breiten Brust des alten Kriegers. Des Jünglings Gesicht sank in das Gras, sein ganzer Körper bebte und seine Finger gruben sich tief in den Rasen, als ob sie da einen Halt finden wollten gegen den Wirbelsturm der Gedanken, der ihn hinwegzufegen drohte. Obwohl die Offenbarung aus dem Munde des verlogenen Priesters kam, bezweifelte er dieselbe keinen Augenblick. Die Wahrheit kam über ihn wie ein Blitz, der sein ganzes Leben erhellte. Jetzt wußte er, warum er Tugra und seinem Weibe niemals wärmere Gefühle entgegenbringen konnte, obgleich er sie für seine Eltern hielt. Jetzt wußte er, warum sein Herz so an der großen Dame gehangen, an ihrem Vater und an seinem neuen Herrn. Er wußte auch, warum er fortgeschafft wurde und warum Mahendra ihn so sehr vor diesem Priester gewarnt hatte. Sein heller Kopf sagte ihm sofort, daß ein anderes Kind an seiner Stelle geopfert wurde, um den Fanatismus seines Vaters zu befriedigen. Er hatte längst bemerkt, daß Mahendra und seine Tochter wenig von der Hindu-Religion hiel-

ten, besonders von den Menschenopfern, und sah nun den Grund für ihre Abneigung. Er sah alles in einem Augenblick, und als die erste furchtbare Erschütterung vorüber war und er überlegen konnte, wer er nun wirklich sei, da kam ein Gefühl unaussprechlichen Glücks über ihn. „Jetzt darf ich sie Mutter nennen!“ flüsterte er. „Ich glaube wirklich, sie wollte mir's lezthin schon selber sagen, als ihr Vater sie schnell warnte. Sie konnte das Geheimnis kaum länger verbergen, wie ich es sicherlich nicht vermocht hätte, hätte ich es gewußt. O Mutter! Mutter! Daß ich in diesem Augenblick in deine Arme eilen könnte! Und diesen großen, berühmten General darf ich Vater nennen! Ach, daß sein Geist so verfinstert ist durch diesen schlaunen Priester! Ohne Zweifel gedenkt der Schurke eines Tages all seinen Reichtum zu erben. Warum kann ich meinem armen Vater nicht helfen? Wenn wir den Tiger überwältigen konnten, warum nicht diesen Schurken? Warum soll ich nicht ins Zelt stürzen, ihn bei der Kehle fassen und hinauswerfen und dann zu meinem Vater sagen: „Hier bin ich, nicht dein Dämon, wie dieser Lügner dich glauben machen will, sondern dein liebender Sohn, Ramuldu, der mit dir in den Tod gehen würde im Kampf mit deinen Feinden.““

In seiner Aufregung sprang der Jüngling wirklich auf, um den schnellen, verzweifelten Gedanken auszuführen. Zum Glück vernahm er eben da die Stimme seines Vaters: „Haben die Götter mein Opfer verworfen und meinen Knaben ins Leben zurückgebracht?“ Sein Verstand, von Natur nur langsam, war durch den Priester so umnachtet worden, daß er kein Wort desselben bezweifelte. Auch vermochte er die einfachsten Dinge nicht zu fassen, sobald sein Aberglaube hereinspielte.

Jetzt brach aber der Priester offen und ingrimmig, ohne seinen gewohnten salbungsvollen Ton, in die Worte

aus: „Narr, der du bist! Die Götter konnten dein Opfer nicht verwerfen, weil es ihnen niemals gebracht wurde. Dein unglaubliches, griechisches Weib ist der Fluch deines Lebens, wie ich dir oft gesagt habe. Sie hat dich und mich und die großen Götter genarrt, indem sie ein totes Kind in den Ganges warf. Mir ist jetzt alles klar. Ihr schneller Schritt, ihre hastigen Bewegungen, als sie zum heiligen Strom ging, wollten mir gleich nicht gefallen, und das bleiche Gesicht des Kindes schien das eines Toten zu sein. Aber ich konnte nichts beweisen, obgleich mein Argwohn rege war. Vor sechs Jahren war ich ihnen auf der Spur, als dein Weib ihre große Sorge um den Gauflerknaben verriet, aber es gelang ihnen damals, das Kind zu entfernen. Jetzt sind sie frech genug geworden, den Knaben zu dir zu bringen. Als er dir gegenüberstand, erkannte ich ihn an seinen blauen Augen. Des Athleten Kind wurde in den Fluß geworfen und er erzog dein Kind, den Göttern zum Hohn. Jetzt verstehe ich erst völlig, warum der Fluch auf deinem Hause ruht, dein Sohn kränklich und verkrüppelt, dein Weib falsch und ungehorsam und dein eigener Geist dumpf und unglücklich ist. Die Götter ihres Opfers berauben, das ist das schlimmste aller Verbrechen. Du hast es ja nicht persönlich getan und der Hauptfluch ruht auf ihr. Aber weil du sie so vermöhnt hast, ist sie so dreist geworden, und daher ruht der Fluch auch auf dir. Ich sagte dir, dieser Jüngling sei dein Dämon; kannst du leugnen, daß er deine Seele schon umschlungen hat, gerade wie dein Weib dich bezaubert hat? Hat dein Herz sich jemals einem Sklaven zugewandt, wie diesem Jüngling? Hat er dich nicht verführt, ein Tier zu töten, vielleicht deinen eigenen Vater? Ich sehe nur einen Weg der Rettung für dich und die Deinen, denn kein Geld kann das den Göttern geraubte Blut bezahlen. Dieser dein Sohn

muß sterben und zwar durch deine eigene Hand. Die Räder des Zuggernaut müssen tun, was die Wellen des Ganges nicht vermochten. Wo nicht, dann wird dieser dein Dämonen-Sohn deine Seele in die achte Hölle hinabzerren. Nur ein schnelles und freiwilliges Opfer kann dich jetzt retten und im nächsten Mondeswechsel, beim Fest des Zuggernaut, mußt du es bringen.“

Ramuldu fühlte einen Frost durch seine Glieder fahren, wie er also diesen Priester sein Blut fordern hörte und das von der Hand seines eigenen Vaters. Er begriff nicht, warum der General den frechen Gesellen nicht zu Boden schmetterte. Aber er sollte bald erfahren, daß dieser gewaltige Krieger ein bloßes Spielzeug war in der Hand dieses schlauen Brahmanen.

Eine lange Stille folgte, bis der Priester ungeduldig fragte: „Warum bist du stumm, Mann? Ist dir deine Seele von so geringem Wert, daß dieser Sohn einer ungläubigen Mutter ihrer Rettung im Wege stehen sollte?“ Ein tiefer Seufzer aus der gequälten Brust des liebenden Vaters war die einzige Antwort. Darum fuhr der Priester noch eindringlicher fort: „Rede, Mann! Oder soll ich diesen Knaben dem König übergeben, dem eifrigen Verteidiger unseres heiligen Glaubens? Der wird ihn gewißlich töten, wie auch seine Mutter und seinen Großvater wegen dieser Verachtung der Götter. Der Verlust würde nur größer sein, aber der Fluch würde auf dir bleiben, weil du das freiwillige Opfer nicht bringen mochtest.“

Noch ein erschütterndes Stöhnen aus der gemarterten Brust, dann antwortete Dabhi mit gebrochener Stimme: „Meine beiden Töchter hätte ich willig geopfert, — sie waren nur Mädchen. Als mein schöner Knabe geopfert werden mußte, da ging ein Stück meines Herzens mit in die Hölle. Wenn ich diesen edlen Jüngling, nach dessen Umarmung ich mich sehne wie nach der Umarmung mei-

ner Atossa am Tage unserer Verlobung, unter die blutigen Räder des Suggernaut werfe, dann wird mein Herz brechen, und keine Freude wird mehr in diese Brust einziehen. Aber der Wille der Götter soll geschehen; ich werde meinen Knaben, meinen schönen, tapferen Ramuldu, meinen Lebensretter, opfern, um meine Seele zu erretten.“

Ramuldu schauderte die Haut vor solch grenzenlosem Fanatismus, und er war jetzt froh, daß er sich demselben nicht ausgesetzt hatte durch offenes Hineingehen zum Vater. Keine Bitten, keine Tränen vermochten etwas gegen diesen Aberglauben, der sich ebenso wenig scheute, sein eigenes Herz zu brechen wie das von Weib und Kind. Auch wußte Ramuldu bereits genug von den Gewohnheiten seines Volkes und dem religiösen Eifer König Puschnamitras, daß er die Worte des Priesters nicht für leere Drohung hielt. Da er deshalb die furchtbare Gefahr, in welcher er sich hier im Reich des fanatischen Königs befand, voll erkannte, so suchte sein klarer Geist auch schnell nach einem Wege der Rettung. Sein erster Gedanke trieb ihm das Blut in die Schläfen und die Hand an den Dolch. „Töte den Schurken, und alles ist vorbei!“ knirschte er hervor. Aber kühleres Nachdenken zeigte ihm bald, daß damit längst nicht alles vorbei sei. Der Priester war ein starker, behender, vorsichtiger und sicherlich wohl bewaffneter Mann. Ohne Kampf konnte er ihn schwerlich töten; ein einziger Hilferuf würde aber sein eigenes Schicksal besiegeln. Und konnte er wirklich diesen Priester unbemerkt töten, so blieben genug Brahmanen übrig, um dessen Stelle einzunehmen. Die schwerste Gefahr blieb immer die verfinsterte Seele seines Vaters. Deshalb gab Ramuldu seinen ersten, schnellen Entschluß schnell wieder auf und horchte weiter auf das, was drinnen vorging.

Nachdem der Priester seinen teuflischen Zweck erreicht hatte, schneller fast als er selbst geglaubt, legte er seine Rechte auf das Haupt des unglücklichen Generals und sagte in väterlichem Ton: „Je größer das Opfer, desto größer auch der Lohn. Ich werde zum Könige reden, daß er dich an dem Feiertage frei läßt. Sei nur sorgfältig, weder deinem Weibe noch diesem deinem Sohn auch nicht den leisesten Wink zu geben, damit er nicht zum zweiten Male dem Opfer entgeht. Da der Knabe deine Kraft geerbt zu haben scheint, so nimm mehrere deiner vertrautesten Diener mit dir. Nimm Ramuldu zum Zugernaut und dort vor den Mätern offenbare ihm, daß er, dein Sohn, einmal den Göttern geraubt, jetzt ihnen geopfert werden müsse, um ihren Zorn zu stillen. Die plötzliche Offenbarung wird ihn wohl so erschüttern, daß er kaum Widerstand wagt, denn obwohl er dich als seinen Vater kennen mag, weiß er doch nicht, daß du ihn erkannt hast. Schwanke nicht, und du magst noch in die Ruhe des großen Brahma aufgenommen werden.“

Da er sich bereit machte, das Zelt zu verlassen, schlüpfte Ramuldu schnell hinweg in dem hohen Grase, und die Vorsicht war nicht umsonst. Der listige Priester sah sich nach allen Seiten um und ging selbst um das Zelt herum, um sich zu überzeugen, daß er nicht belauscht war. Sobald er hinweg war, näherte Ramuldu sich nochmals dem Zelte, denn sein Herz zog ihn zu seinem armen Vater. O, wie sehnte er sich danach, dessen graues Haupt, so voller Pein und Schmerzen, an seine Brust zu drücken. Achtzehn Jahre war er alt geworden, ehe er diesen Vater kennen lernte, und jetzt durfte er ihn nicht bei der Hand fassen, ihm ins Auge schauen und ihn Vater nennen! Es erschien fast unerträglich, und dennoch mußte es sein. Die wenigen Worte, die sein Vater geredet hatte, zeigten, daß jede ihm erwiesene kindliche

Liebe mehr als weggeworfen war. Der verblendete Mann hätte sie dämonischen Einflüssen zugeschrieben, die seine Seele verderben wollten. Vielleicht würde er ihn auf der Stelle gefangen nehmen, wenn er vernahm, daß Ramuldu alles gehört hatte. Nein, es durfte nicht sein! Die Hindu-Religion verbot ihm, seinen Erzeuger jemals Vater zu nennen. Er fing an, diese Religion zu hassen, die sein Leben von Kindheit auf verfolgt hatte und jetzt alle Bande des Blutes blutig zerriß. Unwillkürlich gedachte er der jüdischen Religion, des großen Gottes Jehovah. Er kannte die zehn Gebote noch, die er beim Großvater gelernt hatte, und dachte, während er sie überflog: „Jehovah würde mein Opfer nicht verlangen, denn er hat gesagt: ‚Du sollst nicht töten!‘ Wie, wenn ich zu diesem jüdischen Volke ginge und mehr lernte von diesem großen Gott? Je älter ich werde, desto mehr fühle ich eine große Leere in meiner Seele; ich habe wirklich keinen Gott. Manche Nacht haben mich trübe Gedanken über meinen Ursprung und mein Ende geplagt. Die Lehre der Brahmanen von der Seelenwanderung erscheint mir zu schrecklich und auch zu dumm. Ich kann niemals glauben, daß es unrecht war, den Tiger zu töten, weil eine menschliche Seele in dem Bich gesteckt haben könnte. Großvater glaubt's auch nicht, wenn ich mich nicht sehr irre.“

Schwere, traurige Gedanken erfüllten seine Seele. Da er aber annoch ein schlechter Weltweiser war, so verließ er bald den Irrgarten der Philosophie und wandte sich zur praktischen Seite des Lebens. Und er hatte fürwahr alle Ursache, ernstlich an die nächste Zukunft zu denken. Er gestand sich offen ein, daß er in einer schrecklichen Klemme stecke. „Hier kann ich nicht bleiben,“ grübelte er weiter, „obgleich diese Stunde erst mir Benares zur rechten Heimat gemacht hat. Sobald wir zurückkom-

men, muß ich zum Großvater gehen und zur Mutter. O, welch ein süßer Name, Mutter! — und dann muß ich fliehen. Hier würde ich nicht nur mein Leben, sondern auch das meiner Lieben gefährden. Aus mancher Erzählung weiß ich, wie König Puschyamitra die Brahmanen begünstigt, wie er große Scharen Buddhisten zur Ehre der Hindu-Religion zu töten pflegte. Gewiß würde er keinen armen Sklaven wie mich verschonen, wenn die Priesterschaft mein Blut forderte. Aber wohin soll ich gehen, um sicher zu sein und doch in Verbindung mit meinen Lieben zu bleiben? In den benachbarten Städten wäre ich nicht sicher, denn Venares hat viel Verkehr mit ihnen und ich bin nun Tausenden bekannt. Mein alter Meister, der mich die Elefanten führen lehrte, dürfte mich nicht zurücknehmen.“

Er fand keine Antwort auf diese brennende Frage. Dann erinnerte er sich, daß seine Mutter ihm von ihren Gebeten zu Jehovah erzählt habe und daß er sich schon vor Jahren vorgenommen, zu diesem Gott zu beten, wenn er einmal ordentlich in die Klemme gerate. Jetzt saß er wirklich so fest, daß er nicht wußte, wohin er sich wenden solle. Er war noch ein wenig schüchtern, zu diesem fremden großen Gott zu beten. Gedankenvoll richtete er seine Augen gen Himmel, von wo die hellen Sterne herableuchteten. „Großvater sagt, der große Jehovah habe sie alle geschaffen,“ dachte er. „O, daß er meine Seele erleuchtete, wie jene Sterne den Himmel! Wenn er der Mutter Gebet erhörte, dann kann er auch das meine erhören.“ Und seine Arme gen Himmel erhebend, sprach er leise sein erstes wirkliches Gebet: „O, du großer Jehovah! ich kenne dich nicht, aber du kennst mich, wie ich hoffe. Du kennst auch meine Not und den Weg zur Rettung. Zeige mir dein Licht, sage mir, was ich tun soll, und ich will immerdar an dich glauben.“

Still und erwartungsvoll stand er da, doch alles blieb ruhig. Nach einer kleinen Weile seufzte er: „Ich fürchte, ich kenne diesen großen Gott noch nicht gut genug, um erhörlich zu ihm beten zu können. Ich muß alles lernen, was der Großvater mir von ihm sagen kann. Das beste wäre jedenfalls nach Babylon zu gehen, wie Großvater oft gewünscht hat, und all die heiligen Schriften der Juden zu holen.“

In seinen schweren Gedanken verloren, senkte er das Haupt. Doch plötzlich erhob er es und zugleich seine Arme, während sein ganzer Leib vor Aufregung bebte und seine Lippen murmelten: „Gerade der Ort, dahin ich gehen muß, und niemals werde ich eine schönere Gelegenheit haben! Der griechische Händler wird bald Not genug haben mit meinem ‚Kajah‘, und mich nur zu gerne dingen. Mit einem schnellen Pferde kann ich die Karawane bald einholen, und einmal aus dem Reiche Buschamitras hinaus, bin ich gerettet. Babylon soll nicht weit von Seleucia sein, wie man sagt, und da kann Großvater mir die beste Empfehlung geben, denn die Verwandten seiner Frau, meiner Großmutter, wohnen noch da, wie ich ihn sagen hörte. Es ist schwer, meine teure Mutter zu verlassen an demselben Tage, da ich sie endlich so nennen darf, aber ich sehe keinen anderen Ausweg. Wie kam mir nur dieser herrliche Gedanke? Ei, das ist ja schon die Antwort auf mein Gebet; den Gedanken hat Jehovah mir eingegeben, während ich wähnte, er höre mich nicht.“ Ueberwältigt sank er zur Erde nieder, vergrub sein Gesicht im Rasen und sagte: „Ich danke dir, o du wunderbarer Gott!“ Dann begann er auch sofort Pläne für die Zukunft zu schmieden. Seiner jugendlichen Einbildung erschien nichts unmöglich, besonders jetzt, da er an einen wahren, lebendigen, mächtigen Gott glaubte, der Gebete erhörte. „Ich bin jung und stark

und gehe im Grunde ganz gern einmal in die weite Welt hinaus, wie so manche Elefantentreiber getan haben. Einer meiner alten Freunde, der vom fernen Westen zurückkam, hat mir wunderbare Dinge erzählt von jenen griechischen Reichen. Auch ich werde ein's Tages zurückkehren, vielleicht wenn mein armer blinder Vater nicht mehr am Leben ist. Dann kann ich meiner armen Mutter helfen. Dann kann ich hoffentlich auch die lange Rechnung mit dem schändlichen Priester begleichen, welcher der Dämon unserer ganzen Familie gewesen ist."

Dies lange Sinnen des Jünglings, das eben eine so feindselige Wendung nahm, wurde unterbrochen von tiefen klagenden Tönen, die aus dem Zelte kamen. „O, daß ich niemals geboren wäre! Mein ganzes Leben war eine Elendskette, nur einmal durchbrochen von der Liebe zu meiner Mokka. Aber gerade diese Liebe, die immer noch in meinem Herzen lebt, erscheint mir nun als der größte Feind meiner Seele, denn ohne dieselbe wäre ich längst ein Heiliger geworden. Und dieser mein Knabe, so tapfer, so schön und stark, daß er der Stolz eines Königs sein könnte, ach, er gehört den Göttern und nicht mir! O, ihr grausamen Götter, was für tyrannische Herren seid ihr doch und zu welch elenden Sklaven habt ihr uns arme Menschen gemacht! Hier bringe ich mein Herzblut eurem Hunger dar, und was gebt ihr mir zum Lohn? Höchstens die schwache, elende Hoffnung, daß ich einst diesen sterblichen Leib ablegen und in den großen Brahma aufgenommen werden kann, in die Bewußtlosigkeit, ins Nichts. Auch diese traurige Hoffnung will mir oft verschwinden, wenn ich meiner unzähligen Sünden gedenke, und der Nachtmord der endlosen Wiedergeburt meine wachen Träume erfüllt. O, daß ich nie geboren wäre!"

Die Stimme war still, und Tränen füllten die Augen

des Sohnes über diesen furchtbaren Blick in das Herz des Vaters. „O elende Religion,“ dachte Ramuldu, „die ihre treuesten Anhänger aller Lebensfreuden beraubt und ihnen dafür nicht einmal eine sichere Hoffnung zukünftigen Glückes gewährt!“ Einer plötzlichen Eingebung folgend, erhob er wiederum seine Augen gen Himmel und betete: „Du großer Jehovah, reiß mich heraus aus der Finsterniß, darin mein armer Vater verschnachten muß. Führe mich zu deinem Lichte; rette mir Leib und Seele.“

Er wußte nicht, daß Jahrhunderte vorher der Geist Jehovahs, die dritte Person der heiligen Dreieinigkeit, der Heilige Geist, durch den Mund des Propheten Jesaias gesagt hatte: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln.“ Noch wußte er, daß eben derselbe Heilige Geist in eben diesem Augenblick dieses Gebet in sein Herz gegeben hatte. Aber unser Gott, der da mit einem Eide bezeugt, daß er keinen Gefallen hat am Tode des Gottlosen, und seinen eigenen geliebten Sohn, Jesum Christum, gab zur Erlösung der Welt, läßt auch nicht eine einzige Seele selbst im fernsten Heidenlande verderben, wenn er sie retten kann. Er hörte auch das Gebet dieses armen heidnischen Jünglings und erhörte es zu seiner Zeit.

Als alles ruhig blieb im Zelte drinnen, eilte Ramuldu zurück zu dem seinen. Doch war der neue Tag nicht mehr fern, als endlich seine gesunde Jugend die tausend und aber tausend Gedanken verdrängte, die ihm durch den Kopf wirbelten, und ihm endlich ein wenig Schlaf brachte.

Am nächsten Tage ging's nach Benares zurück und in der folgenden Nacht treffen wir unseren jungen Freund im Hause Mahendras. Als der Kaufmann die leise Stimme seines Enkels erkannte, ahnte er sofort, daß sich etwas besonderes ereignet habe während der Elefanten-

jagd. Dennoch war er nicht vorbereitet auf die stürmische Umarmung und die bebenden Worte des Jünglings: „Teuerster Großvater, ich weiß alles!“ Wie konnte die gefährliche Wahrheit, die er dem Jüngling so ängstlich verborgen hatte, demselben in den Tschingeln offenbart sein? Doch ehe er Zeit fand, sich von seinem Erstainen zu erholen und eine Frage zu stellen, fuhr Ramuldu fort: „Ich rettete meinen Vater vom Tode durch einen Tiger und er rettete mich. Dann schalt ihn jener elende Priester, der ihn völlig zu beherrschen scheint, daß er ein Tier getödet habe, und schickte ihn schmachbedeckt in sein Zelt. Er schaute auch auf mich mit giftigem Blick, und, deiner Warnung vor diesem Menschen eingedenk, froch ich zum Zelt des Generals, als der Priester hineingegangen war, und hörte alles, was sie sagten. Der Priester hat mich an meinen blauen Augen erkannt; er weiß auch, daß der tote Sohn Tugras ins Wasser geworfen wurde an meiner Statt und lechzt nun nach meinem Blut. Am kommenden Feste soll der Vater mich vor die Räder des Juggernaut werfen, und er hat versprochen, es zu tun. Der Priester hat ihn glauben machen, daß die Mutter und ich seine Dämonen sind, obgleich er uns beide liebt und sterbenstraurig ist über seine vermeintliche Pflicht. Sollte ich zum zweitenmal dem Opfertod entrinnen, so soll der König mir das Leben nehmen und wahrscheinlich dir und der Mutter.“

Der alte Mann sank kraftlos auf den Divan und sagte mit bebender Stimme: „Gerade, was ich befürchtete; ihr Fanatismus kennt keine Grenzen. Du mußt fliehen, mein Junge, sofort fliehen, ehe es zu spät ist. Ich habe die Macht dieses Priesters empfunden, als er mich zwang, die Hälfte meines Besitzes dahin zu geben und die schwersten körperlichen Wüthungen zu erdulden, um meine Kaste zurück zu gewinnen, die ich durch meine Heirat mit einer

Griechin verloren hatte. Und ich kann dir noch mehr sagen, denn du bist nun alt genug, um mich zu verstehen. Deine Mutter, mein einziges Kind, war das schönste Mädchen in ganz Benares und dieser Priester hatte sein lüster-
nes Auge auf sie geworfen und forderte sie für seinen Tempel. Als ich sie ihm entriistet verweigerte, versuchte er zweimal, sie zu entführen, obwohl beide Male vergeblich. Einmal rettete sie der treue Rustom, das andere Mal dein Vater. Derselbe liebte sie innig und hätte sie glücklich gemacht, wenn dieser Priester nicht seine Rache genommen hätte. Der aber wirkte auf die trübe Stimmung deines armen Vaters, bis derselbe die Opferung deiner beiden Schwestern forderte, und als diese eines natürlichen Todes starben, die deine. Das übrige weißt du, denn dieser schlaue Priester scheint alles zu entdecken."

Hier wurde er von Ramuldu unterbrochen, welcher, entriistet über die Schändlichkeit dieses Brahmanen, heftig ausrief: „O, daß ich meinem ersten Gedanken gefolgt wäre und diese Schlange getötet hätte, da sie des Vaters Zelt verließ! Ich werde ihn doch noch erwürgen und wenn ich ihn von seinem weißen Elefanten herunterreißen sollte!"

Doch Mahendra legte ihm die Hand auf den Mund und sagte ernst: „Du sollst nicht töten! hast du dieses Gebot Jehobahs vergessen?"

„Nein," antwortete der Jüngling; „es ist mir besonders teuer, weil es alle Menschenopfer zu verbieten scheint. Aber darf ich denn im Kriege oder in Selbstverteidigung nicht töten?"

„Ohne Zweifel darfst du das," antwortete der Großvater; „doch bis jetzt hat der Priester dein Leben nur von weitem bedroht, und es muß doch einen anderen Weg geben, um ihm zu entinnen. Durch Gewalt würdest du auch nur dich selbst und uns alle gefährden. Du mußt

fliehen, Ramuldu, aber wohin? das ist nun die große Frage."

"Nach Babylon, Großvater, nach Babylon!" rief der Jüngling freudig aus, alle seine Nachgedanken vergessend in dem Eifer, seinen großen Plan klar zu machen. „Den Gedanken gab mir der große Jehovah ins Herz als Erhörung meines ersten Gebetes, und ich glaube, das ist der allerbeste Plan. Ich dachte an die Schrecken der indischen Religion, als ich hörte, wie jener Priester mein Blut forderte, und der Vater sich nicht weigerte, es zu vergießen. Ich dachte daran, nach Babylon zu gehen, um mehr über die jüdische Religion zu erfahren; dann sah ich mit einem Male meinen Rettungsweg klar vor mir. Nach Babylon oder Selenicia geht der griechische Händler mit seinen Elefanten. Besorge mir nur ein schnelles Pferd, dann werde ich ihn bald einholen. Ich weiß, er wird meiner bedürfen, denn der ‚Rajah‘ gehorcht nicht leicht einem anderen Führer. Laß mich nach Babylon gehen, wo meine Mutter geboren wurde."

Der Greis war zuerst höchst erstaunt über den kühnen Plan. Doch als der Jüngling geendet, rief er erregt aus: „Zunge, das ist wirklich der allerbeste Gedanke, und ich glaube wirklich, daß Gott ihn dir eingegeben hat. Einmal bei der Karawane, dann bist du sicher. Selenicia liegt nahe bei Babylon und dein Großonkel Dainachos, der dasselbe Geschäft hat wie ich, ist dorthin gezogen, wie er mir vor einigen Jahren schrieb, als ich die letzte Waffensendung von ihm erhielt. Selenicia ist jetzt die Hauptstadt. Doch du sollst auch nach Babylon gehen, und nicht nur um deiner selbst willen. Dein alter Großvater hat all die Irrwege der verschiedenen Religionslehren durchwandert, ohne Frieden zu finden für seine Seele. Er sehnt sich darnach, mehr über diese eigenartige jüdische Religion zu erfahren, die so wesentlich verschieden ist von allen

anderen. Doch davon können wir ein ander Mal reden. Jetzt müssen wir eiligst deine Flucht vorbereiten. Das ist um so schwerer, da du deine Mutter und mich eben erst als deine nächsten Verwandten kennen gelernt hast, aber es muß so sein.“

„Vor allem muß ich meine Mutter sehen,“ sagte Ramuldu. „Mein Herz sehnt sich aufs höchste darnach, sie Mutter zu nennen und als ihr Kind in ihren Armen zu ruhen. Warum ließeſt du sie nicht weiter reden, als sie neulich alles offenbaren wollte? Warum dieses grausame Geheimnis auch jetzt noch, da ich doch erwachsen bin? Ich möchte heute nacht noch hingehen, doch weiß ich, daß das unmöglich ist. Du mußt Rustam benachrichtigen; morgen nacht bin ich wieder hier, um nach Mutters Haus zu rudern.“

„Aus tiefer Liebe zu dir, mein Junge, habe ich das Geheimnis so lange bewahrt,“ antwortete der Greis. „Ich fürchtete, deine Festigkeit würde dich die Behandlung als ein Sklave nicht lange ertragen lassen, wenn du einmal wüßtest, daß du Dabhitis Sohn seiest. Doch Jehovah sei Dank, der dich die Gefahr noch rechtzeitig erkennen ließ. Jetzt mag noch alles gut werden, obwohl die lange, schwere Trennung uns bevorsteht.“

Nun redeten sie noch stundenlang miteinander, denn sie hatten sich so unendlich viel zu sagen. Besonders Ramuldu konnte nicht genug hören über die Mutter und die Großmutter. Auch mußten sie so viele Pläne für die Zukunft schmieden, die dem feurigen Jüngling so hell und glücklich erschien, während das Herz des Greises hin und her schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich mußte der Großvater Ramuldu zum Ausbruch drängen, denn Mitternacht war längst vorüber, und er mußte seine Kräfte sparen für die kommenden Tage.

X.

Der Abschied von der Mutter.

Am nächsten Morgen dachte Mahendra eben darüber nach, wie er Rustam am besten benachrichtigen könne, als der Wollkopf des Regers, der jetzt freilich ergraut war, zwischen den Vorhängen erschien. Das für gewöhnlich muntere Gesicht sah heute ängstlich aus und der Kaufmann trat ihm schnell entgegen mit der Frage: „Ist dem Knaben irgend etwas zugestoßen?“

„Nicht das wir wüßten,“ antwortete Rustam, „aber Tossa — der treue Sklave nannte seine Herrin manchmal wie er vor 40 Jahren gethan, als er sie in seinen Armen von Babylon her getragen — ist so besorgt um ihn, obgleich sie kaum weiß, warum. Ihres Mannes Benehmen ist so sonderbar seit seiner Rückkehr von der Jagd, daß sie fürchtet, es sei nicht alles in Ordnung. Etwas scheint ihn schwer zu bedrücken; und während er ungewöhnlich sanft und freundlich ist, schaut er sie doch manchmal mit so traurigen Augen an, daß sie zitternd wähnt, er habe unser Geheimnis erfahren. Von dem Koch habe ich erfahren, daß der Priester den General gescholten hat, weil er den Tiger tötete, und ihn schwere Buße bezahlen ließ; aber das allein würde ihn kaum so angreifen.“

„Die Ahnungen ihres mütterlichen Herzens sind nur zu wahr,“ sagte Mahendra. „Der Knabe ist hier gewesen, er weiß alles. Er muß fliehen, denn der Priester hat ihn erkannt und sein Vater hat versprochen, ihn in wenigen Tagen vor die Räder des Zuggernaut zu werfen. Diese Nacht noch muß er fort, doch zuerst will er von seiner Mutter Abschied nehmen. Erwarte uns eine Stunde vor Mitternacht und sage meinem Kinde, daß sie sich stark

machte und sich nicht verrate. Ramuldu hat einen guten Plan; er will der Karamane des griechischen Händlers folgen und sich selbst als Führer des ‚Rajah‘ anbieten, mit dem sie sicher Not haben werden, wie er meint. So wird er ungefährdet nach Seleucia und Babylon kommen und da bleiben, bis ich ihn heim rufe.“

„Herr, laß uns alle dahin gehen!“ sagte bittend der alte Neger, „und dies von Priestern geknechtete Land verlassen. Hier werden sie uns noch alle umbringen; wenigstens werden sie nach dem Tode des Generals die arme Herrin verbrennen, wie mir der Koch erzählt. Laß uns alle nach Babylon zurückgehen, Herr. Ich kann ’Tossa immer noch auf den Armen tragen, wenn es sein muß; und sie wird sich wenig grämen, ihren ältesten Sohn zu verlassen, der sie fast ebenso sehr haßt, wie der alte Drache Taugrya. Diese beiden quälen das arme Kind zu Tode, und der General ist zu einfältig, es zu hindern. Meine Hände jucken mich oft, sie zu Brei zu zerdrücken. Laß uns mit Ramuldu fliehen!“

Doch traurig lächelnd antwortete der Herr: „Ich wollte, wir könnten gehen, du ehrliche alte Seele. Gerne würde ich Haus und Geschäft daran geben, meine Freiheit zu erlangen. Aber es ist unerhört in Indien, daß ein Weib ihrem Mann entlaufen sollte, und die ganze Macht Puschyamitras würde aufgeboten werden, sie zurück zu bringen. Wir würden nicht weit kommen. Sie ist zu zart, um schnell zu reisen, und in wenigen Stunden wäre ihre Flucht entdeckt. Ramuldu mag tagelang nicht vermißt werden, und auf seinem schnellen Roß holt ihn niemand ein. Nein, Rustam, wir müssen bleiben, wenigstens jetzt noch, aber Ramuldu, unser braver Junge, soll frei und sicher sein. Geh’ und bereite mein Kind vor; zum erstenmal soll sie ihren Knaben als den ihren begrüßen, leider nur, um ihm sogleich Lebewohl zu sagen.“

Die Warnung des Vaters war nicht unnötig, als Rustam mit seiner Botschaft heimkehrte. So lange jemand in der Nähe war, hatte der Neger klugerweise nichts gesagt. Trotz all ihrer Vorsätze konnte sie bei seiner Erzählung die Schreckensrufe doch nicht ganz unterdrücken. Es war nicht ein bloßer Vorwand, als sie bald nachher ihrer Schwiegermutter sagte, sie sei krank und müsse sich zurückziehen. Sie dachte an den Sturm, der hereinbrechen würde, sobald ihr Gatte merkte, daß er zum zweitenmal hinters Licht geführt sei. Sie dachte an das elende Leben, das da folgen würde, wenn sie nicht einmal ihren Liebling mehr in der Nähe hätte. Doch alle Gedanken an sich selbst versanken bald im Meer der Liebe zu ihrem schönen, braven Knaben. Einmal wenigstens würde er sie Mutter nennen können, und mitten in ihrem Jammer hüpfte ihr Herz vor Freuden, wenn sie an diesen seligen Augenblick gedachte. Aber dann mußte ihr Ramuldu weit, weit fort gehen in ein fernes Land, von dem er vielleicht niemals zurückkehren würde. Ruhelos wälzte sie sich auf ihrem Lager, bis die nervöse Aufregung unerträglich wurde. Endlich dachte sie an Babylon, wohin ihr Knabe gehen sollte. Das erinnerte sie an die Religion, welche ihr Vater in jener Stadt kennen gelernt hatte, und damit hatte sie den Felsen gefunden, an den sie sich klammern konnte in ihrem Seelensturm. Von ihrem Lager herabgleitend, warf sie sich auf den Boden und flehte zu Jehovah, ihren Knaben zu bewahren und ihn eines Tages wieder glücklich heimzuführen. „Du sollst nicht töten,“ so lautet dein Gebot, o Gott. Du hast mein Kind vom Rachen der Krokodile errettet, rette es nun auch von den Rädern des Zugernaut.“

Eine Zeitlang blieb sie bewegungslos liegen; nur das heftige Klopfen ihres Herzens und die geringen Hände zeigten die innere Erregung. Zuletzt erhob sie sich

leise und trotz des Zwielichts der Zenana konnte man einen Wechsel in ihrem Antlitz bemerken. Es war jetzt ruhig und ergeben; ja, dann und wann brach selbst ein Strahl des Vertrauens aus den traurigen, blauen Augen hervor. „Der ihn von den Krokodilen und dem Tiger errettet hat, wird ihn auch jetzt nicht verlassen. Er ist klug und tapfer und stark, und der Vater kann ihm die besten Rathschläge und Empfehlungen mitgeben. Wenn ich nur Rustam entbehren könnte, so würde ich ihn mit-schicken. Doch ohne den treuen Neger würden sie mich in diesem Hause bald wahnsinnig machen. Auch wird Rustam schon alt, so daß er Ramuldu nicht viel helfen könnte.“

Mit diesen und ähnlichen Gedanken verbrachte sie die Zeit bis zur bestimmten Stunde. Sie verließ das Haus unbemerkt. Es war eine wunderschöne orientalische Nacht, zum Glück ohne Mondschein. Der Bulbul, die indische Nachtigall, sang seine lieblichen Melodien und ein Fremder, der den hohen schlanken Mann aus dem Nachen springen sah und in die Arme der Dame eilen, hätte gewiß an ein heimlich liebendes Paar gedacht. Es waren ja auch Liebende, aber von einer höheren, heiligeren Art. Man sagt, die Liebe zwischen einem erwachsenen Sohn und seiner Mutter sei besonders innig und herzlich. Während erwachsene Töchter auch an der besten Mutter allerlei kleine Schwächen und Gebrechen bemerken, gilt sie ihren Söhnen als das Ideal der Weiblichkeit in jedem Stück. Doch was soll man sagen von einer Mutter und einem Sohn, die einander durch eine grausame Religion bisher versagt waren, und nun zum ersten Male als Mutter und Kind zusammentrafen, doch nur, um sich sofort wieder auf lange Zeit, vielleicht auf immer, zu trennen? „Mutter, teuerste Mutter!“ und „Kind, mein eigenes Kind, mein Ramuldu!“ war alles, was man längere Zeit unter Weinen und Schluchzen vernahm.

Maheṇdra fand jetzt keine Zeit zu einer Warnung; die Tränen rannen über seine eingefallenen Wangen, seine Lippen aber beteten zu Jehovah. Ruṣtams gewaltige Brust arbeitete wie ein Blasebalg, und er mußte seine breite Hand fest auf seinen Mund legen, um seine überwältigenden Gefühle zu unterdrücken.

Als sich der Sturm der Gefühle endlich ein wenig gelegt hatte, führte Ramuḍu seine Mutter zu einem kleinen Kiosk im Garten, wo die kühle Stromluft sie umfächelte. Da setzten sie sich Hand in Hand; der starke Jüngling lehnte seinen Kopf gegen den treuen Busen, der seiner immer in wahrer Mutterliebe gedacht hatte, obgleich er ihn nicht hegen und pflegen durfte. Einmal konnte er ein wirkliches Kind sein, und er war unaussprechlich glücklich, da zu ruhen. Sie streichelte sein wallendes Haar und schaute wieder und wieder in seine schönen blauen Augen, die selbst im Mondlicht bezeugten, daß er ihr Sohn sei. Sie trank am Brunnen des Mutterglückes, als ob die eine lange Labung fürs ganze Leben genügen müsse. Sein jugendlich froher Sinn wurde sogar ansteckend. Als er von seinen Plänen und Hoffnungen sprach, wie er in höchstens zehn Jahren zurückzukehren gedenke, wo vielleicht dann ihr Erzfeind, der Priester, gestorben sei und die alte Geschichte vergessen, da saßen auch Mutter und Großvater Mut, und Ruṣtam schlug seine breite Hand auf sein Knie und vollendete das liebevolle Lustschloß mit den Worten: „Und dann kehren wir alle zurück nach Babylon.“

Doch Mitternacht war vergangen und die Zeit mahnte zum Abschied. Atossa nahm einen kostbaren Ring von ihrem Finger, der ihren Namen in Sanskrit trug, und gab ihn Ramuḍu zum Andenken. Er küßte denselben und versprach, ihn dicht am Herzen zu tragen. Der letzte Rat, den die Mutter ihm gab, war dieser: „Lerne

den großen Jehovah besser kennen. Vertraue ihm, er hat meine Gebete mehr denn einmal erhört. Ich glaube an ihn als den einigen Gott. Meine Gebete werden dich Tag und Nacht begleiten. Sollte ich vor deiner Heimkunft sterben, so wird mein letzter Seufzer dir gehören.“

„Meine eigene Seele sehnt sich nach dem Licht, geliebte Mutter,“ antwortete Ramuldu. „Jehovah hat mein erstes Gebet erhört und mir den Weg des Entrinnens gezeigt. Ihm werde ich folgen; denn in ihm hoffe ich die volle Wahrheit zu finden.“

Der letzte Abschied war genommen und die einsame Mutter stand am Ufer des Stromes, der ihr Kind hinweg trug. Sie stand noch da mit gefalteten Händen, als der kleine Nachen längst verschwunden war. Rustam, dessen glückliche Gedanken an ihre Rückkehr nach Babylon sein kindlich einfältiges Herz erfreut hatten, störte sie nicht. Doch plötzlich wandte sich seine Herrin und eilte so schnell nach dem Hause, daß er ihr kaum zu folgen vermochte. Ihre Schnelligkeit erschreckte ihn; er hatte gemeint, sie würde sich schwer auf seinen Arm stützen beim Zurückgehen, und jetzt lief sie förmlich. Sollte ihr Geist gelitten haben durch die furchtbare Spannung? Ganz nahe bei der Thür holte er sie endlich ein und flüsterte atemlos: „’Tossa, Kind, was fehlt dir? Du hast mich erschreckt!“ Doch ein liebliches Lächeln über sein ängstliches Gesicht beruhigte ihn schnell, ebenso gut wie die Worte: „Ich will sein Lebensschifflein schwimmen lassen, das wird mir seine glückliche Heimkehr verkünden.“ Rustam hatte oftmals den Ganges voll flackernder Glücklichtlein gesehen und wußte sofort was sie meinte. Es ist heute noch im heidnischen Indien eine Art des Weissagens, kleine Richter den Fluß hinabgleiten zu lassen und je nach dem Brennen oder Verlöschen Glück und Unglück in der Liebe, auf Reisen u. s. w. zu weissagen. Daher erhob der treue

Sklave keinen Einspruch; nur ermahnte er seine Herrin, recht sorgfältig zu sein, damit sie niemand im Hause aufwecke. Zitternd vor Erregung kehrte sie dann auch bald zurück und trug eine kleine mit Kokosnußöl gefüllte Lampe und eine kleine hölzerne Schüssel. Bis ans Wasser schreitend, setzte sie die brennende Lampe vorsichtig in die Schüssel und ließ sie dann in das Wasser gleiten. Glücklicherweise wand sich das kleine Schifflein durch die Binsen und Wasserlilien am Ufer und trieb dann langsam den majestätischen Strom hinab. Eine Zeitlang beobachtete sie das Schifflein in fast atemloser Stille; ihr Herz klopfte so stark, daß sie kein Wort reden konnte. Als jedoch das Schifflein die ersten Gefahren glücklich bestanden hatte, wuchs ihr Mut und mit sanfter, lieblicher Stimme sang sie ein uraltes Liedchen, das jedes indische Mädchen kennt, dessen Worte aber je nach der Gelegenheit ein wenig verändert werden:

Fließ sanft, liebes Wasser,
 Mein Schifflein im Arm,
 Bewahr' meinen Liebling
 Vor Gefahren und Harm.

Brenn' hell, liebes Lichtlein,
 Ja, brenn' lichterloh;
 Erleucht' seine Pfade
 Zur Heimkehr so froh.

Ha! die Wogen erbrausen
 Vom Dämonengezank!
 O, mein Herze muß brechen,
 Sein Schifflein versank!

Doch fieh, o fieh dorthin
 Im wildesten Schwall
 Sein Lichtlein erscheinen
 Mit rettendem Strahl!

Wind, Wellen und Brandung,
Ein tosendes Meer,
Hat sein Schifflein durchheilet,
Schnell fährt es einher.

Sieh', fern auf dem Strome
Das Lichtlein noch glimmt;
Sagt mit leisestem Schimmer:
Sein Lebensschiff schwimmt.

Ob umbraust von den Wellen,
Vom herben Geschick,
Die Segel, sie schwellen:
Mein Sohn kommt zurück.

Während ihr weicher Gesang fast zum Schreien geworden war bei jener Strophe, die vom Verschwinden des Schiffleins erzählte, erhob sie sich beim letzten Verse so hell und klar und freudig, daß Rustam ihren Arm berührte, um sie zu warnen. Schnell erhob sie sich und die eine große schwarze Hand ihres Sklaven mit ihren beiden zarten, weißen Händen erfassend, sah sie ihm lächelnd in sein ehrliches altes Gesicht und wiederholte leise den letzten Vers des Mutterliedes:

Ob umbraust von den Wellen,
Vom herben Geschick,
Die Segel, sie schwellen:
Mein Sohn kommt zurück.

Es war nur ein armer heidnischer Aberglaube, töricht und sogar sündlich, wie all die ähnlichen Mittelchen, die oft auch solche anwenden, welche sich Christen nennen und es besser wissen sollten. Aber der große, barmherzige himmlische Vater, welcher das größte Verbrechen aller Zeiten, die Ermordung seines eingeborenen Sohnes Jesu Christi, zum größten Segen, zur Rettung der ganzen Welt wandte, sah auch voll Erbarmen herab auf diese

arme Mutter und ließ das kleine Lebensschifflein nicht untergehen, damit sein flimmerndes Licht die Dunkelheit und Verzweiflung eines heidnischen Hauses erleuchten möchte. Nicht einen Augenblick zweifelte Moissa, daß Jehovah das Schifflein bewahrt habe und ebenso ihren Knaben bewahren werde. Wenig nur wußte sie von dem einen wahren Gott; aber das Wenige bewahrte sie durch die Kraft des Heiligen Geistes in einem von Zweifel reinen Herzen.

Als sie zu ihrem Lager zurückkehrte, sank sie davor nieder und dankte Jehovah für das Trosteszeichen, welches er ihr gewährt hatte. Dann legte sie sich nieder, auf's höchste erschöpft von all der furchtbaren Aufregung des Tages. Ihre Gedanken schwirrten noch wild durcheinander und ihre Nerven zuckten. Aber ihr Geistesauge ruhte auf einem für sie überaus lieblichen Bilde, dem Schifflein mit dem brennenden Licht auf dem Strom. Ihre Lippen teilten sich zu einem süßen Lächeln und flüsterten kaum vernehmbar: „Mein Sohn kommt zurück.“ Einige Minuten später verkündeten ihre tiefen, ruhigen Atemzüge, wie tapfer sie den Abschied ihres Knaben überstanden hatte.

XI.

Großvaters Rat.

Nachdem sie heimgekehrt waren, stattete Mahendra seinen Großsohn aus für die lange Reise. Ein mondweißes arabisches Pferd, das schönste, welches die Stadt aufweisen konnte, stand gesattelt vor der Thür. Die besten Waffen, die der Bazar bot, wurden Ramuldu gegeben nebst einem großen Beutel voll Gold und einem kleineren voll Juwelen. Als der Greis die verwunderten Augen des Jünglings bemerkte, der nie zuvor solche Schätze bei ihm gesehen hatte, sagte er: „Verbirg diese Sachen vor fremden Augen, selbst denen deiner besten Freunde. Die Liebe zum Gelde hat schon oftmals Freunde in Feinde und Räuber verwandelt. Obgleich der Priester einst die Hälfte meines Besitzes nahm, bist du immer noch der Erbe eines reichen Mannes, mein Junge. Ich arbeite weiter, damit mein Reichthum einst dir und deiner Mutter nützen kann. Wenn du sicher in Seleucia anlangst, so laß einen Theil dieses Schatzes bei deinem Großonkel oder seinem Sohn; sie werden es dir aufheben, bis du es bedarfst. Deine Erziehung ist bis heute etwas rauh gewesen, so daß du kaum sobald am ruhigen Kaufmannsstande Gefallen finden wirst. Ich will dich nicht zwingen zu meinem Geschäft, aber es bezahlt sich, und ich würde mich freuen, dich bei meinem Schwager oder seinen Kindern angestellt zu sehen. Sobald ich Gelegenheit finde, werde ich dir schreiben unter der Adresse des Kaufmanns Daimachos; tue du desgleichen bei der ersten Gelegenheit. Du weißt, deine Mutter und ich sehnen uns nach einer Zeile von deiner Hand. Ich glaube kaum, daß dein Vater dich verfolgen wird, wenn er von deinem Entrinnen hört;

und sollte er es tun, dann gibt es in ganz Benares kein schnelleres Pferd als deinen Araber. Wahrscheinlich wird er denken, das Schicksal habe es so bestimmt und wird fortfahren, sich mit seiner abergläubischen Furcht selbst zu zermartern. Bis der Priester es erfährt, wirst du in Sicherheit sein. Deine Mutter wird einen schlimmen Sturm erleben, aber so lange dein Vater noch da ist, braucht sie keine Mißhandlung zu fürchten. Das hat er mir versprochen ehe ich sie ihm gab, und er ist ein Ehrenmann, der niemals sein Wort bricht. Ich fürchte nur, das gefährliche Feuer in seiner Seele, welches der schurkische Priester beständig anfacht, wird seine Lebenskraft bald aufzehren. Dann kommt die furchtbarste Gefahr, der entsetzliche Scheiterhaufen. Obgleich deine Mutter ihn niemals freiwillig besteigen würde, möchte man sie dazu zwingen, und unter unserem fanatischen Rajah gibt es kaum einen Schutz vor solch einem Verbrechen. Natürlich würde ich mein Leben wagen, um das ihre zu retten; aber ich bin 60 Jahre alt und lebe vielleicht nicht einmal so lange wie dein Vater, obwohl ich jetzt ganz gesund bin. Warte lieber nicht zehn Jahre, sondern komm früher, auch wenn meine Briefe dich nicht besonders rufen. Komm heimlich zu mir; vielleicht bietet dir nach einigen Jahren eine benachbarte Stadt genügenden Schutz, wenn hier die alte Geschichte vergessen ist.“

Ramuldu versprach willig, dem Rat zu folgen. Er glaubte freilich nicht, daß sein Vater so schnell altern würde, da er noch vor wenigen Tagen dessen Kraft im Tigerkampf bewundert hatte.

Still saßen sie in dem kleinen Studierzimmer, für Ramuldu der liebste Platz auf Erden. Hier hatte er lesen und schreiben gelernt und das Wenige, was er von Religion wußte. Hier hatte er wahre Mutterliebe erfahren, obwohl er zur Zeit dieselbe nicht als solche erkannte.

Würde er jemals wieder hier mit dem silberhaarigen Greise zusammensitzen, den er immer so hoch geachtet hatte und nun so innig liebte als seinen Großvater? Obgleich dieser Gedanke seinen Jugendmut nicht dämpfte, so machte er ihn doch schweigsam und nachdenklich, und brachte ein leises Gefühl des Heimwehs. Auch der Großvater war still und nachdenklich, nachdem er alles Neßere nach bestem Vermögen geordnet hatte; auch er empfand die tiefe Wichtigkeit des Augenblicks.

Nach einer Weile sagte Ramuldu: „Ehe ich reise, Großvater, sage mir alles, was du von der wahren Religion weißt. Meine kindliche Neugier hast du oftmals zurückgewiesen mit den Worten: Dazu bist du noch zu jung! Jetzt bin ich erwachsen und werde jahrelang keine Gelegenheit mehr haben, dich zu fragen. Jetzt sage mir die ganze Wahrheit, denn ich empfinde immer mehr die erdrückende Finsternis, darin meine Seele bisher gewandelt hat, nur in letzter Zeit ein klein wenig erhellt durch ein schwaches Licht von der Religion Jehovahs.“

„O, Kind, wenn ich nur selber die Wahrheit kenne!“ sagte der Greis mit einem tiefen Seufzer. „Der Priester hat all meine religiösen Schriften von Hindus, Buddhisten und Griechen geraubt. Doch empfinde ich den Verlust nicht so sehr, da doch keine derselben meinen suchenden Geist befriedigen, noch mein beschwertes Gewissen befreien konnte. Nur das Gesetz Jehovahs ist mir geblieben; und ich glaube jetzt, daß er mir alle anderen Schriften hat rauben lassen in seiner guten Vorsehung, damit ich ihm allein dienen möchte, wie er in seinem ersten Gebot verlangt. Die Juden sind nur ein kleines und verachtetes Volk, aber ihre alte Religion ist wunderbar, soweit ich sie kenne. Hier ist ein wahrer, persönlicher Gott, zu dem ein armer Mensch beten kann; ein allmächtiger Gott, der Himmel und Erde aus dem Nichts erschaffen hat durch

sein Wort. Doch alles das weißt du, und ich weiß nicht mehr. Gehe nach Babylon, Ramuldu, und frage nach dem alten Samuel. Dein Großonkel kann dir sagen, wo er wohnt. Solltest du ihn nicht mehr am Leben finden, so mache dich mit anderen Juden bekannt. Gehe in ihre Schulen, die Synagogen, wo sie an jedem siebten Tag zusammenkommen, und studiere fleißig ihre Religion. Kehre dich nicht an dem Spott der leichtfertigen Griechen, und wo möglich gehe an einem der hohen Festtage der Juden hin nach ihrer heiligen Stadt Jerusalem. Ich habe meinen Freund Samuel von einem großen Veröhnungstage reden hören, da die Sünden der Priester und des Volkes vergeben werden. Sie haben also eine Veröhnung für die Sünde, gerade das, dessen wir alle bedürfen, was aber keine andere Religion uns bietet. Obwohl meine Seele heute ruhiger ist, als vor Jahren, habe ich den wahren Frieden dennoch nicht gefunden. Spare kein Geld, mir ihre heiligen Schriften zu verschaffen; ich weiß, sie werden mir mehr nützen als die, welche der Priester hinwegnahm.“

Er sann eine Weile, dann sagte er zögernd, als fürchte er sich vor seinen eigenen Worten? „Wunderbare Gedanken erheben sich manchmal in meinem Geist, Ramuldu, wenn ich mein Leben übersehe, und das deiner Mutter und das deine. Ich fürchte mich, diesen Gedanken nachzuhängen, denn sie scheinen eitle Träume zu sein. Dennoch kehren sie immer wieder und am Ende ist ein Körnchen Wahrheit darin. Da Jehovah sich allmächtig und allwissend nennt, wie Samuel mir sagte, könnte er nicht unser ganzes irdisches Leben so leiten, wie es für unser jenseitiges Wohl am besten ist? Jetzt, da jede Verbindung mit dem jüdischen Volke abgeschnitten schien, bietet mir deine Flucht eine bessere als ich jemals hatte. Ach, daß alles in Erfüllung gehen möge, was ich für

dich, für deine Mutter und für mich selbst erhoffe. Doch die Nacht ist bald dahin und du hast eine lange, schwere Tagesreise vor dir. Es sind noch ein paar Stunden, ehe die Stadttore geöffnet werden. Lege dich nieder auf den Divan, ich werde dich rechtzeitig wecken. Es wird das letzte Mal sein, daß ich dich bewachen kann.“

Ramuldu widersprach: er sei gar nicht müde, ein paar Nächte Schlaf verlieren tue ihm nichts. Doch endlich fügte er sich dem Großvater, und es war gut, denn nur die große Aufregung ließ ihn seine große Müdigkeit vergessen. Trotz der zahllosen Gedanken, die sein Gehirn durchfluteten, streckte er seine müden Glieder mit einem Seufzer der Erleichterung, legte den rechten Arm unter sein Haupt und fand fast augenblicklich das schöne Vorrecht der gesunden Jugend, einen festen, erquickenden Schlaf.

Der alte Mahendra wachte und betete an seinem Lager, betete so lange und inbrünstig wie nie zuvor. Die Tatsache, daß sein Großsohn dem Volke Jehovahs näher kam, schien ihn selbst Gott näher zu bringen. Trotz des Trennungsschmerzes kam etwas wie freundige Zuversicht über ihn, als er beim Schein der kleinen Lampe die männlich schönen Züge Ramuldus betrachtete. „Kind meines Kindes,“ murmelte er, „gehe den Weg, den ich vor dir gegangen, aber kehre glücklicher zurück. Eine innere Stimme sagt mir, ich soll dein Antlitz wieder sehen. Geh', und möge Jehovah geben, daß wir alle eines Tages deinen Weg zum Lande des Lichts und der Freiheit nehmen.“

Er wußte nicht, daß in eben diesen Tagen die Griechen all ihre frühere Gewohnheit verließen und die blutigste Verfolgung des ganzen Altertums über dies selbe jüdische Volk brachten, zu dem er seinen Großsohn sandte.

Er hätte noch stundenlang so da sitzen mögen und

den Schläfer beobachten; nur ungern weckte er ihn, so süß war sein Schlaf. Aber die Zeit drängte, sie mußten scheiden. Das Frühstück war für Ramuldu bereit, doch sein Herz war so voll, daß er es kaum berührte. Dann kam die letzte Umarmung; die grauen Haare vermischten sich mit den dunklen, wie auch die Tränen in einander flossen. Schluchzen und halberstickte Worte bildeten das letzte Lebenswohl.

Ramuldu bestieg sein feuriges Roß und ritt hinweg, den Greis einsam, aber nicht hoffnungslos zurücklassend. In sein Studierzimmer zurückkehrend, nahm Mahendra wieder seinen teuersten Schatz zur Hand, das Gesetz Jehovahs, und las es laut, obwohl er jedes Wort auswendig wußte. Dann kniete er nieder zu langem, stillem Gebet. Als er sich erhob und die Fensterläden öffnete, begrüßte ihn der junge Morgen. „Jetzt hat er das Stadttor hinter sich,“ flüsterte er, „der Herr sei mit ihm.“ Dann ging er still an seine tägliche Arbeit.

XII.

Die Reise.

Da Kucala der Günstling des Generals war und gehen konnte, wann er wollte, so fiel seinen Kameraden seine Abwesenheit nicht besonders auf. Auch am zweiten Tage sagten sie nichts, bis Dabhiti selbst ihn vermißte und nach ihm fragte. Als er hörte, daß er schon seit dem vorletzten Abend abwesend sei, wurde er sehr bleich und ging sofort nach Hause. „Die Götter wollen mein Verderben,“ dachte er, „sie verwerfen mein Opfer. Ohne Zweifel ist Ramuldu gewarnt worden und geflohen. Ich brauche das entsetzliche Opfer meines eigenen, edlen Sohnes nicht zu bringen; aber was kann ich nun tun, meine Seele aus der achten Hölle zu erlösen?“ Er war völlig gebrochen und konnte keinen anderen Gedanken fassen, als seinen geistlichen Berater rufen zu lassen. Vicramitra kam, vermeinend einige Bedenken des Generals beseitigen zu müssen. Als er aber die große Neuigkeit vernahm, brach er, der heilige Mann, aus in sehr unheiliges Fluchen und Wettern über die Dummheit oder Unvorsichtigkeit seines Weichkindes.

„Gewiß hat dieser Dämon, dein Weib, dir dein Geheimnis entlockt, der du ein Riese an Körper, aber ein Weib an Geist bist. Sie konnte dich immer um ihren zarten griechischen Finger wickeln.“

„Kein Wort habe ich zu ihr oder zu irgend jemand anders darüber gesagt,“ antwortete Dabhiti demüthig.

„Dann rufe sie herein, daß ich sie ausfragen kann. Doch zunächst sende verlässliche Diener nach allen Stadthoren, zu erforschen, ob und wann ein Mann von Ramuldus Beschreibung sich durch dieselben entfernt hat.“

Bald erschien Atossa, tief verschleiert, aber stolz und aufrecht, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Rustam hatte ihr mitgeteilt, daß ihr Knabe vor fast zwei Tagen glücklich entkommen sei; jetzt fürchtete sie keine Verfolgung mehr und mit einem Gebet zu Jehovah hatte sie sich für den nahenden Sturm gestärkt. Der elende Priester sollte sie nicht schwach finden. Ihr war's, als ob sie für ihren Knaben kämpfe, und ihr Mut überraschte ihre Quälgeister vollständig. „Endlich sind wir dir auf der Spur, du gottloses Weib,“ hob der Priester an; „vor 18 Jahren hast du es gewagt, die Götter zu betrügen, indem du ein totes Kind opfertest und jetzt hast du aufs neue deinen frommen Gatten betrogen, indem du ihm das einzige Opfer raubtest, das seine arme Seele retten konnte.“

Laut und klar ward ihm die Antwort: „Zweimal habe ich meinen Gatten vor dem greulichsten Verbrechen bewahrt, dem Mord seines eigenen Kindes, des bin ich stolz. Diesmal ist mein Knabe so weit hinweg gegangen, daß keine Tücke gottloser Priester ihm zu folgen vermag.“

Priester und Gatte bebten förmlich vor ihrer Kühnheit, denn ein solches Betragen einer Frau war allerdings unerhört in Indien. Bald aber schrie der erstere in heller Wut: „Binde sie an jene Säule, Dabhiti, und peitsche den Dämon aus ihr heraus, ehe er dich verschlingt!“ Aber der ehrliche General, obwohl entsetzt über die vermeintliche Gottlosigkeit seines Weibes, sagte mit heiserer Stimme: „Keine Hand soll sie berühren, so lange ich lebe. Das habe ich ihrem Vater vor der Verlobung versprochen, und ich will lieber meine Seele verlieren als meine Ehre. Geh', Atossa, du hast meine Seele in die höchste Gefahr gebracht; du bist der Fluch meines Lebens gewesen, während ich unwissend dich für

dessen Freude und Segen hielt. „Geh', ich wollte, ich hätte dich niemals gesehen.“ — Der tiefe Jammer um ihren armen Vatten ließ Atossa noch einmal reden, obwohl sie fürchtete, daß es alles vergeblich sein würde.

„Dieser tödtliche Priester ist der Fluch unseres Hauses, nicht ich. Der einzig wahre Gott Jehovah hat gesagt: ‚Du sollst nicht töten.‘ Dieser Mensch hat dich gelehrt, deine eigenen Kinder zu töten.“

Mehr konnte sie nicht sagen, denn der Priester schrie: „Hörst du, wie der Dämon in ihr selbst von einem fremden Gott redet? Treibe sie denn zurück nach ihrer Benana, wenn du zu schwach bist, zu handeln, wie ein Hindu Vatte tun sollte. Aber habe hinfort keinerlei Verkehr mit ihr, sonst wird die verzweifelte Aufgabe, deine Seele zu retten, vollends hoffnungslos.“ Der schlaue Priester sah nun ein, daß er Dabhiti nicht zwingen könne, sein Weib zu mißhandeln, und verzichtete darauf, obwohl das Stöhnen Atossas seinem grausamen Herzen die lieblichste Musik gewesen wäre. Der General hob seine Hand und sagte, auf die Thür weisend: „Geh', Atossa, ich will dich nie mehr sehen.“ Sie ging zurück in ihre dunkle Benana, und ihr Vatte sah sie nicht mehr bis zum Tage seines Todes. Die Diener kehrten bald zurück und berichteten, daß ein stattlicher Jüngling auf einem feurigen weißen Araber am vorigen Morgen durch das eben geöffnete West-Thor geritten sei. „Dann ist Verfolgung nutzlos,“ sagte Dabhiti.

„Ja, nutzlos!“ wiederholte der Priester, mühsam einen Fluch unterdrückend. So konnte unser Geld unbelästigt fliehen. Sein Vollblut-Pferd aufs äußerste anstrengend, holte er nach wenigen Tagen die Karawane des Dionysius ein. Er traf sie sogar schon früher als er wünschte, denn sie befand sich noch innerhalb der Grenzen des Königreichs Buschhamitras. Der „Rajah“ hatte

sich so störrig gezeigt, daß er die Karawane mehrere Tage aufgehalten, und der Händler sich wieder und wieder selbst geflücht hatte, weil ihn der schöne Anblick des gewaltigen Tieres betrogen hatte.

Der neue Wärter sagte, daß das Tier unter seinem früheren Wärter ganz zahm gewesen sei. Das brachte nur weitere Flüche aus dem Munde des hitzigen Dionysius hervor gegen alle Hindus im allgemeinen und gegen König Puschyamitra im besonderen, bis einer seiner Diener ihn daran erinnerte, daß sie sich noch im Reich dieses mächtigen Herrschers befänden.

Wie groß war da die Ueberraschung und Freude des Händlers, als eines Tages ein einzelner Reitersmann sich der Karawane näherte und das Geschrei der Elefantenwärter wie auch das Trompeten des „Rajah“ ihn belehrte, daß der rechte Führer desselben gekommen sei. „Beim Herkules,“ rief er aus, „dieser König ist doch ein ‚Ehrenmann‘, daß er mir freiwillig diesen Züngling nachgesandt hat, als er vernahm, daß ich mit dem ‚Rajah‘ Not habe.“ Er wunderte sich ein wenig über das herrliche Pferd und die kriegerische Ausrüstung des jungen Mannes, begrüßte ihn aber trotzdem mit den groben Worten: „Hohe Zeit, daß du kommst, Sklave! Die Peitsche deines Herrn hat dich wohl auf den Weg gebracht, und ich habe große Lust, dich sofort die meinige schmecken zu lassen, weil du so lange gezögert hast. Herunter von dem Pferd und hinter die Ohren deines Elefanten. Ich selbst werde dein Pferd besteigen, da es besser ist als das meinige.“

Aber zu seiner höchsten Enttäuschung machte der Züngling durchaus keine Anstalt, dem rohen Befehl nachzukommen. Vielmehr erhob er sich in den Steigbügeln und sagte in klarem, stolzem Ton: „Ich bin kein Sklave, am allerwenigsten der Sklave eines griechischen Händ-

Iers. Ich bin von edler Rasse und habe meinen Beruf erwählt, weil ich ihn liebte. Jetzt habe ich meine Stelle unter dem großen General Dabhiti freiwillig aufgegeben. Alle meine Kameraden hier werden bezeugen, daß ich sein Günstling war und daß er mich behalten wollte. Ich reise in Geschäften nach Babylon und Seleucia. Wenn du mich gut bezahlst, so habe ich nichts dagegen, mit deiner Karawane zu reisen und den ‚Rajah‘ zu leiten. Aber wohl gemerkt, ich reise mit dir als freier Mann, der dich jederzeit verlassen kann, wenn es ihm gefällt.“

„Was!“ brüllte darauf der rohe Händler, nur noch mehr erbittert durch die kühnen Worte des Jünglings, „einen Kontrakt mit einem Sklaven machen und ihn für seine Arbeit bezahlen! Ich will dir zeigen, wie man Sklaven bezahlt, wenn sie frech werden.“

Mit diesen Worten erhob er einen langen, starken Bambusstab, mit dem er die Karawane in Ordnung zu halten pflegte, um Ramuldu über den Kopf zu schlagen. Aber sein Pferd zur Seite wendend, riß der Jüngling seine Damascenerklinge heraus und zerhieb den Stab, ehe er ihn traf. Und da sein heißes Blut einmal in Wallung geraten war, so schlug er auch den Händler kräftig mit flacher Klinge über den Kopf. Dionysius brüllte wie ein verwundetes Tier, zog sein eigenes Schwert und rief seinen Dienern zu, den frechen Sklaven zu fangen und halb tot zu prügeln. Doch sein Gebrüll wurde übertönt von einem viel gewaltigeren. Sowie der „Rajah“ seinen Freund angegriffen sah, wurde er wild und stürmte auf den Händler los trotz allem, was sein Treiber tun konnte. Dionysius erkannte die drohende Gefahr und floh für sein Leben, wie auch die meisten seiner Diener. Dies gab Ramuldu eine Gelegenheit zum Entwischen. Seinem Araber die Zügel gebend, war er schnell aus der Kara-

wane heraus und auf seinem Wege nach dem Westen. Doch er ging nicht allein. Als er sich wandte, um dem Sändler ein Trugwort zuzurufen, sah er den „Rajah“ ihm mit höchster Schnelligkeit folgen. Er hatte seinen neuen Treiber herabgeworfen und schien entschlossen, das Schicksal seines Freundes zu teilen. Der Anblick ließ Ramuldu anhalten und nachdenken. Die lange Reise nach Babylon allein zu unternehmen, wäre waghalsig im höchsten Grade, besonders, da er den Weg nicht kannte und keine Erfahrung im Reisen hatte. Wahrscheinlich würde er in die Hände der zahlreichen Räuber fallen. Der Sändler war wahrscheinlich so wüth und wütend wie er nur sein konnte, aber Ramuldu hatte ihn in der Hand. Als Sändler sah Dionysius vor allem auf seinen Profit. Wollte er den „Rajah“ nicht verlieren, so konnte er Ramuldu kaum entbehren, ehe sie Seleucia erreichten. So weit durfte dieser sicher bei der Karawane bleiben und noch ehrlichen Lohn verdienen. Einmal in Seleucia, konnte er tun, was er wollte; da würde er bald los kommen von dem rohen Menschen. So wartete er denn bis der „Rajah“ herankam. Mit einem Triumphgebrüll hob das Tier ihn einfach aus dem Sattel und setzte ihn wieder an seinen Platz hinter den Elefantenhoren. Das gutdressede Pferd stand still und also erwarteten sie die Ankunft der Karawane.

Der Führer derselben schäumte noch immer vor Wut; doch bemerkte Ramuldu, wie einer seiner Leute ernstlich auf ihn einredete, offenbar, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Es schien ihm endlich zu gelingen, denn Dionysius machte eine bejahende Handbewegung und der Mann kam zu Ramuldu geritten. Er saß auf einem Maulesel, der sehr alt und steif und bössartig ausah. Der Reiter sah ebenso alt und grau aus wie der Esel, doch sein volles blühendes Gesicht verkündete eine ganz andere

Gemüthsart und seine Worte stimmten mit dem Gesicht. In fließendem Hindustani rief er unter lautem Lachen: „Geda, Bürschlein, du bist der schlaueste und tapferste Kerl, den ich hier zu Lande je gesehen habe! Beim Herkules! jener Schlag auf den Kopf des alten Schurken schmeckte mir süßer als ein Kelch des besten syrischen Weines, und Bacchus weiß, welchen Durst ich in diesem sonnenverbrannten Lande leide. Der Alte müdete lange und sprach davon, dich und den ‚Rajah‘ zu erschießen. Doch ich bekam ihn bald herum, denn er dürstet nach Geld wie der Tiger nach Blut. Du bist jetzt vollständig sicher, wenn du wirklich mit uns nach Seleucia reisen willst. Bestimme deinen Lohn und sei nicht blöde dabei, denn der alte Geizhals kann dich gut bezahlen, da der ‚Rajah‘ ihm eine Riesensumme einbringen wird.“

Ramuldu wußte faum, was er aus dem Manne machen sollte. Er sah aus wie ein Grieche und redete wie ein Hindu. Endlich fragte er ihn: „Bist du in Indien geboren?“

„Nein, zum guten Glück,“ kam lachend die Antwort. „Ich wurde im Herzen der ganzen griechischen Welt geboren, in der gelehrten Stadt Athen, und habe wohl etwas von ihrer Gelehrsamkeit geerbt. Ich habe die ganze Welt durchreist und rede wenigstens ein Duzend Sprachen. Daher pflegen mich Karawanenführer gerne zu dingeu und du wirst bald sehen, daß ich diese Truppe weit mehr in Ordnung halte, als jener Brummbar. So komm mit, mein Junge; mit deinem harten Schlag auf den Kopf jenes Kerls hast du einen weichen Fleck in meinem Herzen getroffen. Es wäre töricht von dir, die Reise durch die weiten fremden Länder, deren Sprache du nicht verstehst, allein zu unternehmen. Auch in Seleucia kann ich dir von Nutzen sein, denn ich bin dort gut bekannt.“

Ramuldu, der durchaus nicht dagegen war, mit der Karawane zu reisen, wollte doch so sicher wie möglich gehen. Er fing das letzte Wort des Griechen auf und fragte: „Kennst du den alten griechischen Kaufmann Daimachos oder sein Haus, falls er gestorben sein sollte?“

„Ich kenne ihn wohl; als wir vor einem Jahr Seleucia verließen, war er noch frisch und munter, obwohl er wenigstens zehn Jahre älter sein muß als ich und ich bin fünfzig. Dieses Schwert kaufte ich in seinem Bazar, welchem sein Sohn jetzt vorsteht, während der Alte sich fast ausschließlich den Studien widmet. Er ist ein tüchtiger Philosoph der stoischen Schule, und ich habe manchen Strauß mit ihm durchfochten, denn in meinen Augen hat allein Epikurus die wahre Lebensweisheit gefunden. Aber wie in aller Welt kennst denn du, ein junger Hindu-Elefantentreiber, den alten gelehrten Kaufmann Daimachos im fernen Seleucia?“

„Er ist mein Großonkel; mein Großvater, der ein Waffenhändler ist, wie Daimachos, wohnte einst in Seleucia und heiratete da dessen Schwester.“

„Das erklärt auch deine blauen Augen, mein Junge, und beweist, daß du ein reicher Kerl bist, wie ich auf den ersten Blick merkte.“

Diese letzte Bemerkung erinnerte Ramuldu an die Warnung seines Großvaters. Dem gesprächigen Griechen einen etwas mißtrauischen Blick zuwerfend, antwortete er zurückhaltend: „Eines Tages mag ich vielleicht meinen Großvater beerben; für jetzt bin ich nur ein einfacher Reisender, oder vielmehr Elefantentreiber, denn ich habe mich entschlossen, deine Einladung anzunehmen.“

„Das beweist, daß du ein vernünftiger Knabe bist. Doch deine mißtrauischen Blicke spare nur für jemand anders. Agathosles mag ein alter Säufer sein und ein

unnützer Landstreicher; aber er hat noch niemals jemand eine Drachme geraubt, am wenigstens solch einem prächtigen jungen Kerl wie du bist.“

Der ergraute alte Epikuräer sah so offen und ehrlich aus, während er dieses sagte, daß er das Vertrauen des Jünglings schnell gewann.

„Wie viel Lohn verlangst du?“ fragte hierauf Agathofles. „Laß uns das ordnen, ehe die Karawane herankommt.“ Ramuldu nannte eine Summe, die ihm genügend erschien; doch der Athener rief dagegen: „Unfinn, du sollst dreimal so viel haben.“

„Schon gut,“ meinte Ramuldu, „wenn du es heraus schlagen kannst. Aber während ich den ‚Rajah‘ reite, nimm du mein Pferd. Du scheinst ein guter Reiter zu sein, und der Händler soll meinen Araber nicht berühren.“

„Danke!“ sagte Agathofles, ohne weiteres den alten Esel mit dem prächtigen Pferde vertauschend. „Das paßt mir bedeutend besser, als der Rücken jenes knochigsten, faulsten und störrigsten Bewohners des ganzen Mauleselreichs. Das Pferd, auf welchem ich aus Selencia ritt, konnte die Hitze Indiens nicht vertragen, und jener Geizhagen wollte mir kein besseres Tier geben, da ich ihm jetzt doch folgen muß. Ich bin ein alter Reitersmann und werde deinem Araber nicht wehe tun. Außerdem wird der Händler grün vor Neid sein, weil ich jetzt viel besser beritten bin, als er selbst, und das wird mir eine stete Quelle des Vergnügens sein. Doch noch eins über deinen Lohn. Wir werden auf tägliche Zahlung bestehen, damit der Schurke dich am Ende der Reise nicht betrügt.“

Dionysius erklärte sich mit allem einverstanden, wenn auch mit sehr saurem Gesicht. Er durfte dem „Rajah“ nicht nahe kommen, ohne denselben zu reizen. So hatte

Ramuldu die Ehre, die Karawane anzuführen, während der Sändler den Nachtrab bildete. Nur Agathokles ritt noch vor Ramuldu; stolz saß er auf dem Araber und wies den Weg. Er selbst hatte diese Marscheinteilung vorgeschlagen, obgleich nicht allein zur Sicherheit des Sändlers. Nächst einem guten Glase Wein schätzte er nichts höher als ein gutes Gespräch, und der junge Ramuldu, der jetzt wieder seinen eigentlichen Namen angenommen hatte, schien ihm die beste Gesellschaft zu sein während der mühevollen Reise. Da der Athener wirklich gutherzig war, so glaubte er seinem jungen Freunde manches Wissenswerte beibringen zu können, und Ramuldu erkannte bald, welch einen ausgezeichneten Lehrer er an ihm gefunden hatte. Einer seiner Hauptwünsche war, Griechisch zu lernen, welches damals die Weltsprache war und vom Ufer des Ganges bis zu den Säulen des Herkules, der heutigen Straße von Gibraltar, gesprochen wurde. Sobald die Karawane daher wieder auf dem Marsche war, fragte Ramuldu Agathokles, ob er ihm nicht Unterricht im Griechischen erteilen wolle.

„Von Herzen gern,“ antwortete der Athener. „Zener Eselsrücken wäre ein zu niedriger Stuhl gewesen für solch hohen Unterricht; doch der Schritt deines Arabers ist wirklich begeisternd.“ Und sofort begann die erste griechische Unterrichtsstunde.

Während der Mittagsruhe schalt der Sändler Agathokles wegen seiner Freundlichkeit gegen diesen frechen Hindu. Das müsse der Disciplin der ganzen Truppe schaden. Doch der Athener antwortete munter: „Ich versuche deine Noheit wieder gut zu machen; der junge Mann ist dir zehnmal so viel wert, als du ihm gibst. Hast du nicht bemerkt, wie rasch der ‚Rajah‘ und ihm nach alle Elefanten jetzt daherschreiten? Wir werden jetzt in einem Tage dreißig Stadien mehr zurücklegen als vorher.“

Als der Abend kam und die Karawane sich für die Nacht gelagert hatte, sammelten sich die meisten Leute um Agathofles, welcher auf der Flöte spielen konnte wie die Hirtenknaben seiner Heimat und Geschichten erzählen wie ein persischer Dichter. Diese Gaben allein waren fast seinen Lohn wert, denn sie hielten die Leute während der langen, mühevollen Reise in guter Stimmung. Dionysius wußte dies auch zu würdigen; denn während seine übrigen griechischen Knechte am Abend nur ein Glas Wein erhielten, und die Morgenländer überhaupt nur Wasser bekamen, empfing der Spieler und Erzähler immer mehrere Gläser, um seine Kehle anzufeuchten und seine Geister zu beleben. Um seines neuen Freundes willen sprach Agathofles an diesem Abend meistens hindustanisch, ihn und alle anderen Hindus entzückend mit seinen wundervollen Märchen. Plötzlich wandte er sich an Ramuldu und sagte: „Kannst du nicht die Gesellschaft ein wenig unterhalten mit einem Liede, einer Erzählung, oder einigen Kraftproben? Du siehst aus wie ein kluger Junge und die Muskeln deiner Arme treten hervor wie die richtiger Athleten.“

Welcher starke und geschickte Jüngling zeigt nicht gerne sein Können? Ohne weiteres Zureden trat Ramuldu in den Kreis und vollbrachte einige Kunststückchen, die ihm von allen Seiten den lautesten Beifall einbrachten. Ramuldu lächelte und forderte nun irgend jemand auf, mit ihm zu ringen. Eine Anzahl Griechen, die in jenen Zeiten allesamt gymnastisch geübt waren, sprangen eifrig herbei, da sie meinten, mit dem Hindu leichte Arbeit zu haben. Aber alle lagen bald im Staube, während der junge Treiber dastand wie eine Bronze-Statue des Apollo. Selbst Dionysius wurde aufmerksam und fragte sich, wer dieser merkwürdige Fremdling wohl eigentlich sei. Daß er kein Sklave sei, war ihm jetzt klar, obwohl

er wünschte, daß er einer sei. Der Haß gegen den kühnen Jüngling, der ihn im Anblick seiner ganzen Karawane so gedemüthigt hatte, nagte an seinem Herzen und wurde nur erhöht durch die Gnußt, die derselbe bei allen anderen fand.

Dann erhob sich Agathokles selbst, streckte seine mächtigen Glieder und sagte: „Nun muß ich wohl die Ehre des Abendlandes gegen das Morgenland verteidigen. Obgleich ich dreißig Jahre älter bin als du und ein wenig steif in den Gelenken, so bleibt ein Athener doch ein Kämpfer sein Leben lang, mit den Armen so gut wie mit der Zunge.“

Agathokles war in der That der Stärkste unter seinen Landsleuten, und Ramuldu, schon etwas ermüdet, konnte ihn mit Gewalt nicht bezwingen. Aber er ermüdete ihn schnell und als er einen seiner geheimen, von Tugra erlernten Kunstgriffe anwandte, brachte er ihn zu Boden. Agathokles nahm seine Niederlage philosophisch. „Wäre ich zwanzig Jahre jünger, so hätte ich dich geworfen,“ sagte er; „mein Atem gab früher nach als meine Muskeln, und jenen Griff habe ich in keinem Gymnasium kennen gelernt. Gib mir deine Hand, mein Zunge; noch nie hat mich eine Niederlage so kühl gelassen. Du mußt unsere Spielhallen besuchen und du wirst bald leuchten wie ein Stern erster Größe. Verlaß dich darauf, ich habe in meiner Zeit mit einigen der größten Athleten gerungen.“

So war die lange Reise nicht nur sehr angenehm, sondern auch sehr nützlich für Ramuldu. Er empfand, daß der Segen seiner Mutter ihn begleitete und Jehovah ihn beschützte. Jeden Abend dankte er dem Herrn für seinen Schutz, besonders für den guten, treuen Freund, und flehte um glückliche Rückkehr zu seiner lieben Mutter. Der Gedanke an seine Mutter, die er um so leidenschaftlicher

liebte, je kürzere Zeit er sie als solche gekannt hatte, — seine arme Mutter, wie sie in ihrer dunklen Benana für ihn betete und auf ihn harnte, diene ihm als Schild gegen manche Versuchung der Jugend. Gerne hätte er sogleich Näheres über die jüdische Religion erfahren; aber ein schüchternen Versuch brachte eine solche Antwort von seinem Freunde, daß er nicht zum zweiten Male fragte.

„Wie in aller olympischen oder himalayischen Götter Namen bist du je mit dieser sauersten, strengsten und unnatürlichsten aller Religionen bekannt geworden?“ rief der Athener mit lautem Gelächter. „Dies unverschämte kleine Judenvolk, das elendeste und verachtetste auf dem ganzen Erdboden, erdreistet sich zu behaupten, daß es allein den wahren Gott habe und daß alle anderen Götter Götzen, Nichts-sei seien! Als Philosoph halte ich natürlich auch nicht viel von den Olympiern, an welche unser gemeines Volk glaubt, wie das eure an Brahma, Vishnu, Siva u. s. w. Aber welches Recht hat dieser jüdische Gott zu sagen, daß er der einzige Gott sei im Himmel und auf Erden. Und dazu noch unbedingten Gehorsam von jedermann zu fordern, damit er nicht die Missethat der Väter an den Kindern heimsuche bis ins dritte und vierte Glied! Ich bin selbst in Jerusalem, der heiligen Stadt der Juden, gewesen und habe manchen Streit mit ihren Lehrern gehabt. Obwohl zu Boden gedrückt und unter die Völker zerstreut, glaubt dieses Völklein dennoch in seinem unerträglichen Hochmut, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und erwartet einen verheißenen Gesalbten, der sie zu Herren der Welt machen soll. Doch unser großer König Antiochus ist im Begriff, ihnen die Einbildung auszutreiben und sie zu Griechen zu machen. Nein, mein junger Freund, lieber als Jude werde Stoiker. Denke dir nur, einer ihrer alten Rabbis sagte,

indem er auf mein rotes Gesicht schielte, Saufen und Suren seien Sünden und unter dem Fluch Jehovahs. Wo kann denn aber ein Mensch in diesem armen Leben überhaupt noch ein Vergnügen finden, wenn nicht beim Wein und bei den Weibern? Das ist doch das allernatürlichste Ding von der Welt, und das sollte Sünde und Verbrechen sein? Ich für mein Teil kann die Weiber entbehren, wenn ich dafür nur ein doppeltes Maß Wein bekomme; aber wie kann das ein wahrer Gott sein, der die Menschen ihrer süßesten Vergnügungen beraubt? Wirklich, ich hasse diesen Gott, diesen Jehovah, mit seinen Geboten, und wenn wir beiden Freunde bleiben sollen, so nenne seinen Namen niemals wieder.“ Das weinrote Gesicht des alten Epikuräers leuchtete förmlich und die wässerigen Augen des alten Säufers glühten vor Aerger, deutlich zeigend, wo der Stachel des göttlichen Gesetzes das Sünderherz getroffen hatte.

Obgleich Ramuldu seine Frage jetzt nicht wiederholte, so gab die eine mürrische Antwort des Atheners ihm doch viel Stoff zum Nachdenken. Sein klarer Verstand erkannte schnell die Ursache der Abneigung seines Freundes gegen das Judentum: es war ihm zu rein und heilig. Der Seitenhieb auf den einen Gott, der sich annahm, über alle Götter zu sein, saß nicht bei unsern jungen Selden. Die Worte seines Großvaters über die Nichtigkeit und Trostlosigkeit aller Vielgötterei waren nicht umsonst geredet. Während er jedoch ziemlich selbstgefällig daran dachte, daß Jehovah völlig im Rechte sei gegen Agathokles, indem er Saufen und Ehebrechen und dergleichen grobe Sünden verbiete, beschlich ihn doch ein sehr unangenehmes Gefühl, als er im stillen alle zehn Gebote überflog. Das erste Gebot hatte er sicherlich oftmals übertreten, obwohl er jetzt versuchte, keine andern Götter neben Jehovah zu haben. Das zweite glaubte er gehal-

ten zu haben, denn so lange er den Namen Jehovahs kannte, hatte er denselben seines Wissens nicht unnützlich geführt. Das dritte Gebot verstand er nicht, obwohl er gehört hatte, daß die Juden den siebten Tag besonders feierten. Das vierte — o gewiß, er liebte seine teure Mutter und ehrte seinen tapferen Vater, der nur von dem abscheulichen Priester verblendet war. Er knirschte mit den Zähnen, als er an Vicramitra gedachte und all das unsägliche Unheil, welches dieser Mensch über ihn und die Seinen gebracht hatte. „Durch und durch könnte ich ihn stechen trotz Großvaters Verweis; er verdient zehnfach den Tod.“ — „Du sollst nicht töten!“ Mechanisch war er fortgefahren in seiner Betrachtung der zehn Gebote. Aber was war denn das? Bisher war dies Gebot ihm das liebste gewesen, denn er hatte sich selbst immer als das Opfer und den Priester als den Mörder angesehen. Jetzt aber traf es ihn so schwer, daß er wirklich taumelte und fast von seinem Elefanten heruntergefallen wäre, denn jetzt zeigte es gerade auf ihn selbst als den Verbrecher. „Kann es wirklich bedeuten, daß ich diesen Schurken, der mein und meiner Mutter Verderben suchte, nicht töten darf? Großvater sagt, in Selbstverteidigung dürfe ich es tun, aber das ist nicht der eigentliche Punkt. Kann es bedeuten, daß ich ihn wegen seiner Verbrechen nicht tödlich hassen darf, wie ich es tue? Unmöglich kann es das bedeuten.“

„Du sollst nicht töten!“ klang es wieder warnend und drohend durch seine Seele, ohne eine Ausnahme für ihn zu machen.

„Aber ich will ihn töten; tausendfach verdient er den Tod!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor. Eine stille, sanfte Stimme aus dem innersten Herzen antwortete: „Dann stehst du unter dem Fluche Jehovahs, so gut wie dein Freund; ja noch mehr, denn es gibt kein beson-

deres Gebot gegen das Saufen wie gegen das Töten, obwohl es sicherlich auch unrecht ist.“ Der Gedanke machte ihn sehr unglücklich. Ehrlich gestand er sich, daß er seinen Saß ebenso wenig fahren lassen wolle, wie der Athener seinen Wein. Zum ersten Male erschien ihm die Religion Jehovahs nicht mehr herrlich und erhaben wie bisher, sondern hart und unnatürlich. Aber er hatte bereits zu viel davon kennen gelernt, um sie, wie Agathokles, leichtsinnig abzuschütteln. Er erinnerte sich der Mahnung seiner Mutter, der Erhörung seines Gebets in den Dschungeln, seiner ganzen wunderbaren Lebensführung und konnte das Dasein des großen Gottes nicht bezweifeln. Und dennoch wünschte er beinahe, daß auch er seinen Glauben so leicht beiseite werfen könne, wie das der leichtlebige Athener getan. Der Stachel des göttlichen Gesetzes hatte auch ihn getroffen und er löste dagegen so gut wie sein alter Freund.

Am dem Tage wurde kein Griechisch mehr gelernt. Lehrer und Schüler hatten höhere Lektionen zu studieren. Selbst der leichttherzige Agathokles konnte seine gewohnte epikuräische Heiterkeit nicht so schnell wieder finden nach diesem Gespräch. Die alte quälende Frage von menschlicher Sünde und Schuld, so unvermutet aufgerührt durch die Worte des Jünglings, wollte trotz all seiner Philosophie nicht weichen. Selbst am Abend war er noch in übler Stimmung, so daß die Gesellschaft die gewohnte angenehme Unterhaltung vermißte. Doch mit dem letzten Becher Wein verschwanden auch die ernstesten Gedanken; am nächsten Morgen war er so munter wie je, begann seinen griechischen Unterricht mit Macht und riß auch seinen jungen Freund mit sich fort.

Die Karawane stieg die Hochebene Iran, die Wiege der indo-europäischen Nationen, herab in das fruchtbare Tigris-Thal. In einer weiteren Tagreise hoffte Dio-

nysius in Seleucia zu sein. Er war in gehobener Stimmung, denn die Reise war sehr glücklich verlaufen. Seine schöne Elefantenherde sicherte ihm eine hohe Stellung am Hofe des Königs und brachte seinem Schatz viele Talente Goldes. Dennoch verdüsterte sich sein Gesicht jedesmal, wenn er diese Elefantenherde betrachtete, denn da saß der junge Hindu, der es gewagt hatte, ihn vor seiner ganzen Begleitschaft zu schlagen. Daß derselbe nur in gerechter Selbstverteidigung gehandelt, fiel ihm gar nicht ein, er schmiedete seine Rachepläne. Seinen Lohn hatte er ihm allabendlich ohne Murren ausbezahlt, auch sein sonstiges Betragen verriet gar nicht, daß der grimmigste Haß in seinem Busen wühlte. Er hatte freilich alle Ursache, mit Ramuldu zufrieden zu sein, so ausgezeichnet hatte der den „Rajah“ geführt; doch wollte er den Jüngling nur in Sicherheit wiegen. Als derselbe an diesem letzten Reiseabend den Rücken wandte, flog ein bitteres Lächeln des Triumphs über seine finsternen Züge, welches unserem jungen Freunde nichts Gutes verkündete. Zum Glück hatte Agathosles das giftige Lächeln bemerkt, und da er immer geglaubt hatte, der Sündler würde sich irgendwie an Ramuldu rächen, so schlich er in der Stille der Nacht zu dessen Lager, weckte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Du mußt noch diese Nacht fliehen, denn Dionysius brütet über Racheplänen. Da er bei Hof großen Einfluß hat, so kann er dir leicht schaden. Wahrscheinlich will er dich als einen weggelaufenen Sklaven verhaften lassen. Besteige deinen Araber, sobald du den Weg unterscheiden kannst, und reite stracks gen Westen. In der Herberge vor dem Tore warte auf mich, denn ich reite voraus, um die Ankunft der Karawane zu melden. Im Fall, daß ich nicht kommen sollte, welches jedoch sehr unwahrscheinlich ist, reite vor der Ankunft der Karawane bis zur Mitte der Stadt. Dort kann irgend jemand dir

den großen Bazar des Daimachos zeigen. Einmal im Hause deines Oheims, bist du ziemlich sicher vor dem Händler, auch wenn er dich finden sollte. Vor allem sieh zu, daß du unbemerkt aus dem Lager entkommst.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, froh der Warner zurück zu seinem Zelt und die blizenden Sterne vorzieteten weder ihn noch seinen Freund.

Ramuldu wartete bis zum ersten Morgengrauen, dann bestieg er sein Roß und ritt leise von dannen. Doch selbst dies leise Geräusch weckte den immer mißtrauischen Händler. Zur Zelttür eilend, sah er eben den weißen Araber im Dunkel verschwinden. Seine wilden Flüche brachten schnell das ganze Lager in Bewegung. Er rief seinen Dienern zu, dem Flüchtling zu folgen. Doch Agathokles bemerkte trocken, daß kein Pferd im Lager den Araber einholen könne, und daß außerdem Ramuldu sein eigener Herr sei und gehen könne, wann und wohin er wolle. Ohne Zweifel könnten jetzt die anderen Wärter den „Rajah“ händigen, der nach der langen Reise sehr zahm geworden scheine.

Alles Toben des Händlers konnte die ärgerlichen Tatsachen nicht aus der Welt schaffen, und so diente die Flucht Ramuldus nur dazu, die Nachtruhe zu verkürzen, denn in seinem Verdruß hieß Dionysius sofort das Lager abbrechen. Ramuldu fand leicht die bezeichnete Herberge und wurde da von Agathokles abgeholt. Zusammen ritten sie in die große Stadt Seleucia, welche auf Befehl der syrischen Könige erbaut war, um nach wenigen Jahrhunderten auf Befehl der parthischen Könige Antiochus Platz zu machen. Wie dankbar war Ramuldu, seinen treuen Freund zur Seite zu haben. Wie hätte er sich in diesem Straßengewirr zurechtfinden sollen, das so verschieden war von dem indischer Städte, zumal er erst wenig Griechisch verstand und noch weniger Persisch oder

Griech? Jetzt befanden sie sich bald vor einem stattlichen Bazar ähnlich dem seines Großvaters. Beim Eintritt kam ihnen ein Mann in mittleren Jahren entgegen, den Agathofles fragte, ob sein Vater noch lebe. „Er lebt und liebt wie immer,“ antwortete der Kaufmann. Dann ging er zur Tür des Nebenzimmers, schob den schweren Vorhang zurück und rief hinein: „Vater, hier sind zwei Fremde, die nach dir fragen.“ — Ein Geräusch wurde gehört, als ob jemand Pergamentrollen zur Seite lege, ein langsamer Tritt kam näher, und Ramuldu stand vor seinem Großvater. Er war ein kahlköpfiger, graubärtiger alter Mann, mit einem feinen, durchgeistigten Gesicht, in dem die tiefen Falten um die Augen von vielen, schweren Studien erzählten.

Ramuldu vermeinte eine Ähnlichkeit zwischen diesem Gesicht und dem seiner lieben Mutter zu bemerken; wenigstens die blauen Augen waren da, die ein Erbstück dieser Familie zu sein schienen. Auch damals waren die meisten Griechen, wie heute, dunkeläugig, obwohl blaue Augen ihnen als Schönheitsideal galten. Des Jünglings Herz klopfte vor Wonne, denn er empfand, daß er eine Heimat gefunden habe. Den Brief Mahendras aus seinem Busen ziehend, sagte er in gebrochenem Griechisch: „Ich bin der Großsohn deiner Schwester Atossa, und diesen Brief sendet dir mein Großvater Mahendra mit seinem freundlichsten Gruß.“

Der Greis warf die Arme vor Verwunderung in die Höhe und beugte sich, ohne auf den Brief zu sehen, etwas vor, um den Jüngling genauer betrachten zu können, denn seine Augen waren schwach geworden vom Alter und vielen Lesen. Der Blick befriedigte ihn vollkommen. Er umhalsste und küßte Ramuldu und sagte mit tiefer Bewegung: „So bist du Ramuldu, der Knabe, den sein eigener Vater in blindem Fanatismus den Göttern opfern wollte?“

„Der bin ich,“ antwortete Ramuldu; „achtzehn lange Jahre wurde ich vor den Augen meines Vaters verbor= gen, noch kannte ich meine Mutter als solche. Als mein Vater mich endlich kennen lernte, überredete ihn der Priester, mich vor die Räder des Gottes Zuggernaut zu wer= fen, und Mutter und Großvater kamen überein, mich nach Seleucia zu senden. So bin ich hergekommen, um hier eine Heimat zu suchen, bis in Benares die Verhältnisse besser werden.“

„Du bist uns herzlich willkommen,“ sagte der Greis, obgleich er nicht alles verstanden hatte, was Ramuldu zu sagen versucht hatte. „Wir wollen versuchen, dir eine Heimat zu bieten nach all dem Schweren, das du erduldet. Wie oft habe ich gewünscht, dein Großvater möchte zurückkommen. Wir beide hatten verwandte Neigungen und niemals finde ich wieder einen Freund wie ihn. Wäre nur deine Großmutter am Leben geblieben; dann hätte ich ihn halten können und ihm all dies Elend ersparen. Das hier ist mein Sohn Demetrius, der seit Jahren dem Geschäft vorsteht, während ich mein altes Stedenpferd, die Philosophie, reite. Doch wer ist dein Begleiter? Er sieht noch weniger wie ein Hindu aus als du selbst?“

„Und allen Olympiern sei Dank, daß ich nicht zu jenem hinverbrannten Volk gehöre, das solche feine Kinder, wie meinen Freund Ramuldu, den Krokodilen vorwirft,“ antwortete der Athener an Ramuldu's Statt. Seine Zunge hatte ihn schon lange gebrannt, endlich mal ein ordentliches Wort drein reden zu können. „Ich wurde unter einem glücklicheren Himmel geboren, dem glücklichsten der ganzen Welt, denn ich lernte gehen inmitten der Denkmäler der athenischen Akropolis. Ehe ich diese Reise antrat, auf der ich das Glück hatte, meinen jungen Freund hier aus den Händen eines schurkischen Sündlers

zu erretten, kaufte ich einige Waffen in deinem Bazar und brach eine Lanze mit dir über deinen Stoicismus.“

„Ach,“ rief Daimachos aus, „du bist jener lustige Epikuräer, der alle ernstesten Gedanken verlacht und verspottet. Deine Zeit für nüchterne Gedanken mag auch noch kommen, mein Freund. Epikurus ist der größte Betrüger, der jemals gelebt hat.“

„Mit dem größten Vergnügen werde ich darüber stunden- und tagelang mit dir streiten,“ antwortete der Athener, „sobald ich Zeit finde; doch jetzt habe ich schon zu lange verweilt. Kommt Dionysius mir auf die Spur, so betrügt er mich um die Hälfte meines sauer verdienten Lohnes. Ich muß zum Schlosse eilen und die Ankunft der großen Karawane melden. Nehmt diesen Knaben gut in acht, er verdient es; vor allem verbergt ihn vor den Augen des Händlers, denn der haßt ihn wie das Feuer. Sobald wie möglich bin ich wieder hier.“

Damit eilte der athenische Philosoph, Soldat, Karawanenführer und Märchenerzähler nach seinem Pferde und zum Hofe des Königs Antiochus, während Daimachos endlich Gelegenheit fand, den langen Brief seines alten indischen Freundes zu lesen. Der Brief trieb ihm die Tränen in die Augen und als er ihn gelesen, da sprach der freundliche Greis zu Ramuldu: „Doppelt willkommen, mein teurer Knabe. Deine grausame Religion hat dich bisher der Heimat beraubt. Möge mein Haus dir zur rechten Heimat werden, und möge ich den Tag noch erleben, wann auch dein Großvater und deine Mutter in dieses Land kommen!“

XIII.

Am Ufer des Tigris.

Kamuldu fühlte sich wirklich daheim unter seinen freundlichen Verwandten, und genoß sein Leben wie niemals zuvor. Als Knecht, oder doch höchstens als Glied einer niedrigen, verachteten Kaste erzogen, und jetzt mit einem Male ein geachteter, wohlhabender, freier Mann zu sein, das war in der That ein glücklicher Wechsel. Er war nun 19 Jahre alt und nur ein Wölkchen stand an seinem sonst völlig klaren Lebenshorizont: das Schicksal seiner Mutter. Aber das Wölkchen schien annoch ziemlich in der Ferne zu stehen und hinderte ihn nicht, die Luft der Freiheit in vollen Zügen zu genießen. Daimachos wollte ihn zu einem Kaufmann machen; doch Agathokles widersprach mit all seiner Beredsamkeit.

„Dieser Knabe ist zu etwas Höherem bestimmt, so sehr ich auch Euer gewinnreiches Geschäft achte. Kamuldu wird der berühmteste Ringkämpfer der Stadt werden. Ich habe seine Muskeln zu meinem Schaden versucht. Komm mit, mein Junge, und sieh dir einmal einen richtigen griechischen Turnplatz an; das wird über deinen künftigen Beruf in einem Augenblick entscheiden.“

Der alte Schlauberger hatte unsern jungen Freund richtig beurteilt, denn Kamuldu war so begeistert von dem, was er von den griechischen Spielen sah, daß er noch selbigen Tages in die Schule eines Meisters der Ringkunst eintrat. Diese griechischen Ringer gehörten keineswegs zu derselben niedrigen Menschenklasse, wie die späteren römischen Gladiatoren. Die Söhne der reichsten und edelsten Bürger nahmen Theil an den gymnastischen Uebungen, und die Zeiten waren noch nicht vorüber, da

die Sieger in den olympischen Spielen als die größten Männer der Zeit verehrt wurden und der einfache Lorbeerfranz als höchster Preis. Freilich gab es jetzt auch schon eine Menge Leute, die als professionelle Kämpfer ihre Kunst um Geld zeigten.

Bald nach Ankunft der indischen Karawane ging Antiochus Epiphanes nach der Stadt Elymais in Persien, deren Tempel ihres Reichthums wegen berühmt waren. Doch die Bürger der Stadt waren tapfer und kühn. Als der Vater des jetzigen Königs 187 vor Christo einen ihrer Tempel geplündert hatte, da hatten sie sich einmütig erhoben und ihn erschlagen. Durch den früheren Raub gewarnt, schlossen sie vor dem jetzigen Könige die Tore. Umsonst versuchte er die Stadt zu stürmen; an Leib und Seele krank, mußte er umkehren. Der Fluch Jehovahs ruhte auf diesem Könige, der ihn so frech verhöhnt hatte, daß er eine Bildsäule des olympischen Jupiter in den Tempel zu Jerusalem stellte, und eine solche Verfolgung über Israel kommen ließ, daß die Geschichte kaum ihresgleichen findet. Die demütigende Niederlage seines Vaters bei Magnesia, wo im Jahre 190 v. Chr. 30,000 Römer unter Lucius Kornelius Scipio 70,000 Syrer schlugen, bis 50,000 davon das Schlachtfeld bedeckten, hatte diesen jungen Antiochus zur Geißel in Rom gemacht bis zum Tode seines älteren Bruders Seleucius im Jahre 175. Um den schweren Schaden wieder gut zu machen, hatte er vier Kriege gegen Egypten geführt, in denen er den Ehrennamen Epiphanes, der Berühmte, erworben hatte. In einem Feldzug im Jahre 171 hatte er ganz Coelo-Syrien mit Palästina wieder gewonnen, hatte Egypten bis auf Alexandria übermannt, hatte den jungen König Ptolomäus Philometer gefangen genommen, und auf seinem Rückwege Jerusalem und den Tempel geplündert, wie im Makkabäerbuch zu lesen. Er hätte

Ägypten an sich gerissen, hätte Rom nicht seine Pfade gekreuzt. Auf seinem letzten Zuge nach dem Pharaonenlande traf ihn der römische Gesandte Caius Poppilius Laenas und befahl ihm, das Land ungefäumt zu räumen. Als der stolze König, aufgebracht über den herrischen Befehl, nicht sofort einwilligte, zog der Gesandte mit seinem Stabe einen Kreis um ihn und sprach: „Ehe du diesen Kreis verläßt, muß ich deine Antwort wissen.“ Und der König antwortete: „Ich will nach dem Wunsche des Senats handeln.“

Diese furchtbare Demütigung scheint das Gemüt des Antiochus so verbittert zu haben, daß er zu jenem Ungehener der Bosheit wurde, dem alttestamentlichen Antichristen, von dem Daniel 400 Jahre zuvor geweissagt hatte. Das Anziehen der Steuerfschrauben, um dem unerfättlichen Rom jene 15,000 Talente zu bezahlen, scheint die erste Auflehnung gegen seine tyrannische Herrschaft verursacht zu haben. Doch bald wandte er sich mit besonderer Wut gegen das arme kleine Jndenwolf. Während die meisten heidnischen Könige gegen Andersgläubige duldiam waren, da sie ja in ihrem Aberglauben wähten, auch die hätten wirkliche Götter, wenn auch geringere als sie selbst, so war dieser Antiochus von einem tödlichen Haß gegen den einigen wahren Gott erfüllt, ähnlich wie der Pharao des Auszugs und der Kaiser Galerius zu Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts. Doch Gott läßt sich nicht spotten von den Menschenfindern. Ob auch des Königs Fanatismus zur höchsten Wut emporflamnte wie im Schlachten der Mutter mit ihren sieben Söhnen, der jüdische Märtyrermut überwand seine Senker, die jüdischen Schwerter schlugen seine Heere, und die Sand Jehovahs schlug ihn selbst, den blutbesleckten Tyrannen. Bald nach seiner Rückkehr von Glymais fing er an zu rasen, daß man ihn zum Spott statt Epiphanes

Epimanes nannte, der Wahnsinnige. Endlich starb er an einer entsetzlichen Krankheit, ebenso wie Herodes Antipas und Kaiser Galerius.

Der Sändler Dionysius, jetzt einer der Mächtigsten am Hofe des Königs, hatte denselben auf seinem Perserzuge begleitet und Ramuldu hatte ihn seit der Nacht seiner Flucht nicht mehr gesehen. Auch dem Athener hatte man eine Offiziersstelle angeboten, da er als tüchtiger Soldat bekannt war. Der sagte aber, er habe keine Zeit, da er einen jungen Riesen, den er entdeckt habe, zum Wettkämpfer ausbilden müsse. In Wahrheit hatte er mit der Erziehung Ramuldus gar nichts zu tun, obwohl er jeden Morgen da war, um seinen jungen Freund an der Arbeit zu sehen. Die einzig wirkliche Arbeit, die er hatte, bestand darin, seinen fauer verdienten Lohn in den vielen Weinschänken der Stadt anzulegen, und dieser angenehmen Aufgabe widmete er sich mit altgewohnter Energie. „Ohne meinen herrlichen Durst,“ pflegte er öfters zu sagen, „könnte ich eben so reich sein wie Dionysius, denn ich bin eben so klug und habe ebenso schwer gearbeitet, wie er. Aber mein epikuräischer Durst nimmt alles hin. Es ist wirklich schade drum, aber es ist eben die höchste Weltweisheit, immer das höchste Vergnügen zu suchen. Dionysius findet das seine im Geldsack, ich das meine im Weinschale, und damit basta.“ So lange seine Taschen voll waren, wie eben jetzt, pflegten dergleichen Gedanken ihn nicht lange zu quälen. Wurden aber die Taschen leer, wie gegen das Ende von Ramuldus Übungszeit, dann stiegen doch oftmals arge Zweifel an seiner Philosophie in ihm auf, begleitet von der unangenehmen Erinnerung an jenen alten Juden und seiner Behauptung, daß Sausen Sünde sei und einst Verantwortung heiße. „Ich muß wieder an die Arbeit gehen,“ so grübelte er dann wohl vor sich hin, „sonst rauben diese dummen Gedanken

mir noch den Schlaf. Doch jetzt kann ich die Stadt nicht verlassen, denn mein Zunge wird der Champion-Ringer des Ostens werden. Der König soll in übler Stimmung heimkehren, wie man sagt, weil diese dickköpfigen Perser es vorziehen, ihr Geld selber zu behalten, als es ihm für seine Kriege mit den bössartigen Juden zu geben. Wer hätte je gedacht, daß diese frummnasigen Kerle den syrischen Phalangen auch nur einen Monat lang widerstehen könnten! Und nun bekämpfen sie uns seit Jahren und sind so frech wie je. Man sagt auch, daß Hunderte von Männern, Weibern und Kindern lieber den grausamsten Tod erduldet haben, als daß sie Schweinefleisch aßen oder irgend wie ihren Glauben an Jehovah verleugneten. Es ist ein Wunder vor meinen Augen. Obwohl ich meine epikuräische Lehre für recht halte und sie mit der Zunge gerne verteidige, würde ich doch kein solcher Narr sein, Gut und Blut dafür zu wagen. Wie mir diese Juden für solch eine ernste, frendlose Religion, wie die ihre, leiden und sterben können?“

Seit einigen Jahren war ein Perser von riesigem Körperbau der Meister im Ringkampf gewesen. Da er niemals geworfen war, so hatte sich in letzter Zeit niemand mehr an ihn herangewagt. So hatte dieser, Rambyses mit Namen, zwei und drei Männer auf einmal herausgefordert, oder er hatte beim Ringen seine linke Hand auf den Rücken gebunden, und dennoch war er meistens Sieger geblieben. Er redete jetzt davon, nach Antiochien und Athen zu gehen, weil er im Osten keinen ebenbürtigen Gegner mehr finden könne.

Ramuldu's Meister hatte kaum seine Kraft erkannt, als er auch schon entschlossen war, ihn bei den nächsten königlichen Spielen mit Rambyses ringen zu lassen. Klugerweise verheimlichte er jedoch diese Absicht, bis die Kämpfer in die Listen eingetragen wurden, um den star-

ten Perser sicher zu machen. Ein wenig alt und fett werdend und seines Sieges gewiß, zog Rambyses die Schenken der Turnhalle vor. Er wußte von keinem neuen Ringer um den königlichen Preis und nahm also die Welt gemächlich. Er ließ sich auch keineswegs aus seiner Gemütsruhe bringen, als er die Herausforderung Ramuldu erhielt. Er benutzte die paar Wochen, die ihm noch verblieben, sein Fett herunter zu arbeiten und seine Muskeln zu stählen, und lächelte grimmig, wenn er die Wetten sah, die fünf gegen eins für ihn waren und doch nicht aufgenommen wurden. Das Volk kannte ihn, und er wollte sie nicht enttäuschen. Da die große Mehrheit der Einwohner Perser waren, so stand ihr nationaler Stolz von vornherein auf seiner Seite. Die Griechen dagegen hätten gerne auf Ramuldu gewettet, wenn sie nur ein wenig Hoffnung auf Erfolg gesehen hätten. Agathokles freilich sang das Lob seines jungen Freundes in jeder Tonart, und nahm selbst einige Freunde zu seiner Schule, um ihn an der Arbeit zu sehen. So nahmen dann doch einige kleinere Wetten an. Der Athener selbst hätte natürlich seinen letzten Silberling gewettet, wenn der nicht bereits seinen epikuräischen Hals hinabgeschlüpft wäre. Doch er bewog Ramuldu, ihm etwas Geld zu leihen, zugleich versprechend, daß er ihm bei der Rückerstattung die ehrliche Hälfte des Gewinns geben würde. Daß Wetten, wie Glücksspiel jeder Art, im Lichte des göttlichen Wortes Sünde ist, davon hatte ja er wie seine ganze Zeit keine Ahnung. Bei Daimachos und Demetrius war jedoch seine Mühe vergeblich; die vorsichtigen Kaufleute hatten zu oft die Riesenkraft des Rambyses gesehen, als daß sie ihr gutes Geld so wegwerfen sollten, obgleich ein Besuch in der Turnhalle sie überrascht hatte mit der Kraft und Gewandtheit ihres jungen Verwandten.

Ramuldu's Ehrgeiz war aufs höchste gespannt. Obgleich er vernünftig genug war, eine Niederlage für möglich zu halten, so fürchtete er sich doch nicht vor der Riesengestalt des Rambyjes, den er einige Male gesehen hatte. Ueber sechs Monate war er der nüchternste und fleißigste Mann in Seleucia gewesen. Er hatte die griechische Kunst gründlich beneistert; dennoch vertraute sein Meister besonders auf einige indische Kunstgriffe, die kein griechischer Ringer kannte. Außerdem hoffte er, daß sein Schüler den schweren Perser ermüden könne, und bestimmte daher fünf Würfe aus neun, statt der gewöhnlichen drei aus fünf.

Das Amphitheater war bis auf den letzten Platz gefüllt. König Antiochus war da mit einem glänzenden Gefolge von Offizieren, Höflingen und Damen. Unter ihnen erblickte man den Gändler in einem reichen orientalischen Gewande an der Seite einer Dame von berückender Schönheit des reinsten griechischen Typus. Sie war eine junge Witwe; ihr Gatte, ein höherer Offizier des Königs, war im jüdischen Kriege gefallen. Sie war dem königlichen Hofe von Antiochien nach Seleucia gefolgt und lebte hier in ihrem eigenen Hause mit einem Aufwand, den die geringe Hinterlassenschaft ihres Mannes durchaus nicht rechtfertigte. Die Dame Alexandra war eben eine Abenteuerin, und am Hofe des Königs gab es immer eine Menge reicher Abenteurer, die ihre Schönheit und ihre Klugheit umstricken konnte. Sie hatte jetzt ein Duzend Anbeter zu ihren Füßen; da sie jedoch die Flamme der Liebe, die sie nur zu gut in anderen zu entfachen verstand, selbst niemals gespürt hatte, so spielte sie schlau den einen gegen den andern aus, und fand dabei ein grausames Vergnügen an den von ihr gebrochenen Männerherzen.

Als Dionysius sie traf, da erkannte er sofort, daß er

sein Schicksal getroffen habe. Er machte die verzweifeltsten Anstrengungen, sie zum Weibe zu gewinnen, und überschüttete sie trotz seines Geizes mit den kostbarsten Geschenken. Doch sie blieb kühl und berechnend und ließ ihm eben genug Hoffnung, daß er sich nicht ganz abwandte. Sie wußte gut genug, daß er eben jetzt der größte Fisch im königlichen Teiche sei, und im Herzen war sie bereits entschlossen, ihn um seines Reichthums willen zu heiraten. Dies war das erste Mal, daß sie ihm erlaubt hatte, sie öffentlich zu begleiten und er war in gehobener Stimmung, besonders als er die finsternen Blicke einiger eifersüchtiger Nebenbuhler bemerkte.

Der König sah krank und mürrisch aus, obwohl er von lauter fröhlichen Gesichtern umgeben war.

Die Wettrennen in Wagen und zu Fuß waren vorüber, und die Erregung der Menge bereits hoch gestiegen. Die heißblütigen Orientalen waren sogar noch lauter als die leichtlebigen Griechen. Die Ringkämpfe kamen zuletzt, und die Aufregung stieg aufs höchste beim Kampf um den Königspreis. Stolz trat der Perser in den Ring, von betäubenden Zurufen empfangen. Gar verschieden war der Empfang Ramuldu's. Ein Hauch der Erwartung ging durch die weiten Hallen, und als er seinem berühmten Gegner entgegen trat, da herrschte tiefe Stille. Nur einige, wenige Stimmen hatten ihn begrüßt, unter denen die des Atheners natürlich die lauteste war. Ramuldu war eben ein Fremder und seine Gestalt enttäuschte diejenigen, die ihm den Sieg gönnten. Eine Bewunderung seines Mutes, einem solch furchtbaren Feinde entgegen zu treten, war alles, das zuerst laut wurde. Doch bald flogen auch andere Bemerkungen durch die Reihen der Zuschauer. „Sieh doch, welch' schöne Gestalt, welch stolze Haltung, welch hübsches Gesicht! Wie jung er aussieht; ein bloßer Knabe gegen den großen alten

Perser. Aber ach! seine Schönheit wird ihm wenig nützen im eisernen Griff des Rambyhes.“

Nur einige geübte Augen beachteten seinen leichten, festen Schritt, seine vorspringenden Muskeln und das vollendete Ebenmaß der ganzen Gestalt. Zwei Angesichter unter jenen Tausenden wechselten jedoch wirklich die Farbe, als sie den bildschönen Jüngling erblickten. Des Dionysius Gesicht wurde fahl vor Wut, als er den Mann erblickte, der ihn geschlagen hatte und ihm dann entwischt war. Alexandras Angesicht wurde beinahe purpurrot von der Blutwelle, die ihr bis in die Schläfen stieg. Krampfhaft faßte sie das Geländer vor sich und lehnte sich weit vorn über, um den Jüngling besser sehen zu können, als er herantrat, um sich vor dem Königstron zu verneigen.

Die augenblickliche Stille wurde rauh unterbrochen durch die Stimme des Händlers, welcher schrie: „Der Hindu ist ein entlaufener Sklave; zehn zu eins gegen ihn!“ Er erhielt keine Antwort und der Mut der wenigen, die auf Ramuldu gewettet hatten, sank tiefer herab.

Jetzt standen sich die beiden Ringer gegenüber; dem spöttischen Lächeln des Persers begegnete der feste, kühne Blick des Inders. Auf das gegebene Zeichen errang die Schnelligkeit des Jünglings den besten Halt und Rambyhes merkte sofort, daß eine stärkere Hand ihn niemals gefaßt hatte. Doch er war ein alter, erfahrener Ringer und mit seiner überlegenen Kraft hatte er bald wieder den Vorteil. Aber er konnte den Jüngling keineswegs mit einer gewaltigen Anstrengung zu Fall bringen, wie er sicher gehofft hatte. Der geölte Körper des Inders wand sich wie eine Schlange in seinen Armen und es dauerte eine lange Weile, ehe er ihn so fest faßte, daß er sich nicht mehr lösen konnte. Selbst dann erforderte es

seinen letzten Nerv und Atem, um den bronzefarbenen Körper zu Boden zu werfen.

Die Zuschauer, welche während des unerwartet langen und heftigen Ringens den Atem angehalten hatten, waren jetzt, da das Unvermeidliche gekommen war, um so lärmender, und der gewaltige Perser streckte mit grimmigem Lächeln seine Hand aus, um den gewohnten Beifall entgegenzunehmen.

„Das ist ein braver Junge,“ schrieen manche Stimmen, „aber er hat sein Bestes gethan; von nun an wird Rambyses leichtes Spiel mit ihm haben.“ Doch Agathokles beugte sich zum Ohre des Demetrius und flüsterte: „Glaubst du jetzt, daß unser herrlicher Junge gewinnen wird? Es ist sein Plan, nicht gleich anfangs sein Neuestes zu versuchen, um den schweren Perser zu ermüden. Sieh', wie leicht er wieder auf die Füße springt, während des Rambyses Brust sich hebt und senkt wie ein Blasebalg. Wette auf den Zungen, und du wirst in einer Stunde mehr Geld verdienen als sonst in einem Jahr.“

Sowohl Daimachos wie Demetrius waren höchst überrascht, als sie merkten, daß Ramuldu den Riesen wirklich bestehen könne, und das leichte Blut des jüngeren Mannes begann zu kochen, als die laute, rauhe Stimme des Händlers abermal erscholl: „Nieder mit dem indischen Sklaven! Behn zu eins gegen ihn bis zu irgend einer Summe!“

„Sener Jnder ist ebenso edel von Geburt wie du, und ich wette ein halbes Talent Silber auf ihn!“ Sich in seinem Sitze erhebend, hatte Demetrius dem Dionysius diese Worte zugerufen. Einen Augenblick schien jedermann erstarrt über diese ungeheure Wette, denn ein griechisches Pfund, \$1180 nach unserem Gelde, war tatsächlich nach dem damaligen Geldwert viele mal so viel

wert. Der Händler erbleichte; sein geübtes Auge hatte ihm keineswegs die Stärke Ramulbus entgehen lassen, aber er hatte nicht geglaubt, daß irgend jemand auf ihn wetten würde, und so hatte sein Haß ihn zu weit geführt.

Diese eine Wette machte anderen Griechen Mut, und ehe Dionysius sein Angebot zurücknehmen konnte, hatte er noch mehrere Abnehmer gefunden. Seine habgierige Seele erbehte beim Gedanken an seinen möglichen Verlust, und wurde keineswegs getröstet durch die Bemerkung seiner schönen Begleiterin, welche mit glühenden Augen und brennenden Wangen dem zweiten Gange zuschaute und ihm zurief: „Du wirst deine Wetten verlieren, dieser junge Adonis wird den rohen, häßlichen Perser besiegen, wenn Venus noch irgend welche Macht hat in der Welt.“

Wäre sein Geiz nicht gerade in so schrecklicher Enge gewesen, so hätte der Händler in der schönen Witwe Augen noch mehr gelesen als die Aufregung des Spiels. Aber er war so beschäftigt, sich selbst zu versuchen wegen seiner schnellen Wette, daß er an nichts anderes denken konnte.

Zum zweiten Male saßen sich nun die beiden Kämpfer. Die Runde war womöglich noch länger und bitterer als die erste; und obwohl Rambyres seinen Gegner endlich warf, so war diesmal doch das triumphierende Lächeln aus seinem Gesicht verschwunden und sein Schritt war langsam und schwer. Ramuldu dagegen sprang frisch und munter auf, als die Trompete zum drittenmal rief. Dieses Mal blieb er der Angreifer von Anfang bis zu Ende; er riß und zerrte an dem Riesen herum, daß dieser Mühe hatte stehen zu bleiben. Endlich brachte unser Held mit höchster Anstrengung einen seiner geheimen indischen Griffe in An-

wendung, auf den Rambyses nicht vorbereitet war. Im nächsten Augenblick rollte die Riesengestalt des alten Siegers im Sande unter dem betäubenden Jubelgeschrei der Griechen, in welches die Dame Alexandra kräftig mit einstimnte. Der eine Fall entschied den Kampf. Er brach den Mut, wenn nicht die Kraft des Riesen, der nie zuvor geworfen war. In den beiden folgenden Runden hatte Ramuldu leichtes Spiel. Als er den Perser zum drittenmal warf und damit den königlichen Siegespreis errang, erbehte das Amphitheater von einem nie gehörten Jubelgeschrei.

Behn zu eins sind schwere Verluste, wenn auch die Wetten nicht sehr hoch sind. Aber der Händler raste förmlich, wenn er an seine Verluste dachte. Der größte Teil seines letzten Karawanengewinnes war dahin, und für Spott und Hohn seiner zahlreichen Bekannten brauchte er auch nicht zu sorgen. Niemand liebte den selbstjüchtigen, brutalen Menschen, wenn auch sein Reichthum ihn Einfluß verschaffte. Am tiefsten trafen ihn aber die spöttischen Worte und kalten Blicke der Dame Alexandra, die sogar nicht stimmten mit ihrem bezaubernden Benehmen am Morgen.

„Jener indische Sklave hat meinen stolzen griechischen Händler hemeistert,“ sagte sie lachend. „Ich werde allein nach Hause zurückkehren müssen, denn du mußt deine vielen Spielschulden bezahlen und kannst mich nicht begleiten.“ Er protestierte aufs heftigste, aber sie sagte ihm sehr kühl, daß sie dennoch ihre eigene Herrin sei und ihre eigene Begleitung wählen könne. Ingrimmiß fügte er sich. Der Schlag traf ihn fast ebenso schwer, wie der Verlust seines Geldes. Aber er nahm sich vor, noch am selben Abend seine Besuche bei der schönen Witwe zu erneuern und ihr klar zu machen, daß er immer noch ein sehr reicher Mann sei. Die wahre Ursache ihrer plötz-

lichen Kälte ahnte er nicht; Ramuldu aber sollte bald erfahren, daß er an diesem ereignisvollen Tage sogar mehr als Ruhm und Geld gewonnen hatte.

Nachdem er sich angekleidet, ein wenig geruht und seinen Weg durch eine Menge Bewunderer gemacht hatte, wollte er heimreisen, stolz und glücklich, wie ein junger Mann unter den Verhältnissen nur sein konnte. Aber er selbst war kaum so glücklich wie sein Freund Agathofles, der seit dem Morgen in seiner eigenen Achtung wenigstens um einen Fuß gewachsen war, nicht nur wegen der schönen Summe Geldes, die er gewonnen hatte, sondern besonders weil er diesen neuen Stern entdeckt hatte und ihn Freund nennen durfte. Der einzig würdige Platz, um solch einen glorreichen Tag zu feiern, war für ihn natürlich die Weinschenke, und Ramuldu wurde fast gegen seinen Willen mit dahin geschleppt. In Indien hatte er niemals geistige Getränke genossen, und während seiner Übungszeit war er selbstverständlich gänzlich enthaltsam gewesen. Daher berührte er auch den Wein kaum, den Agathofles kommen ließ. In all dem Tumult des Weinhauses wurde er sehr still. Vielleicht war es die körperliche Abspannung nach der furchtbaren Anstrengung. Auch brauchte er gar nicht viel zu sagen, denn der Athener redete mit Freunden für zwei. Ramuldus Auge war auf die Thür gerichtet und durch sie auf den breiten Tigrisstrom draußen. Das erinnerte ihn an den heimatlichen Ganges, und ehe er es merkte, war er im Geist daheim bei seiner Mutter. Er hatte sie nicht vergessen, nicht einen einzigen Tag. Jetzt dachte er daran, daß auch sie sich über seinen heutigen Sieg freuen würde, wenn sie davon hörte, daß Ruhm und Geld, welches er heute gewonnen hatte, ihm einst gut zu statten kommen möchte, wenn er zu ihrer Rettung eilte und wenn er ihr eine neue Heimat in diesem Lande gründete. Davon war er

immer mehr überzeugt worden, daß seine zukünftige Heimat nicht in Indien, sondern hier sein solle, und seine heutige Erfahrung bestärkte natürlich diese Ueberzeugung. In seiner Religion hatte er seit seinem Hiersein wenig oder gar keinen Fortschritt gemacht. Er hatte längst seinen gelehrten Großvater befragt und ihm von seiner und seines Großvaters Neigung zum Judentum erzählt. Aber die Antwort, die er erhielt, war fast ebenso entmutigend wie jene von seinem Freund Agathofles. Der stille, sanfte Greis wurde natürlich nicht so ungestüm wie der Athener, aber er war immer noch ein Stoiker und wanderte in dem Labyrinth des Allgottglaubens, ohne einen wahren persönlichen Gott zu kennen. Er wußte mehr von der jüdischen Religion als sein Schwager Mahendra, aber er glaubte weniger. Dennoch merkte Ramuldu bald, daß auch dieser alte Weise nicht gewiß war in seinen Meinungen, und daß auch er im Grunde keinen wahren Seelenfrieden gefunden habe. Als der Jüngling davon redete, nach Babylon zu gehen, wurde der Greis aufmerksam und versprach mit zu gehen. „Unser alter Freund Samuel lebt noch,“ sagte er; „aber er macht mich nur unruhig mit seinem starren Glauben an Jehovah. Vielleicht kann er dir von größerem Nutzen sein.“

Da Ramuldu gleich nach seiner Ankunft in die Turnschule eingetreten war, so hatte er bisher keine Gelegenheit gehabt, nach Babylon zu gehen. Jetzt aber, während seiner geistigen und körperlichen Abspannung hier in der düsteren Schenke, nahm er sich vor, mehr acht auf seine Seele zu geben und die Wahrheit für sich und die Seinen ernstlich zu suchen.

Während er also grübelte, fiel sein Auge auf einen Knaben, der in der Thür erschienen war und ihm winkte. Der Knabe hatte ein solch weiches, liebliches Gesicht, daß

Ramuḍu dadurch unwillkürlich angezogen wurde. Schnell erhob er sich und ging auf ihn zu. Er schien sehr schen zu sein und erröthete tief, während er ihm ins Ohr flüsterte: „Komme heute abend zum Hause der Dame Alexandra; sie möchte dir danken, daß du den großen, groben Perser besiegt hast.“

Die Stimme des Boten hatte einen solch besonderen, lieblichen Klang, daß es Ramuḍu auffiel, wie ihm denn die ganze Botschaft höchst merkwürdig vorkam. Er war niemals in Damengesellschaft gewesen und seinem indischen Gefühle erschien es unerhört, daß eine Frau einen fremden Mann in ihr Haus einladen sollte. Während seines Aufenthaltes in Selenia hatte er freilich erfahren, daß die westlichen Frauen viel mehr Freiheit genossen als ihre indischen Schwestern; dennoch wußte er nicht, was er aus der sonderbaren Einladung machen sollte. Plötzlich kam ihm ein Verdacht. Er hatte die Worte des Händlers vernommen und neben ihm eine schöne Frau gesehen. Sollte dieser Feind ihm eine Falle stellen? Mit scharfer Stimme fragte er: „Ist diese Dame Alexandra die Frau des Händlers Dionysius?“ Der Knabe zwinkerte listig mit den Augen, als er antwortete: „Sie könnte es sein, aber sie will nicht, wenn ich meine Herrin richtig beurteile. Sie fuhr mit ihm zu den Spielen, aber sie kehrte allein zurück.“ Als sie die mißtrauischen Blicke Ramuḍus bemerkte, fügte sie mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: „Ich bin gewiß, daß sie dir nicht übel gesinnt ist. Komm gewiß heute abend, du wirst es nicht bereuen.“

„Wo ist das Haus der Dame?“ fragte Ramuḍu endlich, kaum wissend, was er sagte. „Ein wenig nördlich vom königlichen Schloß, nahe am Ufer des Stromes.“

„Vielleicht komme ich,“ war alles, was Ramuḍu

Darauf erwiderte. Seine Gedanken wirbelten wild durcheinander. Der Knabe schlüpfte hinweg und Ramuldu ging zurück in die Schenke, wo Agathokles wissen wollte, was los sei. „Ich werde dir's nachher sagen, laß uns gehen,“ sagte Ramuldu. Da seine athenische Meugier erregt war, folgte Agathokles sofort. Kaum hatte er die Geschichte vernommen, als er ausrief: „Du bist doch der reinste Glückspilz! Am Morgen besiegst du den Sieger im Ringkampf und auf den Abend wirst du eingeladen von der schönsten Dame der Stadt. Sie schwärmt ohne Zweifel für deine blauen Augen und deine eisernen Muskeln und will Staat mit dir machen vor ihren zahlreichen Freiern. Nimm dich aber in acht, daß diese Sirene dir nicht dein unschuldiges Herz raubt. Sie hat mehr als einen Mann in dem Strudel der Leidenschaft, die sie erregt hatte, ertrinken lassen, während ihre Augen zusehen kalt wie die Sterne der Nacht. Doch hingehen mußt du; es wird dir Ruhm und Ansehen verschaffen, in ihrer Gefolgschaft zu wandeln und wird die härteste Strafe sein für deinen besonderen Freund, den Sündler. Er ist sterblich verliebt in die Dame Alexandra und hat schon ein Vermögen ausgegeben, um sie zu gewinnen. In Hoffreisen spricht man bereits über die bevorstehende Heirat. Dieser Tag mag ihm alles verderben. Ich bemerkte, wie sich ihre Augen von ihm wandten, sobald sie dich erblickt hatte, und wie sie allein in ihrer Sänfte heimkehrte. Solch ein Abenteuer habe ich mir längst gewünscht in der Eintönigkeit des Lebens. Wir werden unsere Waffen mitnehmen, denn der Sündler möchte unangenehm werden, wenn er dich im Hause seiner Dame treffen sollte.“

Ramuldu wäre kein junger Mann mit einem warmen, stolzen Herzen gewesen, wenn ihm die Einladung dieser edlen und schönen Dame nicht angenehm gewesen

wäre. Die körperliche Gefahr reizte seinen kühnen Sinn; und welcher Jüngling hätte sich jemals gefürchtet, sein Herz zu verlieren? Dennoch scheute er sich, seinem Oheim von der Sache zu sagen und dies beunruhigte sein Gewissen ein wenig während des übrigen Tages.

Des Kaufmanns Bazar war von Besuchern angefüllt, welche gekommen waren ihm zu gratulieren und mit dem jungen Sieger bekannt zu werden. Ihre Teilnahme wurde noch lebhafter, als sie erfuhr, daß Ramuldu wirklich der Großneffe des Daimachos sei und der Sohn eines indischen Generals. Nach dem großen Siege Ramuldus redeten die Verwandten gerne zu jedermann von der Verwandtschaft, obgleich sie natürlich das Familiengeheimniß bewahrten.

Der Gedanke, daß die Bekanntschaft mit der berühmten Dame Alexandra ihm in irgend einer Weise von Nutzen sein möge in der Befreiung seiner Mutter, beruhigte schließlich sein Gewissen. An die ferne Mutter dachte er auch, als er an Agathosles Seite durch die meistens dunklen Straßen ging. Ueber seinen Sieg würde sie sich sicher freuen; würde sie sich aber auch freuen, daß er zu dem Hause dieser Frau einging, die ein so merkwürdiges Interesse an ihm nahm? Er fand keine bestimmte Antwort, suchte auch kaum danach, denn er war jetzt selbst begierig, die Dame zu sehen und scheute sich ein wenig vor der etwaigen Meinung seiner Mutter. Der Gedanke beunruhigte ihn jedoch und diente ihm als Warnung.

Als sie vor dem Hause ankamen, wunderten sie sich, den großen Empfangssaal nur schwach erleuchtet zu sehen. Sie hatten erwartet, denselben in vollem Glanze erstrahlen zu sehen, angefüllt wie so oft von glänzenden Offizieren und Höflingen. Sie zögerten einen Augenblick, und Agathosles überlegte eben, ob die Dame Alexandra

sich wirklich in Ramuldu verliebt habe und ihn allein zu sehen wünsche, als eine junge Dienerin zu ihnen trat und zu Ramuldu sagte: „Komm herein, junger Serfules, du wirst schon lange und ungeduldig erwartet.“

Stimme und Antlitz des Mädchens kamen Ramuldu bekannt vor, obwohl er sich nicht entsinnen konnte, sie jemals gesehen zu haben. In seiner Neugier beugte er sich ein wenig vor und im Halbdunkel der Halle sah er das Mädchen tief erröten. Dieses Erröten verriet sie, denn er hatte es an diesem Tage schon einmal gesehen, und zwar auf den Wangen des Botenknaben. Sie merkte, daß er sie erkannte, faßte seine Hand und sagte mit einem bezaubernden Lächeln: „Komm zu meiner Dame; ich will inzwischen deinem Freunde Gesellschaft leisten.“ Noch zögerte Ramuldu dem leisen Druck dieser kleinen weichen Hand zu folgen; aber Athhofles war nun überzeugt, daß die kalte Sirene endlich in ihrem eigenen Netz gefangen und sterblich in seinen indischen Adonis verliebt sei. Es wunderte ihn auch gar nicht so sehr, denn in seines Freundes Augen war Ramuldu einfach vollkommen nach jeder Seite hin. „Geh“, sagte er auf Sindustanisch, „die Göttin der Liebe ruft dich; aber denke an meine Warnung. Sollte sich der Gott des Krieges einstellen, so bringt ein Schrei mein treues Schwert zu deiner Hilfe. Geh, und hole dir so viel Vergnügen, wie du nur kannst; Epikurus ist der einzige wahre Philosoph.“

Ramuldus Pulse gingen schneller; ein Griff überzeugte ihn, daß Schwert und Dolch an ihrer Stelle waren, dann folgte er dem Mädchen. Er war im Hause seines Großvaters und seines Großonkels an ziemlich schöne Räume gewöhnt; aber der Saal, in den er jetzt geführt wurde, überwältigte ihn förmlich. Weiß wie Schnee erglänzte der reinste parische Marmor von den schlanken korinthischen Säulen und herrlichen griechischen Statuen,

die jeden Winkel zu füllen schienen. Palmen und Farrenkräuter, tiefe persische Teppiche und schwellende indische Divane gaben dem Ganzen einen orientalischen Anstrich. Doch der verlockendste Anblick war doch die Besitzerin all dieses Reichthums und dieses Luxus. Dort lag sie auf einem scharlachroten Ruhebett zwischen Statuen von Adonis und Aphrodite unter den Zweigen eines Palmbaumes in reinstes Weiß gekleidet, den Kopf in die Linke gestützt, während die Rechte einen Fächer hielt. Ihre Augen schienen geschlossen und sie lag regungslos da, so daß der unerfahrene Jüngling sie wirklich für eine Statue hielt, das vollendetste Meisterwerk in dieser ganzen Sammlung. Sie aber konnte ihn beobachten durch ihre langen Wimpern und ihre Seele sog tiefes Vergnügen aus seinem tiefen Erstaunen. Eine Weile blieb sie so regungslos, um sich an seinem Anblick zu weiden. Dann öffnete sie plötzlich Augen und Fächer, daß er unwillkürlich zusammenfuhr und tief errötete. Ihre Rubin-Lippen teilten sich und ein silberhelles Lachen schallte durch den Raum. Doch der Zauber war gebrochen, und das einladende Lachen hatte nicht den gewünschten Erfolg. Sie hatte erwartet, daß er ihr sofort zu Füßen sinken würde mit Worten des Lobes und der Schmeichelei, wie so manche reiche und vornehme Männer unter ähnlichen Umständen getan hatten. Aber dieser Jüngling schien nur noch mehr verwirrt als vorher; er legte sogar seine Hand über die Augen, als wollte er sie schließen vor der bezaubernden Erscheinung. Sie, die doch Männerblicke indiert hatte fast von Kindheit auf, konnte diesen einfachen Jüngling nicht verstehen. „Er ist beinahe so alt wie ich,“ dachte sie, „und zu schön, um niemals in Damengesellschaft gewesen zu sein; warum ist er so schüchtern?“

Sie ahnte nicht, daß hinter der beschattenden Hand

das von Gram erfüllte Antlitz einer Mutter erschienen war, wie sie in ihrer dunklen Zenana hangen Herzens auf die Heimkehr ihres Sohnes wartete. Ohne Zweifel hatte Gott Ramuldu das Bild seiner Mutter vorgehalten, damit es ihm ein Schutzengel sei in diesem gefährlichsten Augenblick seines Lebens; sonst möchte auch ein kälteres Herz als das seine verführt worden sein. „Wenn diese schöne Zauberin jemals Gewalt über mich gewinnt, dann kehre ich niemals zurück zu meiner Mutter.“ Dieser Gedanke brach die süße Zaubergewalt, die er sein Herz bereits umstricken fühlte. Er wünschte, daß er nie hergekommen sei und nahm sich vor, wieder zu gehen, so bald er nur könne, ohne geradezu ungezogen zu erscheinen.

Die Lippen des verzogenen Glückskindes kräuselten sich ein wenig vor Merger und Enttäuschung, als der Zünder, der jetzt seine Hand sinken ließ, sie starr anblickte, ohne einen Schritt näher zu kommen. Aber in seiner kriegerischen Kleidung und im sanften Herzenschein erschien er ihr noch schöner als in dem blendenden Sonnenglanz der Arena, und seine offenbare Kälte diente nur dazu, ihre Leidenschaft noch mehr zu entflammen. „Er ist der einzige Mann, den ich je geliebt,“ dachte sie, „der schönste, den ich je gesehen; er muß mein werden.“ Aufspringend ging sie Ramuldu mit ihrem reizendsten Lächeln entgegen, schlug ihm leicht auf die Schulter mit ihrem Fächer und sprach: „Rühn im Kampf, schlichtern in der Liebe, so bist du nur ein halber Herkules. Hättest du in der Arena also gezögert, so hätte Rambyjes dein Rückgrat gebrochen. Ich sah deine göttergleichen Taten, welche die Ehre meines Volkes retteten und wünsche dir in seinem Namen zu danken. Es war der entzückendste Anblick meines Lebens, als du den großen Raufbold zu Boden warfst. Obwohl du ein Hindu bist, hast du heute

die Ehre der Griechen gegen die Perser hochgehalten. Doch komm, setze dich und erlaube mir, dir einige Erfrischungen anzubieten.“

Sie nahm seine Hand und führte ihn zu den schwellenden Polstern, welche sie soeben verlassen hatte, gerade unter die Statue des Adonis. Ohne eine Antwort abzuwarten, denn Ramuldu hatte immer noch kein Wort gesprochen, flatschte sie in die Hände und augenblicklich trat eine Dienerin herein, die auf silbernem Teller eine Karaffe mit Wein und zwei goldene Becher trug. Sie stellte den Teller auf ein Tischchen neben ihrer Herrin und entfernte sich eben so schnell und still wie sie gekommen. Alexandra füllte die Becher, und Ramuldu weigerte sich nicht, den seinen zu nehmen, obwohl er sich höchst unbehaglich fühlte. Doch nippte er nur an seinem Becher, während Alexandra den ihren hinter stürzte, als sei sie halbverschlachtet vor Durst. Seine Mäßigkeit bemerkend, sagte sie lachend: „Die Tage deiner Übungszeit sind nun vorüber, mein Herkules; leere deinen Becher der Göttin der Liebe, der griechischen Aphrodite, wie ich den meinen ihrem Adonis geleert habe. Und dann laß mich die Becher abermals füllen, damit ich dir sagen kann: du bist mein Adonis und schöner als der ihre.“ Wirklich füllte sie ihren Becher aufs neue und ihre Augen glühten, als sei sie schon berauscht von dem feurigen Ehrewein. Ramuldu merkte es und setzte seinen Becher nieder, während er zum ersten Male die Lippen öffnete und sagte: „Ich trank keinen Wein in Indien und sehr wenig seitdem ich hier bin.“ Seine Aussprache klang noch fremdartig, aber seine Worte waren deutlich genug. Sie gab keine Antwort auf seine Worte; aber sich näher zu ihm beugend und ihm tief in die Augen sehend, fragte sie: „Bist du wirklich ein Indianer? Deine Augen sind heller als die meinigen und ich bin an den Gestaden des

Mitteländischen Meeres geboren.“ — „Meine Mutter wurde in Babylon von einer griechischen Mutter geboren, der Schwester des Kaufmanns Daimachos; mein Vater ist ein Hindu-General in Benares.“ — „Ich wußte, daß Dionysius log, als er dich einen Sklaven nannte; kein Sklave hat eine solche stolze Haltung, solch göttergleiche Gestalt wie mein Adonis, denn so nenne ich dich trotz deiner abwehrenden Blicke.“

Seine Blicke waren in der That immer abwehrender geworden; ein zu hohes Frauenideal war in sein Herz eingegraben, als daß diese leichtfertige Sirene dort Eingang finden konnte. Sie trank noch mehr von dem Wein, setzte sich dicht neben ihn und versuchte mit allen buhlerischen Künsten, über die sie gebot, das Eis in seiner Brust zu schmelzen.

Die heiße Liebe zu seiner Mutter war aber eine bessere Beschützerin, als das kälteste Blut gewesen wäre. Zuerst hatte es seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß eine solche schöne und berühmte Dame, deren Gunst die Reichsten und Vornehmsten am königlichen Hofe zu erwerben suchten, ihr Auge auf ihn geworfen habe; die dreiste Annäherung des liebestollen Weibes ward ihm schnell zum Ekel. Als sie seinen Becher nochmals füllte und selbst an seine Lippen drückte, um ihn zum Trinken zu zwingen, stieß er denselben heftig zurück, sprang auf und sagte kurz: „Ich muß gehen.“ Alexandra, deren weißes Kleid von dem roten Weine überschüttet war, stieß einen leisen Zorneschrei aus, und ihre Augen blitzten. Doch als sie ihm wieder in das schöne, jetzt von ehrlicher Enttäuschung flammende Antlitz sah, da ward ihre Liebe zur wahnsinnigen Leidenschaft. Auch die letzte weibliche Zurückhaltung vergessend, sprang sie auf, umhalsste und küßte ihn, während sie mit vor Leidenschaft erstarrter Stimme rief: „Du sollst nicht gehen, du mußt mein werden!“

Der Ueberfall kam so plötzlich und unerwartet, daß Ramuldu einen Augenblick wie betäubt dastand, ohne sich zu wehren. Alexandra jubelte schon, daß ihre Kühnheit doch endlich gesiegt habe, wurde aber aufs bitterste enttäuscht. Die starke Rechte des Jünglings faßte sie an der Schulter und schleuderte sie zurück auf ihr Lager, während seine Lippen zornbebend ansriefen: „Hinweg, du Schlange, ich will nichts mit dir zu schaffen haben!“ Er wandte sich zur Thür; doch in demselben Augenblick vernahm er scharfen Schwerterklang und die dröhnende Stimme seines Freundes, der da rief: „Fliehe, Ramuldu, der Sändler ist hier mit einem halben Duzend Schurken!“ Ramuldu zog sein Schwert und eilte zur Thür; ehe er sie jedoch erreichen konnte, ward sie von außen geöffnet und der Sändler stand mit dem Schwert in der Hand auf der Schwelle und schrie: „Endlich habe ich dich gefangen, elender Sklave, und jetzt sollst du mir nicht mehr entkommen!“ Ein anderer Schrei antwortete ihm, noch grimmiger als der seine: „Töte den Schurken, der es gewagt hat, mich in meinem eigenen Hause zu beleidigen!“

Es war Alexandra, die also schrie; eben noch rasend vor Liebe, jetzt rasend vor Wut. Wie eine Furie stand sie da, ihr Haar gelöst, mit beiden Händen auf Ramuldu zeigend und immer wieder freischend: „Töte ihn! Töte ihn!“

Dionysius bedurfte keiner Aufmunterung; rasend vor Eifersucht und Rache war er mit der Absicht zu töten gekommen. Solche gesetzlose Thaten waren häufig in jenen gesetzlosen Zeiten und wurden selten bestraft. Im Theater hatte der Sändler nicht acht gehabt auf die Teilnahme Alexandras für Ramuldu, da ihn sein Verlust zu sehr in Anspruch genommen hatte. Als aber Alexandra seine Begleitung ablehnte, wurde sein eifersüchtiger Verdacht

rege. Er umgab ihr Haus mit seinen Spionen, und Ramuldu war kaum eingetreten, da war sein Feind ihm schon auf den Fersen. Mit drei Begleitern schlich er heran und stürmte die wohlbekannte Treppe hinauf, während zwei andere über den Athener herfielen, daß dieser kaum Zeit hatte sein Schwert zu ziehen und Ramuldu zu warnen.

Dionysius war ein alter erfahrener Fechter, obwohl er kürzlich sich wenig geübt hatte, und hoffte den Fuder schnell zu Boden zu strecken. Doch Ramuldu war ebenso schwertgewandt, hatte sogar während seiner Übungszeit täglich etwas mit Agathokles gefochten. Wohl fühlte er sich ermüdet von der furchtbaren Anstrengung des Morgens; aber die tödliche Gefahr ließ ihn das vergessen und seine große Kraft und Gewandtheit aufs beste gebrauchen. Den ersten wütenden Hieb des Dionysius parierte er; dann machte er einen langen Satz zur Rechten und ließ seine Damascenerklinge niederfallen, ehe noch der Feind sich ganz gewendet hatte. Die schwache Abwehr wurde niedergeschlagen und das Schwert drang tief in Hals und Schulter des Händlers. Mit einem entsetzlichen Fluche taumelte er rückwärts in die Arme seiner Begleiter. Zwei derselben hatten den Saal schon betreten, während ein dritter auf der Treppe gehört wurde. Das ließ Ramuldu nach einem Weg des Entkommens ausschauen. Er konnte kaum erwarten, alle drei Gegner allein zu bestehen, und Schwert und Stimme des Atheners sagten ihm, daß er von seinem Freunde keine Hilfe erwarten könne.

Ein großes Fenster, welches auf den vorderen Balkon hinausführte, stand offen; doch Alexandras Ruhebett, auf welches sie beim Fall des Händlers zurückgefunken war, stand gerade im Wege. Sich zur Rechten wendend, lief er geradeswegs in die Schwerter der

Feinde; zur Linken herumlaufend, gab er ihnen Gelegenheit, ihn abzuschnelden. Aber er hatte die Erziehung Tugras noch nicht vergessen. Mit mächtigem Sprunge setzte er über das Ruhebett gerade über dem Kopf der freischendenden Frau zwischen dem Palmbaum und der Statue der Aphrodite und erreichte das Fenster, ehe die Gegner sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten. Vom Rand des Geländers war es volle 15 Fuß bis zur Erde, doch unser Held zögerte nicht eine Sekunde hinabzuspringen. Er sank zwar in die Kniee, sprang aber sofort wieder in die Höhe. Das plötzliche Geräusch hinter ihnen ließ die beiden Männer, die mit Agathokles kämpften, unwillkürlich die Köpfe wenden. Diese kurze Wendung war ihr Verderben. Der erfahrene Athener hatte den Rücken an der Hauswand, und da er ein geübterer Fechter war als seine Angreifer, so hatte er sie so lange bestanden, hatte sie mit spottenden Worten immer wütender gemacht und ihnen sogar mehrere Wunden beigebracht, während er selbst noch unverletzt war. Er hatte gerade das erwartet, was Ramuldu that, darum hatte er auch nicht einmal mit den Wimpern gezuckt, als er den schweren Fall hörte. Als aber die Gegner das Auge wandten, obwohl nur für einen Augenblick, da zuckte sein Schwert mit Blitzesschnelle durch die Luft und der nächste Gegner sank zu Boden. Der andere konnte nicht lange leben zwischen den Schwertern der beiden Freunde, und als die drei Männer die Treppe herabstürzten, fanden sie nur ihre sterbenden Kameraden. Das Wild, dem sie nachgestellt hatten, war entflohen.

Der blutige Kampf im Hause der Dame Alexandra machte ziemlich Aufsehen in der Stadt; da aber Dionysius der Angreifer gewesen war und daneben so schwer verwundet, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte, so

wurde keine Klage erhoben und die Polizei kümmerte sich nicht weiter um die Sache. Die Abreise des Hofes nach Babylon bald nachher brachte sie ganz in Vergessenheit. Daimachos und die Seinen erfuhren niemals, daß Ramuldu damit zu tun gehabt, und er selbst war froh, schweigen zu dürfen. Während Agathokles sich des Sieges und der Rache freute und kaum davon schweigen konnte, waren Ramuldus Gefühle gar anders. Er schämte sich, jemals das Haus einer solch leichtfertigen Frau besucht zu haben, wie er sie nun kennen gelernt hatte, und er dankte Jehovah, daß er ihn aus ihren Netzen befreit hatte durch den Gedanken an seine teure Mutter. In Bezug auf den erschlagenen Dionysius wurde die Sättigung des Rachegefühls mehr denn aufgewogen durch sein erwachtes Gewissen. „Du sollst nicht töten!“ dröhte ihm in den Ohren und im Herzen. „Dies war die reinste Selbstverteidigung,“ suchte er sich selbst zu rechtfertigen; „selbst Großvater würde das zugeben.“ „Ja, aber die Rache machte den Sieb so schwer, und du rühmst dich im Grunde dieses Totschlags,“ sagte wiederum der stille Mahner drinnen. Schmerzbewegt neigte er sein Haupt, denn er erkannte ehrlich und klar, daß er unrecht getan habe, und fand doch nicht einmal den Wunsch in sich, anders gehandelt zu haben.

Selencia war eine griechische Stadt nur während der Abwesenheit des Hofes. Sonst beherrschten die Orientalen die Gesellschaft und denen wurden griechische Sitten und Gebräuche immer verhaßter. Ramuldu war nach seinem Siege natürlich erst recht begeistert für die Arena, und seine Verwandten versuchten nun nicht länger ihn zurückzuhalten. Als verständige Kaufleute erkannten sie wohl die großen Gefahren des Wetzens, aber als Griechen fanden auch sie hohes Vergnügen an den Wettspielen. Auch sie erkannten, daß Selencia nicht mehr

der rechte Ort sei für Ramuldu, um seine Kunst zu zeigen. König Antiochus war krank, sogar wahnsinnig, wie man sich zusüßerte, und würde schwerlich jemals nach Selencia zurückkehren. Dadurch verlor das Amphitheater dieser Stadt seine größte Anziehungskraft.

„Du mußt nach Antiochien gehen, mein Junge,“ sagte der Athener; „das ist der Mittelpunkt der griechischen Welt ganz Asiens. Das ist eine echt griechische Stadt und sein Amphitheater ist mal so groß als das hiesige. Ich gehe natürlich mit als dein Freund und Führer, und werde reich, indem ich auf dich wette. Es ist die leichteste und angenehmste Arbeit, die ich jemals in die Hand nahm.“

Dem alten Theim gefiel der Plan nicht, weil es ihm seinen Neffen raubte und denselben noch viel weiter von Indien entfernte. Ramuldu aber meinte: „In den nächsten Jahren darf ich doch nicht nach Benares zurückkehren. Vielleicht gewinne ich Ruhm und Ehre in Antiochien, wie Freund Agathofles sagt. Jetzt könnte ich mich auch noch nicht darein finden, ein ruhiger Kaufmann zu werden, vielleicht später einmal. Immerhin bringt Antiochien mich dem merkwürdigen Judenthume näher und seiner heiligen Stadt Jerusalem, wohin ich auf Großvaters Wunsch gehen muß, um seine Religion genau kennen zu lernen. Agathofles lachte mich einfach aus, als ich einst davon redete, und bei euch hier fand ich auch keine Ermutigung. Aber ich muß euch bekennen, daß diese verachtete Religion die einzige Stütze meiner Mutter und meines Großvaters gewesen ist in ihren großen Nöten, und daß auch ich täglich zu Jehovah bete.“

Das war ein ziemlich tapferes Bekenntnis für einen jungen Mann, aber Ramuldu mußte auch dafür leiden. Nicht nur Agathofles, sondern auch Demetrius lachten laut auf und fragten ihn, ob er denn nach Judäa gehen

wolle und sich abhslachten lassen, weil er kein Schweinefleisch esse. Da aber flammten die Augen des Jünglings auf und mit geballten Fäusten rief er aus: „Ja, in der That möchte ich mich jenen heldenhaften Männern anschließen, die da lieber sterben, als daß sie ihren Glauben verleugnen. Gerade das beweist mir, daß ihr Gott ein lebendiger, ein allmächtiger Gott ist, der die Schwachen stark macht und die Furchtsamen kühn wie die Löwen. Mein eigenes trauriges Schicksal lehrt mich, jede religiöse Verfolgung hassen. Dieser König Antiochus ist schlimmer als unser König Puschnamitra, denn er ist nicht in den Sünden einer fanatischen Priesterschaft, wie der indische Monarch. Der Fluch Jehovahs sollte ihn zerschmettern, wenn nur der zehnte Teil der Grausamkeiten wahr ist, die man von ihm berichtet.“

Tiefe Stille herrschte im Raum nach diesen Worten. Agathokles sah die alte unangenehme Frage, was denn diesen Juden solch übermenschlichen Mut geben möge, mit neuer Macht in seiner Seele aufsteigen, und der alte, milde Daimachos so gut wie sein Sohn schämten sich ihres Königs. Endlich sagte der Greis: „Diese Grausamkeiten sind in der That eine unauslöschliche Schmach. Auch mich hat der heroische Kampf der Juden gegen zehn- und zwanzigfache Uebermacht schon öfters zum Nachdenken gebracht, ob es denn wirklich einen lebendigen, persönlichen Gott geben sollte, wie diese Leute bis in den Tod behaupten. Es würde meine ganze Weltweisheit über den Haufen werfen; doch muß ich bekennen, daß diese meine Philosophie mich in letzter Zeit auch nicht mehr so befriedigt, wie in früheren Tagen. Wenn dein Großvater, der mehr religiöse Systeme studiert hat als ich, sie alle unbefriedigend erfunden hat, dann brauche ich mich nicht schämen zu bekennen, daß mein Stoizismus mich nicht vor Zweifel und Unruhe bewahrt hat, daß er

mein altes Herz leer gelassen hat. Dies mag für meinen epikuräischen Freund Agathokles ein großer Triumph sein; aber ich bin überzeugt, daß seine Philosophie noch früher versagt als die meine, wenn das Alter naht. Ich muß noch einmal zu meinem alten Freunde Samuel gehen.“

„Eben wollte ich fragen, wo er wohnt,“ sagte Ramuldu, froh, daß die ernste Sache so unverhofft eine günstige Wendung nahm. „Großvater trug mir auf, zu ihm zu gehen und mehr von den Schriften Jehovahs zu erlangen. Wie schön, daß wir alle zusammen hingehen können, das heißt, wenn Freund Agathokles diese Zeit nicht als vergeudet ansieht und mit kommt.“

„Wenn alle Juden werden, dann muß ich's schon zur Gesellschaft auch werden,“ meinte der Athener mit einem Lachen, das aber ein wenig gezwungen klang. Im stillen war er bange, derselbe alte Vater Samuel möchte wieder einige quälende Gedanken von Sünde und Gericht in sein leichtfertiges Herz treiben; doch mochte er seinen jungen Freund unter keiner Bedingung allein reisen lassen.

Da Babylon nahe bei Seleucia lag, so waren die Freunde bald reisefertig. Daimachos gedachte in einigen Tagen zurückzukehren, Ramuldu und Agathokles nahmen Abschied auf längere Zeit, da sie von Babylon geradeswegs nach Antiochien zu reisen gedachten. Daimachos nannte einen Kaufmann in Ixterer Stadt, an den er seine Briefe senden wolle, wenn er etwas Wichtiges zu melden habe; durch ihn sollte auch Ramuldu ab und an von sich hören lassen.

XIV.

Am Ufer des Euphrat.

Die Herrlichkeit Babylons war dahin, aber es war immer noch eine große Stadt und der königliche Hof hatte noch einmal Leben in die alten Mauern gebracht. Als unsere Freunde jedoch auf ihrem Wege zu dem Juden Samuel am königlichen Schlosse vorüber kamen, lag daselbe in Totenstille. Bald erfuhren sie auch die Ursache. Gleich nach seinem Einzug in Babylon war eine entsetzliche Krankheit in dem Leibe des Königs ausgebrochen, die kein Arzt erklären konnte. Seine körperlichen Schmerzen waren fast unerträglich, aber sie waren nicht die einzigen, die den blutigen Tyrannen quälten. Seine eigenen Qualen erinnerten ihn an diejenigen, welche er über unschuldige Männer, Weiber und Kinder gebracht hatte. All seine Opfer stiegen vor ihm auf vom betagten Eleasar bis auf die Mutter mit den sieben Söhnen und trieben ihn in wahnsinnige Angst. Seine Diener hielten seinen schrecklichen Zustand geheim; dennoch wurde die Sache ruchbar und verursachte eine gewaltige Bewegung, besonders unter dem zertretenen Volke der Juden, von denen eine große Anzahl seit der Zeit Nebukadnezars in Babylon wohnte.

Samuel hatte sich längst vom irdischen Geschäft zurückgezogen, war aber immer noch eine Leuchte in Israel. Während viele seiner Brüder sich feige griechischen Sitten und Gebräuchen anbequemt hatten, und manche gar zum Feinde übergegangen waren und ihr Volk und seine alte Religion verachteten, hatte Samuel lieber alle Schmach erduldet, als daß er seinen Herrn verleugnet

hätte. Sein ehrwürdiges Beispiel hatte dann viele gestärkt in jenen Zeiten der Verfolgung. Die babylonischen Juden hatten ja bisher noch nicht so leiden müssen wie ihre Brüder in Judäa; aber die Kunst des fanatischen Königs nach seinem verunglückten Feldzug verhiess ihnen nichts Gutes. Als Daimachos und seine Begleiter vor dem Hause Samuels anlangten, dauerte es eine geraume Zeit, bis auf ihr Klopfen die Thür geöffnet wurde. Die Getreuen waren soeben drinnen versammelt und witterten Verrat, als mit einem Male eine Anzahl Bewaffneter Einlaß begehrte. Nicht bis alle seine Brüder das Haus durch eine geheime Pforte verlassen hatten, öffnete der ehrwürdige Jude seine Haustür. Wie groß war seine Ueberraschung und seine Freude, als anstatt der erwarteten Mächer sein alter Freund Daimachos vor ihm stand. Obwohl damals die Juden natürlicherweise alle Griechen beargwöhnten, so kannte doch Samuel seinen alten Freund viel zu gut, um von ihm irgend welche Verrätereie zu erwarten, wengleich er einen fragenden Blick auf die Waffen Ramuldus und Agathofles warf. Daimachos bemerkte den Blick und fragte nach dem ersten Gruß: „Erinnerst du dich Mahendras, des Hindu-Kaufmanns, des Freundes unserer Jugend?“

„Ich erinnere mich seiner gar wohl, und bringe fast täglich seinen Namen im Gebete zum Thron Jehovahs, denn er war eine aufrichtige Seele und dem einzig wahren Gott näher als du,“ gab der Jude ernst zur Antwort, eine Antwort, die Ramuldus Herz wunderbar berührte und ihn sofort hinzog zu diesem ehrwürdigen Vater in Israel. Auch seine äußere Erscheinung war ehrfurchtgebietend. Eine hohe Gestalt, noch ungebeugt von der Last der Jahre, ein festes, fluges Antlitz, umrahmt von einem schneeweißen Bart, der bis auf den Gürtel herabfloß, und erleuchtet von ein Paar Augen,

die im Feuer ewiger Jugend zu glühen schienen, so stand er vor dem bewundernden Blicke des Jünglings.

„Dein Gebet war nicht umsonst,“ fuhr Daimachos fort, gleichfalls tief betroffen durch die Worte des frommen Juden, „denn dieser Jüngling ist der Enkel Mahendras, von ihm gesandt, um Jehovah näher kennen zu lernen und noch mehr von euren heiligen Schriften zu holen.“

Ein Strahl der Freude verklärte das Antlitz des betagten Juden. Augen und Hände zum Himmel erhebend, sagte er: „O, du allein lebendiger Gott, du Gott unserer Väter Abraham, Isaak und Jakob, ich danke dir, daß du mein Gebet erhöret und diesen Heiden zu deinem Lichte geführt hast.“

Dann reichte er Ramuldu beide Hände und sprach: „Willkommen, Kind meines Freundes, unter dem Dach Samuels des Juden, und willkommen ihr alle im Namen Jehovahs.“

Als sie hineingegangen waren und sich alle auf den Divan niedergelassen hatten, nahm Samuel eine große Rolle aus einem geheimen Fach und legte sie ehrfurchtsvoll auf einen Tisch.

„Du hast immer noch dein altes Buch, und glaubst immer noch, daß es das Wort des lebendigen Gottes ist, obwohl von Menschen Hand geschrieben?“

Samuel legte seine Rechte auf die Rolle und beantwortete feierlich diese Frage seines Freundes: „Vor vierzig Jahren versuchte ich umsonst, dich zu überzeugen, daß dieses Buch eine Offenbarung des Allerhöchsten ist; heute hoffe ich selbst deinem zweifel süchtigen Geist beweisen zu können, daß der Geist des allwissenden Gottes, vor dem die Zukunft eben so klar ist wie die Vergangenheit, wirklich in diesem Buche waltet. Eben las und erklärte ich meinen Brüdern das Buch des Propheten Da-

niel. Daniel lebte vor mehr als 400 Jahren unter dem Könige Nebukadnezar von Babylon und schrieb dieses Buch als Trost für die Zeit der feurigen Versuchung, in der wir jetzt leben. Ich glaube, daß der Tod des Königs Antiochus hier vorausgesagt ist und daß er bald eintreten wird.“

Daimachos schüttelte seinen Kopf, blieb aber still, denn er fürchtete, daß das Brüten über die Verfolgung seines Volkes den Geist seines alten Freundes etwas unnachtet habe. Dennoch hörte er aufmerksam zu, als Samuel nun die letzten Kapitel des Propheten Daniel las und erklärte. Agathokles konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er den Eifer des alten Mannes bemerkte, denn noch mehr als Daimachos schien ihm die ganze Sache widersinnig. Nur eine Seele war hier der Ueberzeugung offen, die Ramuldu. Seine Achtung vor dem Greise und seinen Worten wuchs von Minute zu Minute. Daniels Weissagung von der Zeit, in der sie lebten, und besonders von König Antiochus und seiner Tyrannei, war in der That so treffend, daß Daimachos zuerst glaubte, irgend ein Schwindler habe den alten Samuel angeführt, indem er ihm ein neues Buch für das eines alten Propheten verkauft habe. Die volle Aufrichtigkeit seines alten Freundes bezweifelte er keinen Augenblick. Den Leser unterbrechend, fragte er daher: „Von wem hast du das Buch?“

„Es ist dasselbe, welches du vor vierzig Jahren in meinen Händen sahst,“ antwortete Samuel, erfreut, seinen Freund schon aufmerksam zu finden. „Es war schon damals eine alte Rolle, wie du dich erinnern wirst, ein Erbstück von meinem Großvater, der das Buch selbst abschrieb von der griechischen Uebersetzung, welche unter dem Könige Ptolemäus Philadelphus vor etwa hundert Jahren hergestellt wurde. Ich selbst habe hebräische Handschriften dieses Buches gesehen, welche mehrere hundert Jahre

alt waren. Doch wenn du das auch bezweifeln solltest, so kannst du doch nicht leugnen, daß manche der Prophezeiungen in diesem Buche viel älter sind, als die Erfüllung, die wir jetzt vor uns sehen. Ich kannte dieses Buch vor siebenzig Jahren, ehe noch der Vater des jetzigen Königs auf den Thron kam.“

Nun wurde Daimachos aufgeregt und bat Samuel, jene Stellen noch einmal zu lesen und zu erklären. Gerne willigte sein Freund in diese Bitte.

„Hier (11,1—4) gibt der Prophet in wenigen Worten die Geschichte des persischen Königreichs. Dann geht er über zu Alexander und dem Zerfall seines Reiches. Von den vier griechisch-macedonischen Königreichen behandelt er vornehmlich zwei, Syrien und Egypten. Der König des Südens, Ptolemäus Philadelphus, gab seine Tochter, Berenize, dem Könige des Nordens, Antiochus Theos, und ganz Palästina als Mitgift (B. 6). Berenize wurde schmachvoll verstoßen und heimgeschickt; doch ihr Bruder, Euergetes, rächte sie und demütigte den Nachfolger des Theos, Seleucus Kallinikos (B. 7—9). Alles dies ist dir ohne Zweifel aus der Geschichte unseres königlichen Hauses wohl bekannt, und hier findest du es alles vorhergesagt. Ein Sohn dieses letzten Seleucus, Antiochus der Große, erneuerte den alten Streit, wurde zuerst geschlagen, siegte aber danach mit Hilfe anderer Völker, auch der Juden. Als er darauf sein Anstöß gegen die Inseln der Griechen wandte, wurde er von einem Fürsten — dem römischen Consul Scipio Africanus — geschlagen, wie wir es selbst erlebt haben. Sich endlich zu den Festen seines Landes kehrend (B. 19), wurde er von den Bürgern zu Elimaïs erschlagen. Wenn auch Daniel als ein großer, weiser Staatsmann vorausgesehen hätte, daß nach Jahrhunderten einmal die Griechen den Persern folgen würden, nimmermehr hätte er mit bloß mensch-

licher Berechnung das Kommen der Römer, ihre Weltmacht, vorhersehen können, denn die waren vor 400 Jahren ein kleines, in Asien völlig unbekanntes Stadtvolk im fernen Italien, welches mit mächtigen Nachbarn um seinen Bestand rang. Auch vermöchte rein menschliche Weisheit die Heirat der Veronize und viele andere hier erwähnte Einzelheiten nicht vorherzusagen. Und jetzt kommen wir der Sache noch näher. Der Sohn des Antiochus des Großen sollte an seiner Statt sitzen „wie ein Scherge“, wie ein Steuereinnnehmer, und wir alle können die Wahrheit dieses Wortes bezeugen, denn er quetschte jene 15,000 Pfund Kriegsschuld aus uns heraus. Doch er starb bald (V. 20). Und an seiner Statt wird aufkommen ein Ungeachteter, welchem die Ehre des Königreichs nicht bedacht war‘ (V. 21). Das ist unser König Antiochus, den sie den Herrlichen nannten, nun aber den Wahnsinnigen nennen. Merkt, wie klar seine vier Kriegszüge gegen Egypten hier vorgezeichnet sind; wie die Schiffe aus Chittim, die römische Flotte, ihn zur Umkehr zwang, und wie er wider den heiligen Bund ergrimmete. Ja, er hat seinen Grimm am Volke Gottes ausgelassen. Vor drei einhalb Jahren hat er den Greuel der Verwüstung, den Jupiter Kapitolinus, in dem er sein eigen Bild sah, in den Tempel zu Jerusalem gesetzt, sich somit selbst zu Gott gemacht, welches keiner seiner Vorgänger je getan, gerade wie Daniel hier schreibt (V. 31). Als ich von diesem Greuel hörte, war ich sofort überzeugt, daß Antiochus Epiphanes, unser jetziger König, dieser Ungeachtete ist, von dem Daniel redet. Den Gottlosen, so den Bund übertreten, hat er gute Worte gegeben, die Verständigen im Volk hat er mit Schwert und Feuer verfolgt (V. 33. 34). Nun hat ihn ein Geschehniß erschreckt vom Morgen und Mitternacht, und mit großem Grimme ist er ausgezogen, willens, viele zu vertilgen und zu verderben.

Aber es wird ein Ende mit ihm werden und niemand wird ihm helfen (B. 44. 45). Wenn mich nicht alles täuscht, hat er seinen letzten Kriegszug soeben gemacht nach Elimaïs und sein Ende steht bevor. Denn also schreibt der Prophet (12, 11): „Und von der Zeit an, wenn das tägliche Opfer abgetan und ein Greuel der Verwüstung dargefest wird, sind tausend zweihundert und neunzig Tage.“ Seitdem Antiochus seinen heidnischen Abgott in das Heiligtum zu Jerusalem setzte, sind drei und ein halbes Jahr verflossen, des Königs Gnadenzeit ist bald dahin, er muß sterben nach dem Wort des Herrn. Dies habe ich längst geglaubt, ehe der König krank wurde, wie alle meine Brüder hier bezeugen können.“

Der ehrwürdige Greis stand vor ihnen wie einer der alten Propheten und redete aus tiefster Ueberzeugung, welche allein schon Eindruck auf seine Zuhörer gemacht haben würde. Zugleich aber war auch das Licht der Wahrheit selbst so stark, daß Daimachos und Agathokles gar nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, um dem blendenden Strahl zu entgehen. Ramusdu versuchte gar nicht, sich hinweg zu wenden. Da er schon an Jehovah glaubte, so war ihm diese Offenbarung der Allwissenheit Gottes nur eine glückliche Ueberraschung. Sie stärkte mächtiglich seinen Glauben und sein Gottvertrauen.

Dem Athener tat das Licht wehe. Zuerst hatte er dieselben Zweifel wie Daimachos über das Alter des Buches. Scharf schaute er es an, befühlte es sogar, konnte aber durchaus keinen Trost finden in den vergilbten, abgelesenen Blättern. Dann schaute er aus dem Fenster, ob die Sonne noch scheine und ob er nicht gar verzaubert sei in der Höhle dieses greisen Magiers. Endlich schaute er auf seine eigene, wohlgerundete Gestalt, und da er fand, daß dieselbe sich gar nicht verändert hatte, so stemmte er seine Faust aufs Knie, preßte die Lippen auf

einander und sprach zu sich selbst: „Mir ist's einerlei, ob es einen Gott Jehovah gibt oder nicht, und ob er die Zukunft vorherjagen kann oder nicht. Unsere eigenen Orakel haben das seit Jahrhunderten zu können behauptet. Freilich muß ich sagen, daß ihre Sprüche immer dunkel und zweideutig lauten und nicht einfach und klar, wie die Worte dieses Daniel. Aber so lange dieser Jehovah die süßesten Vergnügungen des Lebens verdammt, ist er ein unnatürlicher Gott und kann nicht der meine sein. Hinweg mit all diesen trüben Gedanken; Epikurus bleibt doch der einzig wahre Philosoph! Es ist gerade gekommen, wie ich fürchtete, oder vielmehr noch schlimmer. Ich wollte, ich hätte diesen alten Schwärmer nie gesehen; der kann einem mit seinen Reden den süßesten Becher Weins versauern.“ Mergerlich mit sich selbst und allem um sich her, wandte sich der sonst immer joviale Epiküräer abermals dem Fenster zu, fest entschlossen, auf kein törichtes Geschwätz mehr zu achten und diesen verzauberten Ort so schnell wie möglich zu verlassen.

Der Hauptkampf des Tages fand statt in der Seele des Daimachos. Keine natürliche Erklärung wollte hier genügen. Er war überzeugt, daß diese Prophezeiung wenigstens hundert Jahre alt war. Aber wenn einhundert, warum dann nicht vierhundert? Wenn ein Gott solche Einzelheiten, wie sie hier erwähnt wurden, auch nur ein Jahr im voraus wissen konnte, dann mußte er wirklich ein wahrer, persönlicher Gott sein. Sollten all die pantheistischen Theorien, die seine Seele seit seiner Jugend erfüllt hatten, wirklich nur Einbildung sein, wie Samuel ihm so oft gesagt hatte? Sollte das verachtete Judenthum allein die wahre Religion haben, dieses Volk, welches in Kunst und Philosophie nichts geleistet hatte, das sich auch nur entfernt mit den Geisteserzeugnissen der Griechen vergleichen ließ? Sein Nationalstolz empörte

sich gegen diesen Gedanken fast ebenso sehr wie seine Weltweisheit. Dennoch hatte diese Offenbarung Daniels sein Gewissen getroffen wie nichts zuvor. Er blickte auf seinen alten Freund, der ihn seinerseits scharf anschaute, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, und der Seufzer quoll empor aus seinem Herzen: „O daß ich solch' felsenfeste Ueberzeugung, solch' unerschütterlichen Glauben hätte, wie du!“ Nie zuvor war ihm all seine Philosophie so hohl und leer erschienen, wie jetzt, da er sie mit dem erhabenen Glauben des betagten Juden verglich. Seine Philosophie hielt er selbst für das Erzeugniß rein menschlicher Gedanken; sollte es möglich sein, daß aus den vergilbten Blättern dieser Schriftrolle wirklich eine Stimme vom Himmel, ein wahrer, lebendiger Gott zu ihm redete? Er wußte nicht, daß derselbe Geist Gottes, der 400 Jahre zuvor durch den Propheten Daniel geredet hatte, in diesem Augenblick durch eben dieses Wort der Offenbarung mächtiglich an seiner eigenen Seele arbeitete. Aber Samuel wußte es, und flehte darum zu Gott, drängte auch kühnlich seinen alten Freund zu keiner schnellen Antwort. Er schloß sein Buch, trug es an seinen Platz und wandte das Gespräch zu den Familienangelegenheiten. Auch sein Weib Mirjam, etwa zehn Jahre jünger als ihr Gatte, die inzwischen das Bettzimmer für die geehrten Gäste bereitet hatte, kam nun herein, um an dem Gespräch teil zu nehmen. Sie hatte Samuel's Großmutter gekannt und seine Mutter als Kind gesehen. Wie ihr freundliches Herz entbrannte und ihre Tränen flossen, als sie seine traurige Geschichte vernahm. „Sein eigenes Kind schlachten,“ rief sie entsetzt aus, „gerade wie der gottlose König Ahas von Juda, der die Wege Jehovas verlassen hatte! O, in welche Greuel fallen doch die Heiden, die Gott nicht kennen! Daß sie doch alle im Lichte Jehovas wandeln möchten,

daß auch unser König den Irrtum seines Weges erkennen möge, ehe Jehovahs Eifer ihn zerschmettert!"

„Still, Weib,“ unterbrach Samuel sie hier, „die Hand Jehovahs ist schon nach ihm ausgereckt und wird ihm geben nach seinen Taten, wie einst dem alten Pharao.“

Eine tiefe Stille folgte, welche jedoch schnell und rauh unterbrochen wurde durch ein Anzähl Reiter von der königlichen Garde, welche die Straße einherstürmten und vor Samuels Hause anhielten. Einer sprang ab und donnerte gegen die Thür mit dem Anauf seines Schwertes. Die stille Familie wurde von der höchsten Bewegung ergriffen, denn niemand bezweifelte, daß des Königs Schergen neue Opfer suchten. Mutter Mirjam schrie laut auf vor Entsetzen und klagte sich an ihren Gatten. Ramuldu zog sein Schwert und eilte zur Thür, um seinen betagten Wirt gegen irgend eine Gewalttat zu verteidigen. Dainachos und Agathokles waren wie vom Donner gerührt über diese neue Tyrannei ihres Königs. Der einzige, der seine volle Ruhe bewahrte, war Vater Samuel, obwohl er sicher glaubte, daß die Soldaten ihn holen würden. Sein Weib küssend und segnend seine Hand auf ihr Haupt legend, sagte er feierlich: „Jene jüdische Mutter gab ihre sieben Söhne her, und du, eine Tochter Judas, magst nicht einen alten, schwachen Mann opfern, dessen Leben doch höchstens nur um wenige Jahre verkürzt werden kann? Lange habe ich diesen Tag erwartet, ich bin bereit; des Herrn Wille geschehe.“

Das Hämmern an der Thür wurde immer ärger und Samuel eilte sie zu öffnen.

„Bist du Samuel, der Führer der Juden in dieser Stadt?“ fragte der Offizier in lautem, herrischen Ton.

„Ich bin Samuel, einer der Ältesten in Israel.“

„Dann eile zum König zu kommen.“

Der Greis hob segnend seine Hände über seine

Freunde und sprach: „Der Herr segne euch, und behüte euch.“

Dann folgte er festen, ruhigen Schrittes den Soldaten, allen Bekannten und Freunden, die sich zu beiden Seiten der Straße an Türen und Fenster drängten, Lebewohl sagend und sie auf Syriisch, der Sprache der Juden nach der Gefangenschaft, ermahnend, trotz aller Verfolgung ihrem Glauben treu zu bleiben. Daimachos wollte ihn begleiten; vielleicht vermöge er, als Grieche, ihm beizustehen. Doch Samuel sagte: „Du kannst bei diesem Könige nichts ausrichten, sondern nur dein eigenes Leben gefährden. Jehovah allein kann helfen. Es ist besser, daß ich allein gehe. Sollte ich zur Schlachtbank geführt werden, so könnt ihr alle mich noch mal sehen.“

So blieben denn die Freunde bei Mutter Mirjam, welche weinte als ob ihr Herz brechen sollte, obgleich der hehre Glaube und der Befehrmuth ihres Gatten auch sie eine Weile etwas gestärkt hatte.

Die Erregung im Judenviertel war furchtbar, obwohl niemand laut zu sprechen wagte. Doch wie groß war die Ueberraschung der Freunde, als kurz vor Sonnenuntergang freudiges Geschrei von der Straße herein schallte und der Name Samuel vor allem anderen gehört wurde. Sie stürzten zur Thür und trauten kaum ihren Augen, als sie den ehrwürdigen Greis in einem königlichen Wagen erblickten, umgeben von einer Ehrenwache. Als er den Wagen verlassen hatte und sein Haus betreten, waren seine ersten Worte: „Jehovah herrscht mitten unter seinen Feinden.“ Dann zog er ein Schreiben mit einem königlichen Siegel hervor und fuhr also fort: „Als ich in die königliche Kammer geführt wurde, erwartend, um meines Glaubens willen gemartert zu werden, traf ich den König, wie er sich auf seinem Lager

vor Schmerzen wand. Sein Geist war zur Zeit klar, obwohl er tagelang im Wahnsinn getobt hat. Aber welche Qualen muß dieser Mann erdulden! Er setzte sich in den Tempel Gottes als ein Gott; jetzt hat Gott ihn mit einer Krankheit geschlagen, die kein Arzt erklären kann. Würmer zernagen seinen Leib und große Stücken Fleisch fallen verfault ab von seinem Körper, so daß er sich vor dem unerträglichen Geruch nicht zu bergen weiß. In seiner Verzweiflung versucht er jetzt, sich vor Jehovah zu demüthigen und verheißt seinem Volke Israel die Freiheit. Er gab mir selbst diese Schrift an mein Volk, darinnen er allen frommen Juden Grüße sendet und die Hoffnung ausspricht, daß sie ihm und seinem Sohne treu sein würden. (2 Makk. 9, 19—27.) Er will, daß wir für ihn beten, aber ich kann nicht beten für den Mann, den der Fluch Jehovahs so sichtbar getroffen hat. Es ist zu spät, der Verworfenen muß umkommen, wie Daniel geschrieben hat; doch das auserwählte Volk Gottes wird bleiben trotz aller Feinde Toben.“

Bis spät in die Nacht erklärte Vater Samuel den Freunden Moses und die Propheten; erzählte ihnen besonders von der großen Hoffnung Israels, dem kommenden Messias, dem Christus aus dem königlichen Hause Davids, der sein Volk erlösen würde. Selbst Agathokles hörte trotz seines epikuräischen Vorsatzes aufmerksam zu, da seine athenische Neugier zu gerne etwas Neues erfuhr. Ramuldu sah eine neue Welt vor seinen geistigen Augen entstehen. Besonders gingen ihm jene Weissagungen von dem kommenden Erlöser zu Herzen. Wie oft hatte sein Großvater es beklagt, daß weder der Buddhismus noch der Brahmanismus einen wirklichen Erlöser biete, und eifrig fragte er, was für ein Erlöser dieser kommende Gesalbte sein würde. Samuel freute sich herzlich über

den Anteil, welchen der junge Hindu an dem Gespräch nahm und antwortete ziemlich ausführlich: „Die meisten meines Volkes, besonders in diesen schweren Zeiten der Verfolgung, erwarten einen mächtigen irdischen König wie David, welcher von dem Bach Aegyptens bis zum Euphrat-Tal herrschte. Ich aber glaube, daß dieser Messias ein Erlöser ganz anderer Art sein wird. David selbst nennt ihn ‚seinen Herrn‘, und der Prophet Jeremias nennt ihn (23, 6) ‚der Herr, der unsere Gerechtigkeit ist‘. Seit meiner Jugend habe ich mit allem Ernst versucht, des Herrn Gesetz zu erfüllen; je ernstlicher ich es aber versuche, desto mehr erkenne ich meine Fehler, bis ich mit dem Propheten Jesaias bekennen muß (64, 6): ‚Wir sind allesamt wie die Ureinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unsärlig Kleid. Wir sind alle verwestet wie die Blätter; und unsere Sünden führen uns dahin wie ein Wind.‘ Aber derselbe Prophet, der die allgemeine Sündhaftigkeit und ihre Strafe so tief erkannt hat, kennt auch den Heiland aller Menschen, wie er denn schreibt (53, 5) von dem Knechte Jehovahs, eben unserem verheißenen Messias: ‚Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet.‘“

„Das ist meine Hoffnung und mein Trost: ‚Der Herr, der unsere Gerechtigkeit ist.‘ Schon im Paradiese wurde dieser Erlöser dem ersten Menschenpaar als der Schlangentreter verheißten. Die Schlange, oder vielmehr der Teufel in der Schlange, der Adam und Eva zum Abfall von Gott verführt hatte und damit Sünde und Tod in die Welt gebracht, soll von diesem Erlöser zertreten werden. Daher wird er ein Erlöser von Sünde und Tod

sein, gerade der Erlöser, den diese in Sünden verlorene, in Todesangst schmachtende Welt braucht."

"O, daß mein Großvater diese fröhliche Botschaft hören könnte!" rief Ramuldu hier begeistert aus. "Sie würde sein armes, vor dem Gesetz Jehovahs bebedendes Herz erquickten, wie sie das meine erquickt hat."

"Ja wollte Gott, daß alle Welt diese selige Botschaft der Erlösung vernehmen möchte," sagte Vater Samuel feierlich; "doch ich glaube, der Tag wird einst anbrechen, wenn sie über die ganze Erde erschallt. Meine alten Augen werden des Herrn Gesalbten hienieden nicht mehr schauen, so sehr ich mich auch nach seinem Anblick sehne; aber er wird gewißlich kommen, denn die heiligen Propheten Gottes haben es geweissagt. Selig, wer seine Gerechtigkeit in ihm findet."

Die Freunde blieben mehrere Wochen in dem gastlichen Hause. Als Samuel vernahm, daß Ramuldu und Agathofles beabsichtigten, nach Antiochien zu reisen, rief er lebhaft aus: "Dann müßt ihr Brief und Gruß an meinen Sohn Jonathan mit nehmen, welcher seit 20 Jahren in jener Stadt wohnt. Er ist ein Goldschmied und wohnt nahe am Markt. Er wird euch gerne beherbergen, d. h. wenn man ihn noch in Ruhe gelassen hat. Wie die meisten dortigen Juden, hat er sich bisher vor dem Sturme gebeugt und manche griechische Sitten angenommen, die gegen unser Gesetz sind. Aus seinem letzten Briefe erfahre ich jedoch, daß sein Herz noch seinen Brüdern und der väterlichen Religion gehört. Ein Brief von mir wird ihn stärken in dem schweren Kampf, ebenso auch die Nachricht von des tyrannischen Königs nahendem Ende. Ich wünsche, daß mein Sohn all seine irdischen Güter fahren ließe und zu Judas Makkabäus ins Gebirge ginge. Wäre ich fünfzig anstatt achtzig

Jahre, so wäre ich längst da. Seine Frau, in Antiochien geboren und im Luxus erzogen, hält ihn zurück.“

„Geht er, dann mag ich ihm folgen,“ sagte Ramuldu plötzlich zu aller Erstaunen.

„Tue das nicht,“ sprach flehend sein Oheim; „denke an deine arme Mutter, für welche du dein Leben bewahren mußt.“

„Unsinn, mein Junge!“ rief Agathofles zu gleicher Zeit, „du hast höhere Aufgaben in Antiochien.“

Doch der feurige Jüngling antwortete: „Kann es eine höhere Lebensaufgabe geben, als für Religion und Freiheit zu kämpfen? Hast du nicht oftmals rühmend deiner Vorfahren gedacht in ihrem ruhmreichen Kampfe gegen die Perser? Mir erscheint der Kampf der armen Juden gegen das syrische Reich größer als der der Griechen gegen die alten Perser.“ Agathofles wußte darauf nichts zu erwidern, aber Samuel segnete den Jüngling für seine tapferen Worte. Dem Oheim erwiderte er, daß er ja doch nach Jerusalem gehen wolle und dies vielleicht der beste Weg dahin sein würde.

Wie Samuel vorausgesagt, kam das Ende des Königs schnell heran. Das Königreich fiel an seinen jungen Sohn Antiochus. Daimachos kehrte nach Seleucia zurück, mehr denn halb überzeugt von der Wahrheit der jüdischen Religion. Ehe er fortging, bestellte er bei jüdischen Schreibern für sich und seinen Schwager Mahendra eine ganze Anzahl alttestamentlicher Schriften. Ramuldu und Agathofles warteten, bis die nächste Karawane nach Antiochien abging. Dann wandten sie ihr Antlitz nochmals westwärts, begleitet von den Segenswünschen Samuels und Mirjams.

XV.

Am Ufer des Orontos.

Die Stadt Antiochien in Syrien, welche die Seleuciden mit königlichem Blick zum Mittelpunkt ihres Reiches gemacht hatten, zählte damals mehrere hunderttausend Einwohner. Durch ihre Lage am schiffbaren Orontes, zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Libanon Gebirge, blieb sie lange Zeit die Hauptstadt Vorderasiens, selbst nach dem Untergang des syrischen Königreichs. Hier wurde die erste christliche Gemeinde gesammelt; hier wurden die Jünger Christi zuerst, und zwar zum Spott, Christen genannt. Von hier aus traten Paulus und Barnabas ihre großen Missionsreisen an. Auch während der Zeit der Kreuzzüge spielte Antiochien eine gar wichtige Rolle und Kreuz und Halbmond kämpften blutiger um sie als selbst um Jerusalem. Zur Zeit der Makkabäer wohnten hier Tausende von Juden, von denen freilich die meisten sich dem heidnischen Wesen unbequem hatten. Was Wunder, wenn selbst in Jerusalem ein griechisches Spielhaus errichtet war und heidnische Sitten eingerissen waren, wie wir 1 Makk. 1, 16 lesen. Besonders am heidnischen Fest des Bacchus oder Dionysius pflegte der heidnische Fanatismus die Juden zu zwingen, sich selbst und ihre Häuser mit Kränzen und Guirlanden zu schmücken. Seit der Rebellion der Makkabäer war der Haß gegen die Juden natürlich gewachsen; und wehe dem Israeliten, der an einem solchen Feste dem Gotte die Ehre verweigerte. Dieser Tag kam nun abermals heran und die Juden Antiochiens waren voll Furcht, daß die heidnische Wut während der wüsten, wilden Feier in helle Flammen ausbrechen möchte. Schon bekränz-

ten die meisten ihre Häuser, besonders an dem Wege, den die große Prozession nehmen sollte. Die treueren Israeliten mußten den bitteren Kampf mit ihrem Gewissen aufs neue durchmachen. Eine Anzahl dieser Letzteren waren in der Nacht vor dem Feste in dem Hause des reichen Goldschmieds Jonathan Ben Samuel versammelt, um sich mit einander zu beraten. Unter ihnen war ein junger Mann von mächtigem Körperbau und wilden Gesichtszügen am entschiedensten für Nichtschmückung der Häuser. Mit hinreißender Beredsamkeit sprach er von den Grausamkeiten des Antiochus, dem heldenhaften Widerstand des Mattathias und seiner Söhne, den gewonnenen Siegen und dem elenden Tode des Tyrannen in Babylon, den man soeben erfahren. „Lieber als uns dem heidnischen Greuel nochmals beugen, laßt uns alles Irdische dahinterlassen, um die Freiheit unseres Volkes zu retten. Laßt uns zu den Bergen Judäas eilen und unseren Brüdern in ihrem glorreichen Kampfe beistehen. Sie bedürfen treuer Herzen und starker Arme mehr denn je, denn der junge König wird in den Fußstapfen seines Vaters wandeln. Erst gestern sah ich eine große Elefantenherde vom fernen Osten ankommen. Sie ist für Judäa bestimmt. Sollen wir in Luxus leben, während unsere Brüder sterben?“

Doch die leidenschaftliche Rede fand nur geringen Widerhall unter diesen Händlern und Geschäftsleuten. Die meisten dachten, Soloms Ben Asfer könne leicht reden vom verlassen alles irdischen Guts, da er sehr wenig zu verlassen habe. Sie erinnerten sich auch daran, daß Soloms vor einigen Jahren ganz anderen Sinnes gewesen und selbst die Spiele der Griechen mit gemacht habe. Einer wagte es, an diese wohlbekannte Tatsache zu erinnern, erhielt aber schnell zur Antwort: „Das Blut unserer Märtyrer hat mich wieder zum Juden ge-

macht; jetzt verlangt mich, das meine für die heilige Sache zu vergießen. Ist denn niemand hier vom echten Judenblut, der mir beistimmt?"

Ja, einer wenigstens war da, der Hausherr selber, ein Mann von gebietender Gestalt und scharfen Gesichtszügen. Langsam, mühsam, wie unter einer schweren Last kappend, erhob er sich. „Brüder," sprach er mit gepreßter Stimme, „Soloms Ben Asser hat recht; es ist eine Schmach für uns Kinder Israels, dem heidnischen Gremel länger, ob auch widerwillig, zu dienen. Ich wenigstens werde diesmal mein Haus nicht schmücken, dem wollüstigen Pöbel zu gefallen. Möge er sein Neuzerstes tun."

Die wenigen leisen Worte machten bedeutend mehr Eindruck als die Brandrede des jungen Mannes. Zuerst einzelne, dann fast alle Anwesenden sprachen ihren Entschluß aus, dem Gözen Dionysius in diesem Jahre keine Kränze zu winden, sondern den Tag als Fuß- und Betttag zu begeben. So gingen sie auseinander.

Am selbigen Abend zog eine Karawane von Babylon durchs östliche Stadttor ein. Mit ihr kamen RamuIdu und Agathokles. Der Athener sah dem kommenden Feste mit höchster Erwartung entgegen. Seinem unablässigen Drängen war die zeitige Ankunft der Karawane besonders zu danken. An diesem Bacchusfeste stimmten Pflicht und Vergnügen bei unserem Epikuräer aufs prächtigste. Als Philosoph glaubte er eigentlich an keinen persönlichen Gott. Mit dem Gott des Weins machte er jedoch gnädigst eine Ausnahme, weil dieser Gott so ganz und gar nach seinem Geschmack war. Schon früh am nächsten Morgen begann er, seinem Gott zu dienen mit zahlreichen Bechern Weins, von denen er jedes Mal religiös gewissenhaft etwa ein Zehntel als Opfer auf die Erde goß, während die übrigen Neunzehntel den ge-

wohnten Weg durch seine epituräische Gurgel nahmen. — Für Ramuldu war der Festzug das Interessanteste; dergleichen hatte er noch niemals gesehen. Ein schöner, nackter Knabe fuhr in einem vergoldeten Wagen von vier zahmen Pantheren gezogen. Er stellte den Gott des Weins und der Fruchtbarkeit dar. Ein alter, dicker Kerl, der auf einem Esel ritt, und so betrunken war, daß zwei Männer ihn halten mußten, mußte Silenus, den lustigen Diener des Gottes, abbilden. Ein wüster Haufe von Männern und Weibern folgte ihnen; einige fuhren, andere gingen zu Fuß, alle aber waren mehr oder weniger angetrunken und warfen mit den rohesten Scherzen und Zoten um sich. Die Frauen, welche den Wagen des Bacchus umgaben, Bacchantinnen genannt, trugen Thyrsusstäbe, hohle mit Efeu und Weinlaub umwundene Rohre, Zymbeln, Schwerter oder Schlangen in den Händen, und durch Wein, Flötengelön und Gesänge be- rauscht, tanzten sie halb nackt einher in wilder Raserei. Je weiter der Festzug kam, desto ausgelassener wurde die Fröhlichkeit. Auch sonst ehrbare Frauen wurden an diesem Tage durch diesen Gözendienst in den Wirbel der Wollust und Schamlosigkeit mit hinabgerissen. Agathokles, bereits stark angeheitert, war gerade in der rechten Stimmung, dem Saufen zu folgen; er schrie sich heiser zu Ehren des Gottes. Ramuldu war völlig nüchtern. Er wollte sehen und hören, und er sah und hörte mehr, als ihm lieb war. Sein anfängliches Interesse an dem Neuen und Ungewohnten machte bald dem Esel Platz. Wie verschieden der Anblick auch war, er erinnerte ihn lebhaft an das Fest des Zuggernaut in Benares. Waren nicht die Lieder und Geberden jener indischen Priester ebenso gemein und schamlos gewesen, wie diejenigen dieser rasenden Rotte? Der einzige Unterschied war, daß die leichtherzigen Griechen nicht jene

schrecklichen Menschenopfer zu Ehren ihrer Götter erfannten, sondern diese nur zu Dienern ihrer Lüste gemacht hatten. Die Lehren Samuels hatten Ramuldu ernst gestimmt; er fürchtete Jehovah und wiederholte in all diesem Tumult das erste Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ „Kein Wunder,“ dachte er, „daß Jehovah den Dienst fremder Götter verboten hat; sie sind alle ein Greuel, vom blutigen Juggernaut bis zum schamlosen Dionysius.“

Einmal in Indien, waren seine Gedanken natürlich bald bei seiner Mutter. Was würde sie sagen, wenn von ihrer dunklen Zenana aus, wo sie geduldig seiner Heimkehr harrete, sie ihn unter diesen betrunkenen Männern und Weibern sehen könnte? Würde sie nicht an ihm und ihrer Rettung verzweifeln? Er wünschte sich weit hinweg, als plötzlich ein junges Weib, das neben ihm einhergeschwankte, ihm frech ins Gesicht blickte, und als sie sah, daß er ein schöner Mann war, versuchte, ihn zu umarmen. Er stieß sie mit Abscheu von sich, daß sie schreiend zu Boden fiel. Zum Glück war sie schon so betrunken, daß sie nicht wieder aufkam, sonst hätte sie es sehr ungemütlich für ihn machen können. An diesem Tage, da selbst die Sklaven frei waren, war jede Freiheit erlaubt und wehe dem, der anders handelte. So aber sank dies Weib nach einigen schwachen Versuchen aufzustehen, bald in tiefe Betäubung und lag regungslos mitten auf der Straße, während Männer und Weiber mit rohen Scherzen über sie stolpten. Die Dämmerung brach herein und Ramuldu konnte es nicht länger ertragen. Agathokles beim Arme nehmend, sagte er: „Laß uns nach Hause gehen.“

Aber sein Freund schrie in der Freude des Betrunknen: „Was, heimgehen, wenn der Spaß am schönsten

ist! Morgen früh magst du vom Heimgehen reden, nicht heute abend. Weg mit deinem langen Gesicht! Lustig, mein Herkules; ist Dionysius dir nicht freundlich gesinnt, so versuche es mit Aphrodite, der Göttin der Liebe!"

Das entschied die Sache für Ramuldu. Obwohl er nicht bekannt war in der Stadt, hoffte er doch sein Quartier allein finden zu können. Immerhin wollte er lieber die ganze Nacht auf den Straßen herumirren, als noch länger unter diesem viehischen Gausen bleiben. Er schlüpfte hinweg von Agathofles und wandte sich in eine Gasse, durch welche er den Marktplatz zu erreichen hoffte. Die Gasse war ziemlich ruhig. Als er sich aber wirklich dem Marktplatz näherte, stürmte plötzlich ein großer Haufe Menschen in diese Gasse, und zwar auf ein Haus zu, das nicht bekränzt war. „Nieder mit dem Juden! Schlagt den Verächter der Götter tot! Plündert seinen Bazar!“ Dergleichen Rufe gellten durch die milde Abendluft, während ein großer Kerl in der Uniform eines königlichen Offiziers mit seinem Schwerte die Thür des Hauses einzuschlagen versuchte. Als es ihm endlich gelang, stürmte er hinein, gefolgt von der rasenden Menge. Seine Wertsachen hatte der Eigentümer vorsichtig entfernt, dennoch fanden die Plünderer Beute genug. Sie nahmen alles, was sie wollten und schlugen dann Kisten und Schränke und alles Erreichbare kurz und klein. Die reiche Beute ließ den Blutdurst abkühlen, und niemand schien sich um die Bewohner des Hauses näher zu bekümmern. Doch der Führer und zwei seiner Gefellen nahmen nicht Theil an dem gemeinen Raub; sie jagten höheres Wild. Die Treppe hinaufstürmend, schlugen sie alle Thüren ein, bis sie den Juden und seine Familie fanden.

Es war Jonathan Ben Samuel, der trotz des Flehens seines Weibes sein Haus nicht bekränzt hatte. Seine

große Liebe zu ihr hatte ihn bisher nachgiebig gemacht; diesmal aber war er fest geblieben, wie er am Abend vorher versprochen. Eine Tochter von 16 Jahren war sein einziges Kind. Nach dem Wunsche der Mutter hatte sie den griechischen Namen Atossa erhalten, doch ihre Erziehung war ganz jüdisch gewesen. Sie war ebenso patriotisch wie ihr Vater, dessen kühnen Geist sie geerbt hatte.

Als der Tag beinahe vergangen war ohne besondere Unruhe, fing die Familie an aufzuatmen, zumal der Festzug die Nachbarschaft verlassen hatte. Um so mehr erschreckte sie dieser plötzliche Ueberfall, der ohne Zweifel von irgend einem Schurken geplant war. Als Jonathan die königliche Uniform erkannte, senkte er sein Schwert. Gegen einen gewöhnlichen Pöbelhaufen hätte er sich aufs äußerste verteidigt; gegen den königlichen Tyrannen mußte er sich mit gläubiger Geduld wappnen. Er streckte seine Hände dar, um sich binden zu lassen; aber der Eindringling schlug ihn mit dem Schwert über den Kopf, daß er blutend zurühtaumelte und schrie dabei unter rohem Lachen: „Fort mit dir, alter Rebell! nach dir verlangt mich nicht; hier ist das Juwel, das ich deinem Bazar raube.“ Damit sprang er auf Atossa zu, die laut aufschrie und sich verzweifelt wehrte. Doch er war ein ungewöhnlich großer und starker Mann und obwohl auch sie für ihr Alter groß und stark war, trug er sie doch wie ein Kind in seinen Armen hinweg. Ihre Mutter hatte des Räubers Arm ergriffen, aber er hatte sie leicht abgeschüttelt und zu Boden geworfen. Als Jonathan sein betäubtes Haupt wieder erhob, waren die Räuber verschwunden. Er versuchte zu folgen, aber das herabrinneude Blut blendete ihn. Als er endlich nach unten kam, waren die Räuber längst mit seinem Kinde verschwunden.

Ramuldu's Blut wallte auf, als er diesen Pöbelhau-

fen an der Arbeit sah. Er faßte sein Schwert und sein teilnehmendes Herz trieb ihn an, den armen Leuten zu helfen. Aber sein Verstand zeigte ihm bald, daß es mehr als töricht sei, mit diesen 30 bis 40 bewaffneten Kaufholden anzubinden. Mit geballten Fäusten stand er da, als plötzlich eine gellende Frauenstimme den Namen rief, der ihm der teuerste auf Erden war: „Atossa, mein Kind! O, rettet meine Atossa!“ Es war die arme Südin, die sich weit aus dem oberen Fenster vorbeugte und verzweifelt nach ihrem Kinde schrie. Im selben Augenblick erschien der große Offizier mit dem sich heftig sträubenden Mädchen in seinen Armen auf der Straße. Ramuldu sah noch, wie die Rechte des rohen Menschen dem Mädchen heftig ins Gesicht schlug, um sie still zu machen, dann war's mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Wie der Tiger seiner heimatlichen Dschungeln sprang er unter die Menge, und bahnte sich mit gewaltigen Faustschlägen zur Rechten und zur Linken seinen Weg, bevor die Schwerter der erbitterten Kaufbolde ihn treffen konnten. Der Offizier raunte die Straße hinab, wandte sich aber bald in eine schmale Nebengasse. Doch Ramuldu, der jetzt die Menge glücklich durchbrochen hatte, lief hinter ihm her, als ob seine eigene Schwester entführt würde. Der Gedanke, daß seine geliebte Mutter einst in ähnlicher Weise entführt worden sei, ließ ihn nur so dahin fliegen. Der Offizier wollte eben in einen dunklen Torweg einbiegen, als die starke Hand des Hindu ihn hinter dem Ohre traf, daß er gegen die Hofmauer taumelte. Seine Arme lösten sich, und sein Opfer wäre schwer von seiner Schulter zu Boden gefallen, hätte ihr Erretter sie nicht schnell in seinen Armen aufgefangen. Einen Augenblick hielt er sie so und schaute in ihr schreckenbleiches Angesicht. Er meinte noch nie in seinem Leben ein solch liebliches Gesicht gesehen zu haben, und

hätte es gerne näher betrachtet. Aber die furchtbare Angst, welche aus den großen dunklen Augen zu ihm redete und ihm erzählte, daß das Mädchen ihn nur für einen anderen Räuber hielt, ließ ihn dasselbe sanft auf ihre Füße stellen, während er sagte: „Fürchte dich nicht, Atossa, ich will dich verteidigen.“

Die Worte und der sie begleitende freundliche Blick des schönen Jünglings hatten eine fast zauberische Wirkung auf das Mädchen. Ihre Wangen färbten sich plötzlich und seinen Arm mit beiden Händen fassend, sagte sie getrost: „Jehovah sei gepreist, der dich gesandt; du wirst mich zu meinem Vater zurückbringen.“ Ramuldu erklang die weiche, volle Mädchenstimme wie die lieblichste Musik; leider hatte er in dem Augenblick durchaus keine Zeit für angenehme Töne. Der Offizier hatte sich schnell von dem Schlage erholt und zog unter schrecklichen Flüchen sein Schwert, um den frechen Burschen, der ihn geschlagen, gebührend zu züchtigen. Zudem bogen jetzt die beiden Gefellen des Offiziers mit blanken Schwertern in das Gäßchen ein, so daß die Lage höchst gefährlich wurde. Allein hätte Ramuldu den dreien bei seiner Schnelligkeit leicht entkommen können; aber er hätte lieber sein Leben gelassen als seinen schönen hilflosen Schützling, der sich so vertrauensvoll an ihn klammerte, als ob er selbst allein die ganze Welt besiegen könne. Zuerst dachte er zusammen mit dem Mädchen zu entfliehen, doch der Gedanke verslog so schnell wie er gekommen. Das junge, zitternde Kind konnte diesen Männern nicht entkommen. Daher erwählte er den einzigen übrigen Weg, zu dem seine kühne Natur ihn so wie so drängte. Sanft seinen Arm aus den Händen des Mädchens lösend, sagte er hastig zu ihr: „Laufe, Atossa, und verberge dich, während ich diese Schurken zurückhalte.“

Damit sprang er auch schon zur Seite, um dem ersten

wütenden Stoß seines Gegners auszuweichen. Das Mädchen schien sehr enttäuscht, daß ihr Befreier sie verließ und ihr gebot allein zu fliehen. Aber sie war ein verständiges Mädchen; sie sah die blitzenden Schwerter, und obgleich sie an allen Gliedern hefte, folgte sie doch dem Befehl und lief das Gäßchen hinab schnellfüßig wie ein Reh. Da sie in der Gegend jeden Winkel kannte, war sie bald daheim. Die Rotte war fort, durch den verwüsteten Bazar eilte sie die Treppe hinauf geradeswegs in die Arme ihres Vaters, der unter Freudentränen ausrief: „Gott sei gelobt, daß er dich zurückgebracht! Wie bist du den Klauen des Dämonen entronnen?“

Mit glücklichem Lächeln antwortete Atossa: „Der Herr sandte seinen Engel in der Gestalt eines schönen Jünglings, um den Bösewicht zu schlagen. Der Befreier befahl mir, weg zu laufen, während er die Räuber zurückhielt, und so bin ich entronnen.“

„Engel oder Mensch,“ fuhr der Vater fort, „der Herr hat ihn gesandt, damit ich nicht mein alles auf einmal verliere. Denn wisse, Kind, deine Mutter ist sterbenskrank von dem Schrecken.“ Er führte Atossa ins nächste Zimmer, wo die Mutter im wilden Delirium lag und nach ihrem Kinde schrie. Mit herzbrechendem Weinen warf Atossa sich über die geliebte Mutter, rief sie bei den süßesten Namen, küßte sie und sagte ihr immer wieder, daß sie ja daheim und in Sicherheit sei. Die Stimme und die Berührung des Kindes wirkten beruhigend auf die arme, vor Angst wahnsinnig gewordene Mutter. Die Hand Atossas in der ihren haltend, entschlummerte sie bald in ihrer tödlichen Schwäche. Als sie nach einer Stunde erwachte, war ihr Geist wieder klar. Als sie ihren Liebling neben sich erblickte, brach sie in Freudentränen aus und sprach: „Ich meinte es wäre nur ein süßer Traum, sehe aber nun, daß es wirklich wahr ist;

Gott allein kann dich zurückgebracht haben aus den Sünden jener Mütteriche. Jetzt sterbe ich in Frieden, denn ich weiß, daß der Herr mit euch ist und euch befreien wird. Als sie dich fortischleppten, Atossa, da gelobte ich dem Herrn, daß ich dem Vater selbst ins Gebirge Juda folgen würde, wenn du zurückkommen solltest. Er hat mein Gebet erhört, obwohl ich, im besten Fall ein armes, schwaches Geschöpf, euch nun nicht mehr zur Last sein werde. Ich weiß, daß diese Nacht meine letzte auf dieser Erde sein wird. Schon lange krank, konnte mein armes Herz den Stoß nicht mehr ertragen. Weine nicht, mein Kind, du hast den festen, starken Sinn deines Vaters und du wirst leben, um die Befreiung unseres Volkes zu sehen."

"Ja, unseres Volkes," so fuhr sie nach einer Weile fort, in welcher heftige Herzbeklemmungen ihr den Atem zu rauben drohten. „Komm her, Jonathan, du bist mir immer ein freundlicher, liebender Gatte gewesen, mir zu nachgiebig in deiner großen Liebe. Gott segne dich für all deine Liebe und Geduld. Obgleich ich als Griechin lebte und dir dadurch so viel Gewissensnot brachte, sterbe ich als eine treue Tochter Israels. Denke ja nicht, daß ich dir zürne, weil du dein Haus nicht geschmückt hast. Du hast recht getan. Besonders die Sorge um Atossas Zukunft ließ mich meinem Glauben untreu werden. Die Sorge ist nun fort, denn ich sehe, daß Jehovah auch aus der schwersten Not erretten kann. Wenn ich nicht mehr bin, dann gehe ins jüdische Gebirge und kämpfe für unser Volk, ja, gehe noch diese Nacht. Ich weiß, das ist längst dein geheimer Wunsch gewesen, und wie wird sich dein alter frommer Vater freuen, wenn er davon hört. Begrabe mich, wo du willst, ich bin völlig in den Willen des Herrn ergeben. Jetzt aber bete mir noch einmal den herrlichen Psalm Davids vor, wie immer bei unserer Abendandacht."

Ihre Stimme war zum leisen Flüstern herabgesunken. Jonathan konnte vor Schluchzen zuerst kein Wort hervorbringen, aber die Augen seines sterbenden Weibes waren so flehentlich auf ihn gerichtet, daß er all seine Kraft zusammen nahm und langsam den 23. Psalm betete. Als die letzten Worte in einem unwiderstehlichen Tränenstrom erstickten, verklärte ein Lächeln die schmerzverzogenen Züge der Sterbenden und ihre Lippen flüster-ten freudig die Worte: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“ Mit ihrem letzten Atem hatte sie die herrlichen Worte gesprochen, sanft und still wie im Leben blieb sie auch im Sterben. Das friedliche Lächeln ruhte noch auf den theuren Zügen, als die Engel schon ihre Seele in Abrahams Schoß getragen hatten.

Der Offizier, dem Ramuldu gegenüber stand, war einer der besten Jechter im Heer. Aber er war jetzt etwas angetrunken, und so wüthend, daß sein Auge nicht fest war, wenn auch die Hand stark war. Durch seine ungewe-ine Gewandtheit gelang es Ramuldu, ihn am Arm und an der Schulter zu verwunden, und er hätte ihn wohl zuletzt übermocht, wären seine beiden Gefellen nicht herangekommen. Ein schneller Blick rückwärts über-zeugte ihn, daß Atossa noch nicht verschwunden war, daß er also den Feind noch ein wenig aufhalten müsse. Doch auch nur eine Minute mit drei solchen Gegnern die Schwerter zu kreuzen, konnte ihm sein Leben kosten. Da blitzte ein kühner Gedanke durch seinen Kopf. Drei lange Sätze zurückspringend, nahm er sein Schwert in seine Linke, faßte mit dem Rechten den Dolch, den ihm einst der Großvater geschenkt, und warf ihn nach dem näch-sten Gegner. Durch den Hals getroffen, fiel der Mann vorwärts tot zu Boden. Mit den beiden anderen kämpfte er noch einige Augenblicke, jedes Mal mit mächtigem Sprunge zurückweichend, wenn sie ihn zu hart bedräng-

ten, bis ein nochmaliger Blick rückwärts ihm sagte, daß das Mädchen die kleine Gasse verlassen habe. Dann wandte auch er sich plötzlich um und lief mit solcher Schnelligkeit davon, daß die beiden Gegner ihn nicht mehr sahen, als auch sie um die Ecke bogen. Ramuldu eilte durch verschiedene Straßen, bis er nichts mehr von seinen Verfolgern hörte. Seine Hoffnung, das schöne junge Mädchen noch einmal zu treffen und es nach Hause zu begleiten, erfüllte sich nicht. So fragte er denn irgend jemand nach seinem Quartier; die Straßen waren immer noch voller Schwelger und er war froh, endlich seine Herberge zu finden.

Er fand in dieser Nacht nur wenig Schlaf und es war nicht bloß der Lärm der Stadt, der ihn wach hielt. Auch der gefährliche Kampf, in welchem er einen Menschen getödet hatte, regte ihn nicht so sehr auf, obwohl er nicht wissen konnte, welche Folgen derselbe für ihn haben mochte. Er war stolz auf seine Rettung Atossas. Sie hielt ihn denn auch wach, ihre herrlichen dunklen Augen hielten die seinigen offen. War sie unbelästigt nach Hause zurückgekommen? Waren ihre Eltern erschlagen und sie ganz verlassen? Er schalt sich selbst, daß er nicht allen Gefahren getrost und nach ihrem Hause zurückgegangen war. Ja, er war nahe daran, von seinem Lager aufzustehen und trotz Nacht und Dunkelheit sie aufzusuchen. Bald aber tröstete ihn der Gedanke, daß sie im Notfall leicht bei Nachbarn und Freunden ein Unterkommen finden konnte. Mit dem Entschluß, sich am frühesten Morgen nach ihr zu erkundigen, schlief er endlich ein, wobei der angenehme Gedanke ihn umschwebte, daß seine Mutter ihn loben würde, wenn sie wüßte, was er heute getan.

Er wurde von Agathofles und anderen aufgeweckt, welche alle schwer berauscht heimkehrten. Der Athener

stolperte ins Zimmer, auch jetzt noch ein bachanalisches Lied lassend und versuchte vergebens sein Lager zu finden. Er fiel über irgend etwas zu Boden und stand nicht mehr auf. Mit Mühe hob ihn Ramuldu auf sein Lager. Der ekelhafte Anblick trieb ihn aus dem Hause. Die Straßen waren leer, nur hier und da schwankte noch ein schwerbeladener Bachusdiener wie Agathofles daher. Eben fing es an zu tagen. Ramuldu kannte die Richtung zum Markt und einmal da, fand er auch bald das Haus des Juden. Der ausgeraubte Bazar bot einen traurigen Anblick. Da alles still war, so fürchtete er, daß die Eltern Atossas ermordet wären. Plötzlich erblickte er den Namen des Eigentümers über dem Eingang, und ein Ausruf des Erstaunens kam über seine Lippen, als er die Worte las: „Jonathan, der Goldschmied.“ Konnte dies der Sohn Vater Samuels sein, derselbe Mann, an den er sich hier wenden sollte? Ein Irrtum war kaum möglich, denn das Haus lag nahe am Markt. Sollte er so glücklich gewesen sein, die Enkelin seines betagten Freundes gerettet zu haben? Den Brief Samuels in seiner Tasche berührend, ging er ins Haus und rief laut den Namen des Eigentümers. Da er keine Antwort vernahm, stieg er langsam die Treppe hinauf. Er fürchtete jeden Augenblick, die Erschlagenen zu sehen, aber er fand nur offene Türen, als ob die Bewohner geflohen wären. Ein wenig Blut auf dem Boden erzählte von einem Kampf, aber getötet schien hier niemand zu sein. „Nach diesem Ueberfall blieb ihnen kaum etwas anderes übrig als die Flucht,“ dachte er. „Wahrscheinlich geht Jonathan nun zu seinen Brüdern im Gebirge Juda, wie sein Vater es längst wünscht. Aber wie werde ich sie jetzt jemals finden, um meinen Brief abzugeben? Ich wollte, ich könnte mit ihnen gehen, um diese unmenschlichen Griechen zu bekämpfen.“ Ihm selbst unbewußt

hatte doch der Gedanke an die schöne Tochter des Juden ziemlich viel mit diesem Wunsche zu tun. Traurig verließ er das Haus. Weit am anderen Ende der Straße bemerkte er einen Wagen, der dem Südtor zujagte. Ein großer Mann mit verbundenem Kopf saß neben dem Fuhrmann. Eine innere Stimme sagte Ramuldu: „Da fährt Jonathan mit seiner Familie,“ und kaum wissend, was er tat, rannte er dem Wagen nach. Er sah freilich bald ein, daß er jene Pferde, welche die Straße hinabgaloppierten, niemals einholen könne. So stand er denn still und seufzte: „Hätte ich nur meinen Araber hier, dann wäre ich schnell bei ihnen. Vielleicht ist es auch der Jude gar nicht und ich würde nur Verdacht erregen, so hinter ihnen herzujaßen.“ In seinem Herzen rang die Freude über seine Rettung der unbekannten Freunde mit dem Bedauern, sie so schnell verloren zu haben, als er wieder zu seiner Herberge zurückkehrte und das Erwachen seines armen Freundes abwartete.

Es war spät am Tage, als der Athener endlich von seinem schweren Rausch erwachte. Angenehm war das Erwachen nicht. Der Kopfschmerz schien unerträglich zu sein, und der verzweifelte Zustand seines Magens ließen ihn an sich selbst und seiner ganzen Lebensweisheit verzweifeln. All seine berühmte epikuräische Philosophie versank ins Nichts vor diesem unbeschreiblichen Elendsgefühl. Zum erstenmal in seinem Leben gab er zu, daß der Stoizismus, der da vorgab, die Nebel des Lebens mit demselben Gleichmut zu ertragen wie die Annehmlichkeiten desselben, doch wohl die bessere Philosophie sei. Bald aber stöhnte er wieder, daß kein Stoiker diesen leiblichen Jammer ertragen könne, ohne auch an seiner Seele völlig elend zu sein. Da war dann nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Frage, ob am Ende der alte Jude doch recht habe mit seiner Behauptung, daß Saufen eine Sünde und

Schande sei, die Gott strafen werde. Diesmal konnte er sich den ungemüthlichen Gedanken durchaus nicht aus dem Sinn schlagen, wie er sonst so oft gethan, und er war immer noch in höchst verdrießlicher Stimmung, als er am folgenden Tage seinen ersten Ausflug mit Ramuldu machte. Er fing sogar an zu moralisiren und sagte zu seinem jugendlichen Begleiter: „Mein Junge, zuerst hielt ich dich für einen Narren, als du die schöne Zauberin Alexandra von dir warfst wie eine verdorbene Frucht; mein reiferes Urtheil sagt mir jetzt, daß du völlig Recht hattest. Wein und Weiber verderben die besten Männer, meide sie. Ich hatte eine Konstitution wie ein Elefant, aber sie geht schnell zu Grunde unter diesen Schwelgereien. Meine Glieder schmerzen, als ob Feuer darin brennte, ich kann kaum gehen. Noch ein solches Zechen und ich habe die Gicht am Halse, oder vielmehr in den Weinen. Ich fürchte, ich muß auch noch Jude werden, sie scheinen die einzig wahren Philosophen zu sein.“

Am Markt angelangt, sahen sie eine große Menschenmenge, welche erregt die Anschlagssäule umstand. Sich hindrängend, lasen sie folgendes: „Mein stärkster Ringger ist heimtückisch verwundet worden. Jemand, der bei den kommenden Spielen erfolgreich seine Stelle einnehmen kann, wird hohen Lohn empfangen. Lyfias, Meister der Ringkunst.“

„Da ist die beste Gelegenheit deines ganzen Lebens, mein Junge,“ sagte Agathokles, Ramuldu bei Seite nehmend und all seine Schmerzen in seinem Enthusiasmus vergessend. „Der kommende Ringkampf zwischen sechs europäischen und sechs asiatischen Griechen ist das größte Ereignis in der Welt des Sports. Du hast griechisches Blut in deinen Adern und Lyfias wird dich sicher mit Freuden anwerben.“

Ramuldu hatte nichts dagegen einzuwenden, obwohl

sein Herz nicht mehr bei der Sache war wie dort in Se-
lencia. Ja, irgendwie hatte die große Stadt Antiochien,
zu der er mit solch hohen Erwartungen gekommen war,
ihren Zauber für ihn verloren. Sein Herz war weit da-
von, war in den Bergen Judäas und sehnte sich nach
einem Paar wunderbar großer und schöner Augen, die
vor zwei Tagen in jenem dunklen Gäßchen ihn angestrahlt
hatten. Obwohl sonst höchst offenherzig, so umgab für
ihn doch eine Art Heiligenschein sein Abenteuer in dem
Gäßchen, und den mochte er selbst vor seinem besten
Freunde nicht zerstören. So eilten sie denn zu Meister
Lysias, dem Agathokles als einem alten Bekannten ent-
gegen rief: „Hier bringe ich dir deinen Retter, Alter.
Er hat den Perser Rambyzes geworfen, und ich bin ge-
wis, er wird deinen stärksten Gegner, Sphästion,
werfen.“

Lysias, der in übelster Stimmung gewesen war,
sprang eifrig auf und fragte: „Bist du wirklich der
Sunder Ramuldu, der den Riesen Rambyzes geworfen
hat?“ — „Der bin ich, und bereit, in dieser Minute ans
Neben zu gehen,“ antwortete Ramuldu.

„Du wirst es gebrauchen,“ sagte der Meister, die
Muskeln des jungen Mannes beführend; Sphästion ist
stark und seit vier Monaten an der Arbeit. Deine Mus-
keln sind weich und die Zeit ist kurz. Aber komm, laß
mich deine Kraft erproben, ehe ich dich aufnehme.“

Wenige Minuten überzeugten den erfahrenen Ringer,
daß er einen Athleten gefunden habe, wie er keinen mehr
erwartet hatte. „Nenne deinen Preis,“ sagte er, „mit
deiner Kraft bin ich zufrieden.“ Ramuldu blickte auf
seinen Freund, und der Athener war nicht blöde. Der
Meister brummte, doch Agathokles sagte: „Du hast gar
keine Wahl, mein Freund; ich könnte noch viel mehr for-
dern, und du müßtest bezahlen, denn bei dir sieht zu viel

auf dem Spiel, sowohl an Geld wie an Ansehen. Du kannst die Summe gut daran wagen. Halte die Sache geheim und die Wetten werden zehn zu eins gegen dich laufen, da alle wissen, daß dein Stärkster verhindert ist. Nimm so viel Wetten wie du kannst und laß deine vertrauten Freunde dasselbe tun. Auf diesen Knaben kannst du dich sicher verlassen. Er wurde in Indien erzogen und kennt einige Kunstgriffe, von denen kein Grieche träumt.“

„Dann ist er kein Grieche,“ antwortete Thysias; „würde das ruchbar, so möchten manche sich weigern, ihre Wetten zu bezahlen.“

„Seine Großmutter war eine Griechin, wie seine blauen Augen bezeugen; und ich bezweifle, ob irgend einer deiner Ringer reines Griechenblut in den Adern hat. Jedenfalls haben sie deinen Champion verwundet und dürfen sich nicht beklagen vor den Richtern.“ Diese Worte des Atheners brachten den Kontrakt in Ordnung; Ramuldu wurde Nearchos genannt und seine Uebung, welche nur wenige Monate unterbrochen war, wurde sofort mit höchstem Eifer wieder aufgenommen.“

Als der große Tag der Spiele gekommen war, war das große Amphitheater bis auf den letzten Platz gefüllt. Der junge König war da mit einem glänzenden Hofstaat. Mit der größten Spannung erwartete man vor allem das eigenartige Wettringen zwischen den asiatischen und europäischen Griechen. Die Mehrzahl der Anwesenden waren in Asien geboren; aber die Verbindung mit dem alten Vaterlande war immer sehr rege und die Spiele im eigentlichen Griechenland waren Vorbildlich für alle griechischen Lande. So waren die Wetten von Anfang an zu Gunsten der Sechß des Kalimachos gewesen, und als Thysias seinen besten Mann verlor, da waren die Europäer fast allein im Felde. Von dem Neuling Nearchos

hatte niemand zuvor gehört und viel wurde daher nicht von ihm erwartet.

Agathofles war schon sehr früh ins Theater gegangen, um einen guten Sitz neben der königlichen Loge zu erhalten. Wie erstaunte er aber, als er in dem königlichen Gefolge die Dame Alexandra und ihren alten Freund Dionysius bemerkte. Der Gändler sah noch bleich und elend aus und eine große Narbe im Nacken erzählte von seinem kürzlichen Kampf mit Ramuldu. Seine eifflüchtigen Blicke auf einen großen, schönen Offizier, welcher zur Rechten seiner Dame stand und dem sie viel mehr Aufmerksamkeit schenkte als ihm selbst, bewiesen auch, daß ihn nicht nur körperliche Schmerzen quälten. Agathofles schlich hinter diese kleine Gruppe, so daß sie ihn nicht sehen konnten, während er sogar manche ihrer Worte erlauschte.

Der Dame Alexandra war Seleucia nach der Abreise des Hoses schnell langweilig geworden und sie hatte die erste große Karawane benutzt, um wieder nach Antiochien zurückzukehren. Dionysius hatte sie begleitet, obwohl er kaum dazu im Stande war, denn ohne sie konnte er nicht mehr leben. Er hatte kaum von dem großen Ringkampf gehört, als er eifrig daran ging, seine Verluste in Seleucia wett zu machen. Er war es, der den besten Mann des Phias hatte verwunden lassen. Wie groß war nun sein Grimm als derselbe Mann, der ihn in Seleucia geschlagen hatte, auch hier gegen seine Seite auftrat. Er knirschte vor Wut und konnte kaum die Flüche unterdrücken, die in ihm aufstiegen. Die Dame Alexandra beugte sich wieder vor, als sie Ramuldu erblickte, aber diesmal sprühten ihre Augen Haß und Rachgier. Sich an den großen Offizier wendend, flüsterte sie: „Andronikus, der letzte Mann dort an der rechten Seite hat mich beleidigt; seine Todesanzeige würde wie die

lieblichste Musik in meinen Ohren klingen. Dionysius hat sich gegen ihn versucht, aber nur die häßliche Narbe in seinem Nacken dabei gewonnen; laß sehen, ob ein königlicher Offizier es besser machen kann.“

Der Offizier schaute lange und scharf auf Ramuldu, bis sein hübsches Gesicht vor Wut dunkelrot wurde, während er dachte: „Beim blutigen Nes, das ist mein Mann vom Fest des Dionysius; der Name des Händlers erinnert mich daran. Es war schon etwas dunkel in jenem Gäßchen, aber es ist dasselbe Gesicht und dieselbe Gestalt.“ Dann beugte er sich zum Ohr der Dame und flüsterte: „Der Kerl soll sterben.“ Das verheißungsvollste Lächeln, das ihm bisher noch geworden, belohnte ihn für seinen prompten Gehorsam und die Dame konnte den Spielen nun mit größerer Gemütsruhe entgegen sehen. Ramuldu hatte seinen Meister gebeten, ihn zuerst mit dem schwächsten Gegner ringen zu lassen, damit er seine Kräfte für Sephästion aufspare. So warf er denn seinen Gegner mit leichter Mühe, während Sephästion einen ziemlich harten Strauß mit dem seinigen hatte. Es war ein völlig gleiches Spiel, drei fielen auf jeder Seite. Auch beim zweiten Gang warf Ramuldu seinen Mann leicht zu Boden, aber seine beiden Kameraden fielen und er hatte nun zwei Gegner vor sich. Die Aufregung war auf Fieberhitze gestiegen. Der Fremdling Nearchos hatte von Anfang an das meiste Interesse erregt. Seine Kameraden waren alle bekannte Ringer und niemand erwartete, daß einer von ihnen den gewaltigen Sephästion bezwingen würde. Als nun die europäische Partei die Gestalt des Nearchos erblickte, schaukelt und klein im Vergleich mit der ihres Champions, da stieg ihre Hoffnung aufs höchste und es wurden wirklich zehn gegen eins für ihre Seite gewettet. Als sie jedoch sahen, wie schnell der junge Fremdling zwei Gegner über-

wältigte, da wurden sie aufgeregert und freuten sich, daß er noch zwei Gegner habe. Als er flügllich den stärksten Gegner zuerst herausforderte und mit leichtem, elastischem Schritt auf ihn los ging, da ging ein Hauch der höchsten Erwartung durch die ungeheure Versammlung, daß eine völlige Stille eintrat. Dieselbe wurde jedoch rauh unterbrochen durch die Stimme des Andronikus, welcher mit aller Zungenkraft ausrief: „Zener Nearchos ist kein Grieche, sondern ein Jude; er half dem Verräther Jonathan und erschlug einen Soldaten des Königs.“ Andronikus verfolgte mit seinem Ruf einen doppelten Zweck: Ramuldu wollte er durch die Drohung erschrecken und in der Menge wollte er den immer schlummernden Fanatismus gegen die Juden erwecken. Den letzteren Zweck erreichte er nur zu gut, denn die Furcht vor Verlust entfachte um die Glut der Unduldjamkeit. Sofort erhob sich ein furchtbarer Tumult. Tausende schrieten, man solle den Kampf einstellen, und untersuchen, ob die Beschuldigung wahr sei. Aber die Neugier siegte doch endlich und der Ruf nach dem Fortgang des Ringens übertönte bald die anderen. Glücklicher Weise erreichte Andronikus seinen anderen Zweck nicht.

Ramuldu hörte die Stimme und erkannte den Mann; aber der glückliche Gedanke, die liebliche Mofja aus den Händen dieses Unmenschen errettet zu haben, ließ seine Furcht in seiner fröhlichen Seele aufkommen. Sein Auge leuchtete nur um so kühner und sein Griff war um so fester, als er mit affenartiger Geschwindigkeit den besten Halt gewann. Solch schönes Ringen hatte man selbst an diesem berühmten Ort selten gesehen. Was dem Jüngling an Kraft und Gewicht gebrachen, machte er an Gewandtheit und Gelenkigkeit wieder gut. Sephästion konnte ihn vom Boden aufheben, aber er konnte ihn nicht zu Boden zwingen. Dagegen fand Ramuldu in Sep-

häftion einen weit gewandteren Ringer als in Rambyfes. Er versuchte einen seiner indischen Kunstgriffe nach dem anderen; sie machten den Griechen wanken, aber fällten ihn nicht. Bald sah unser Held auch ein, daß er diesen Gegner nicht ermüden könne, denn derselbe hatte keine Unze Fleisch zu viel. Im Gegenteil, er selbst fühlte sich nach und nach angegriffen von der furchtbaren Anstrengung. Da versuchte er seinen letzten und besten geheimen Kunstgriff mit allerhöchster Anstrengung, und es gelang. Unter dem betäubendsten Geschrei, das dies Amphitheater seit Jahren gehört hatte, sank Scephästion in den Sand.

Ramuldu war froh über die Aufregung; sie gab ihm Zeit zur Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Sobald es einigermaßen still geworden, hörte er wieder die Stimme des Offiziers: „Schlagt den Juden tot!“ Er kehrte sich nicht daran, wohl aber ein anderer. Sobald er sah, daß Andronikus einigen Gefellen winkte, ihm zu folgen, schlüpfte er vor ihnen hinaus und eilt zum Eingang der Spieler. Er wußte, was kommen würde und wollte seinen Freund warnen.

Ramuldu ruhte so lange, wie er wagen durfte, dann faßte er den letzten Gegner, brauchte seine ganze Kraft sogleich und überwältigte ihn in kurzer Zeit. Doch das Triumphgeschrei wurde bald von einem Wutgeheul über-tönt. Das Wort des Andronikus hatte willige Ohren gefunden und eine Minute nach dem Schluß des Ringens waren wenigstens ein Duzend blutige Prügeleien im Gange in dem gewaltigen Gebäude. Die Polizei hatte große Mühe, den Platz zu säubern und mußte eine ziemliche Anzahl Verwundeter fortschaffen. Das hitzige orientalische Blut hatte das der Griechen damals schon etwas angesteckt. Doch schlimmere Dinge sollten auf der Straße geschehen. Mit mehr als einem Duzend be-

waffneter Aufholde bewachte Andronikus die Pforte, durch welche die Spieler kommen mußten. Blut war in seinen Gedanken und in seinem Auge. Wäre Ramuldu nicht gewarnt worden, so wäre er in einem Augenblick niedergemacht worden. Doch Agathofles führte ihn aus einer Seitenthür und sie hielten sich schon für völlig sicher, als ein Mann gerade vor ihnen losbrüllte: „Hier kommt der Jude!“ und zugleich einen Schwertstich nach seinem unbedeckten Haupte führte. Der listige Andronikus hatte vor jeder Ausgangsthür einen Posten gestellt. Ein wilder Tumult erhob sich sofort und Andronikus mit seiner Bande eilte herbei. Ramuldu war unbewaffnet, doch seines Freundes stets bereites Schwert fing den Stich auf und spaltete den Kopf des Mordhahns. Dann drückte Agathofles Ramuldu das Schwert in die Hand und sagte: „Nun laufe um dein Leben, mein Zunge!“

Wären die Straßen leer gewesen, so wäre Ramuldu trotz seiner Ermüdung seinen Verfolgern wohl auch entronnen. Aber die Menge, die aus dem Spielhause strömte, hemmte bald seinen Lauf. Der Ruf des Andronikus und seiner Bande wurde von anderen wiederholt und bald wurde der wild durch die Menge daher rennende Jüngling als der siegreiche Kämpfer erkannt. Einige jubelten ihm zu, die meisten aber fluchten ihm und erhoben Waffen gegen ihn. Es gelang ihm, den großen freien Platz zu kreuzen, die nächste Straße aber war gedrängt voller Menschen, so daß er nicht weiter fliehen konnte. Schon fühlte er Faust- und Stockschläge auf ihn niederfaulen und ein scharfer Schmerz in seinem linken Arm zeugte von einem Dolch- oder Schwertstich. Da gab er die Flucht auf. Mit seinem Schwerte rechts und links sich Bahn brechend, erreichte er die breite Treppe eines Gebäudes. Hier hatte er den Rücken frei und da er mehrere Fuß höher stand als seine Angreifer, hatte er

einen weiteren Vorteil. Hier wollte er sein Leben so teuer wie möglich verkaufen.

Der Gauze, der ihn bisher verfolgt hatte, prallte erschreckt zurück vor dem blitzenden Schwert, das mit solch wunderbarer Schnelligkeit und Kraft geführt wurde. Aber nun nahte Andronikus mit seinen Banditen, und der fürchtete sich vor keinem Schwerte. Ramuldu sah kein Entrinnen, in wenigen Augenblicken mußte er in Stücke gehauen sein, denn Erbarmen konnte er von diesen Menschen nicht erwarten. Da eilte sein Geist zurück nach Indien zu seiner teuren Mutter, die seiner wartete und für ihn betete. Sollte all ihr Hoffen und Harren hier von diesem blutgierigen Pöbel begraben werden? Von seiner Mutter und ihren Gebeten war's nur noch ein Schritt zu dem Thron Jehovahs: inbrünstig flehte er zu Gott, jetzt seine Allmacht zu zeigen und ihn zu retten. Sein Auge war auf Andronikus gerichtet, aber sein Ohr lauschte auf eine Antwort Jehovahs, gerade wie einst dort in den indischen Dschungeln. Und die Antwort kam, sogar noch klarer und deutlicher als damals. Eben hatte er den ersten wütenden Stoß des Offiziers aufgefangen und kräftig zurückgegeben, als ein furchtbares Gebrüll den ganzen Marktplatz erbeben machte und jedermann zitternd nach der Gegend schauen ließ, von dannen es kam. Nur eine Seele erbehte nicht über den furchterregenden Ton, die des Ringers. Er erkannte ihn, ehe noch sein Auge das Ungeheuer erblickt hatte, das denselben von sich gegeben. Durch die augenblickliche Stille, welche dem furchtbaren Gebrüll gefolgt war, hörte man seinen wilden, gellenden Schrei: „Rajah! Rajah!“

Ein riesiger Elefant, erschreckt durch das Getöse des Marktes, hatte seinen Führer zu Boden geworfen und stand nun da mit erhobenem Rüssel, um sich auf die wogende Menge zu stürzen. Er hörte den Schrei: „Ra-

jah! Rajah!“ sein kluges Auge folgte der Richtung, und den Ringer auf der Treppe erkennend, stieß er ein womöglich noch wilderes Gebrüll aus und eilte ihm entgegen in vollem Lauf. Dann war es gräßlich! Dutzende wurden unter den Füßen des Ungeheuers zermalmt, andere von seinem Rüssel erschlagen, noch mehr erdrückten sich selbst in ihrer wahnsinnigen Hast zu entrinnen. Die Menschenwogen hemmten den Schritt des Elefanten kaum mehr als die Wogen eines Weizenfeldes den Schritt eines Mannes. Andronikus und seine Leute mochten ihr Opfer nicht fahren lassen und kämpften noch ein wenig weiter. Sie verwundeten Ramuldu auch mehrfach leicht; aber mit der sicheren Hoffnung auf Rettung vor Augen, focht der Jüngling so gewaltig, daß sie ihm nicht viel anhaben konnten, bevor sie selbst in wilder Hast vor dem rasenden Tiere fliehen mußten. Mit einem Triumphgeschmetter stürzte der Elefant auf seinen alten Führer zu, faßte ihn sanft um die Mitte mit seinem Rüssel und hob ihn wieder auf seinen alten Sitz hinter den großen Ohren. Es war wirklich der Rajah, den Gott in dieser höchsten Not als seinen Rettungsboten gesandt hatte. Ramuldu sprach sein Dankgebet zu Jehovah, während er noch durch die Luft gehoben wurde. Dann streichelte und klopfte er den Rüssel und die Ohren seines alten Dschungel-Freundes und gab ihm die süßesten Namen auf Hindostani, und das Tier schien das alles zu verstehen. Die Menge, welche in die benachbarten Straßen und Häuser geflohen war, sah mit höchstem Erstaunen, wie der mörderische Elefant jetzt völlig zahm war und jedem Winke seines jungen Führers gehorchte.

Eine ganze Elefantenherde wurde nun sichtbar. Man hatte sie zum Baden nach dem Drontes führen wollen, als der Rajah, der sonst in letzterer Zeit ganz zahm gewesen war, noch einmal seine Wildheit zeigte. Einige

der alten indischen Gefährten waren noch bei der Herde und sie begrüßten ihren Freund Samprati mit lautem, freudigem Zuruf, während der Anführer sagte: „Der ‚Rajah‘ hat dein Leben gerettet, jetzt mußt du bei ihm bleiben. Wir ziehen in den Krieg und ich habe niemand sonst, der das bössartige Tier bändigen kann. Der König wird dich reichlich belohnen, wenn ich ihm die Umstände erzähle.“

Obwohl Ramuldu eigentlich auf Seiten der Juden kämpfen wollte, so dachte er doch, daß dieses Anerbieten der beste Weg sei, um aus seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen. Agathokles, der ihn bald aufsuchte, war derselben Meinung. Natürlich dachte er gar nicht daran, seinen jungen Freund allein gehen zu lassen. Er hatte sich entschlossen, in derselben Schwadron, in der Andronikus stand, Dienst zu nehmen, um den verzweifeltsten Burschen im Auge zu behalten. Sie wurden noch befestigt in ihrem Plan, als am nächsten Tage Andronikus mit einer Art Verhaftungsbefehl gegen Ramuldu ins Lager kam. Agathokles hielt sich verborgen; aber der Anführer der Elefanterie wollte um keinen Preis seinen besten Wärter aufgeben, den gutes Glück ihm in der höchsten Not zugesandt hatte. Als Andronikus darauf bestand, daß Ramuldu ein Jude sei, der einen Krieger des Königs erschlagen habe, lachte der General und sagte: „Dieser Jude wurde in Indien geboren, wie der ‚Rajah‘ zu jedermanns Befriedigung bewiesen hat. Was kehre ich mich an deinen Haftbefehl; wahrscheinlich hast du einen persönlichen Haß gegen den tapferen Jüngling, oder die enttäuschten Glücksspieler haben dich gedungen, ihn zu ermorden. Pack’ dich, oder ich stelle dich vor ein Kriegsgericht, weil du meuchlerisch einen meiner Elefantewärter morden wolltest. Zu meinem Lager ist nur König Antiochus über mir, und der wird

niemals seinen besten Elefanten wagen, um einem niederen Offizier zu gefallen.“ —

In Antiochien war Ramuldu's Weiben nicht, da Zehntausende ihn nun kannten und viele ihn haßten. Daher entschloß er sich, dem Heer zu folgen als Wärter des Rajah, mit der einen sogleich bewilligten Bedingung, daß sein Araber mitgehen dürfe. Agathokles brachte das Pferd und einen tüchtigen Beutel mit Gold, den sein Freund durch seinen Sieg verdient hatte. Mit der Hand an einen ähnlichen Beutel im eigenen Gürtel schlagend, sagte er: „Habe ich nicht deinem Onkel gesagt, daß ich durch deine Kraft reich werden würde? Ich habe das in Seleucia Gewonnene verdreifacht, d. h. das, was noch davon übrig war. Dionysius hat so schwere Verluste erlitten, daß er wieder mit seinem Karawanenhandel anfangen muß, wenn er jemals seine teure Freundin gewinnen will. Sie flüsterte dem Andronikus etwas ins Ohr, als sie dich auftreten sah, und du kannst dich darauf verlassen, daß der Schurke dich ferner verfolgt, denn sie wird als ein großer Fang betrachtet. Mich wundert nur, wie der Kerl dazu kam, dich als Juden zu verschreien, und zu sagen, du habest einen Königl. erschlagen. Von deinem kleinen Abenteuer in Seleucia kann er doch nichts wissen, denn weder Alexandra noch Dionysius wird gerne davon reden. Hast du irgend etwas mit Jonathan Ben Samuel zu tun gehabt, dessen Haus wir ausgeraubt fanden, als wir seines Vaters Brief abgeben wollten, und der ins Gebirge gegangen zu sein scheint?“

„Ich rettete seine Tochter aus den Händen dieses Raufboldes und tötete einen der Räuber, während du dem Gott Dionysius dienstest.“

„Und solch eine tapfere, edle Tat konntest du die ganze Zeit für dich selbst behalten! Nun wundere ich

mich nur noch, daß du dem Juden nicht ins Gebirge folgtest."

"Ich bin ihm wirklich gefolgt, aber seine Pferde waren zu schnell für meine Beine. O, wie mich verlangt, auf der Seite des Volkes Jehovahs zu kämpfen, während ich hier seinem Unterdrücker folgen muß! Bei der ersten Gelegenheit gehe ich über."

"Still, du junger Tor!" fuhr der Athener fort, tief erregt durch die Wendung, welche ihr Zwiegespräch genommen hatte. „Wie könntest du dann jemals zu deiner Mutter zurückkehren?" Der schlaue Alte hatte die weichste Saite im Herzen des Jünglings berührt. Ramuldu war eine Weile still, dann aber sagte er mit ernster Stimme: „Du magst mich einen Schwärmer und einen Toren nennen; aber als der Tod mir auf jenem Marktplatz entgegenstarrte, schrie ich inbrünstig zu Jehovah und der sandte den Rajah zur rechten Zeit. Er wird mich nicht verlassen, wenn ich mich seinem ausgewählten Volke anschließe in seinem heldenhaften Kampf um die Freiheit."

XVI.

Im Gebirge Juda.

Im Jahr 162 v. Chr. war Judas, genannt Makkabäus der Hammer, so erfolgreich gewesen, daß er sogar die griechische Besatzung auf der Burg Zion belagern konnte. Aber Griechen und abtrünnige Juden kamen zum Könige, seine Hilfe anzusuchen. Da beschloß Antiochus den zähen Aufstand mit einem Schlage zu erlöschend und zog heran mit 100,000 Mann zu Fuß, 20,000 Reissigen und 32 Kriegselefanten. Er zog durch Idumäa und belagerte Bethzura, wodurch Judas gezwungen wurde, die Belagerung der Burg Zion aufzuheben. Bei Bethzura stellte er seine paar Tausend Veteranen dem übermächtigen Heerdesheer entgegen. Durch vorige Niederlagen gewöhnt, hatten die Syrer ihre Macht diesmal sehr sorgfältig aufgestellt. Da er den Elefanten am meisten vertraute, hatte der König einem jeden der Tiere 1000 Fußsoldaten und 500 Reiter zugeteilt. Auch waren die Elefanten vor der Schlacht mit Wein und Maulbeersaft besprüht worden, um sie wild zu machen. Ein jeder trug 32 auserlesene Krieger außer dem Hindu-Wärter. Die übrige Macht stand zur Rechten und Linken der Elefanterie oder als Reserve rückwärts im Gebirge.

Als die Sonne aufging und auf die goldenen Schilde der Feinde schien, da erschien es den Juden, als ob das Gebirge in Flammen stehe. Der „Majah“ war bei weitem der größte Elefant und Hannibald war sein Führer. Wie sein Herz brannte, als er die kleine Heldenchar der Juden heranstürmen sah gegen eine solch verzweifelte Uebermacht! Die meisten derselben trugen nicht einmal Helme oder Schilde, sondern bloß ihre Schwerter.

„Nur ihr Glaube kann ihnen solch übermenschlichen Mut verleihen,“ dachte Ramuldu, alles um sich her vergessend beim Anblick ihres Anlaufs. Seines Obersten Stimme mußte ihn an seine Pflicht erinnern, den Rajah vorwärts zu treiben. Der Ansturm der Juden war so wütend, daß die griechische Infanterie und Kavallerie zurückfiel und bei der Elefanterie Schutz suchte. Vor dieser scheuten selbst die sonst unerschrockenen Begleiter des Maktabäus einen Augenblick zurück. Plötzlich aber sah Ramuldu einen großen, starken Juden stracks auf den „Rajah“ zustürmen, rechts und links mit mächtigen Streichen seinen Weg bahrend und viele Krieger des Königs erschlagend, bis er nahe bei dem Elefanten stand. Ramuldu war so voll Bewunderung für den Mut und die Kraft dieses Mannes, daß er ganz vergaß, sein Tier zum Angriff zu treiben. Die Krieger in dem Turm versuchten den Mann mit Pfeilen und Speeren zu erschießen, konnten ihm aber, so lange er gerade vor dem Elefanten war, nicht wohl beikommen. Mit mächtigem Satz entging derselbe dem Rüsselschlag des Tieres, dann stieß er ihm von unten her sein Schwert bis an den Griff in den Riesenleib. Das tödlich verwundete Tier fiel brüllend auf die Seite, tötete seinen Angreifer und viele der Soldaten im Turm, und richtete in diesem Teil des Schlachtfeldes eine große Verwirrung an. Diese machten sich die Juden schnell zu Nutz und erschlugen Hunderte an dem Ort. Doch war ihnen die Macht des Königs auf diesmal zu stark; nachdem sie 600 Feinde erschlagen hatten, brach Judas flüchtig die Schlacht ab und brachte sich mit seinem kleinen Heer in Sicherheit.

Ramuldu hatte sich gerettet. Sowie er den „Rajah“ zittern und schwanken fühlte, machte er wieder einen solchen Sprung wie den, der seinen Vater gerettet hatte, und so entkam er mit heiler Haut.

Da der jüdische Angriff abgeschlagen war, so rühmten sich die Griechen des Sieges, aber eine entschlossene Verfolgung wagten sie dennoch nicht. Zu oft hatte Judas ihnen bei ähnlichen Gelegenheiten eine Falle gelegt. So folgte ihm nur die Reiterei, um zu erfahren, welchen Weg er genommen habe. Da er sich zur Seite ins Gebirge geschlagen hatte, so beschloß der König geradewegs auf der nun offenen Straße nach Jerusalem weiter zu marschieren.

Der General der Elefanterie war sehr erzürnt, seinen besten Elefanten verloren zu haben, noch dazu durch die Hand eines einzelnen Mannes. Er schalt die Soldaten, daß sie den Mann herankommen ließen, und er schalt Kamuldu, daß er sein Tier nicht besser angefeuert hatte. „Wenn der König davon hört, mag es dir schlimm ergehen.“ Mit diesem Abschiedsgruß entließ er unseren Selden, der eine schlaflose Nacht verbrachte. Er wußte, daß er seine Pflicht nicht gethan hatte, und er bereute es nicht. Sein ganzes Herz häuimte sich dagegen auf, diesen tyrannischen Griechen bei der Unterdrückung der treuen und tapferen Nachfolger Jehovahs zu helfen. „Ich muß bei der ersten Gelegenheit fliehen, womöglich noch diese Nacht,“ sagte er zu sich selbst. „Mein Gewissen quält mich mehr und mehr, daß ich gegen Gottes Volk kämpfe. Bleibe ich hier, dann komme ich so wie so bald in Gefahr, denn ich kann nicht tun, was diese Leute von mir verlangen. Nur von meinem Freunde Agathokles muß ich erst Abschied nehmen, aber wo finde ich ihn jetzt mitten in der Nacht?“

In dem Augenblick drang ein leises Rascheln an sein Ohr und sich auf seinen Ellbogen erhebend, gewahrte er eine dunkle Gestalt im Lager herumkriechend und den Schlaferten ins Gesicht schauend. Er faßte seinen Dolch, als die Gestalt sich ihm nahte, denn er dachte an An-

Andronikus, erkannte aber zu seiner großen Freude das Antlitz seines Freundes, an den er soeben gedacht. Sich neben ihn niederlegend, flüsterte derselbe ihm ins Ohr: „Andronikus schwört, daß er gesehen habe, wie du den Juden verräterische Zeichen machtest, daß du mitwillig den ‚Rajah‘ geopfert und daß er dich am Morgen vor den König schleppen wird. Finden sie den Brief Samuels, dann bist du verloren. Willst du dich in die Höhle des Löwen wagen, dann gib mir den Brief nebst deinen Zimeln, denn sie würden behaupten, du habest dieselben von Jonathan Ben Samuel empfangen für deinen Verrat. Doch so sehr es mich auch schmerzt, dich gehen zu lassen, so rate ich dir nun selbst, deinen Araber zu nehmen und aus dem Lager zu entfliehen, sobald du den Weg sehen kannst. Die Juden haben sich zur Rechten ins Gebirge gewandt, wie wir sahen, als wir ihnen folgten. Reite westwärts bis zum nächsten Dorf und wende dann nach Norden. Dein Brief an Jonathan wird deine beste Empfehlung sein bei den Juden. Einmal außer dem Bereich der Pfeile der Wachen, bist du ziemlich sicher, denn wenige Pferde nehmen es mit deinem Araber auf.“

Der Athener schwieg; Namuldu aber ergriff seine Hand mit warmem Druck und antwortete: „Ich werde gehen, aber du mußt mit. O, daß du mit mir an Jehobah glauben könntest! Hat nicht die unvergleichliche, übermenschliche Tapferkeit seines Volkes dich begeistert?“

„Sie hat mich mit der höchsten Bewunderung erfüllt; dennoch kann ich dich nicht begleiten, denn ich bin überzeugt, daß all ihr Geldemut verschwendet ist. Sollten sie wirklich die ganze syrische Macht bestehen, so würde das mich fast von der Wahrheit deines Wortes überzeugen, daß ihr Mut übermenschlich ist. Doch jetzt müssen wir scheiden. Du bist der beste Freund, den ich je ge-

habt, mein Junge, und es will mir fast das Herz brechen, dich unter diesen Umständen zu verlassen.“ Der alte Knabe schluchzte, als er dieses sagte, welches Ramuldu so ergriff, daß er ihn küßte und sprach: „Du bist der allerbeste und getreueste Freund, wie deine Warnung aufs neue zeigt. Ich selbst dachte eben schon an Flucht und bekümmerte mich, wie ich dich finden sollte. So müssen wir denn scheiden, wenn du nicht mitgehen kannst. Aber wir werden uns wiedersehen. Behütet der Herr mein Leben, so gedenke ich in etwa zwei Jahren nach Indien zurückzukehren und du sollst natürlich mein Führer sein. Gehe nach Seleucia, sobald du das Meer verlassen kannst; bei meinem Oheim wollen wir uns treffen. Hier ist dein Reisegeld, denn du gehst in meinen Diensten. Wie sollte ich ohne dich Indien jemals wiedersehen und meiner teuren alten Mutter beistehen! Ich bin gewiß, Jehovah hat dich mir zum Beschützer und Leiter gesandt.“

Aber der Athener rührte das Geld nicht an. „Ich wollte, wir wären schon zusammen auf der Reise nach Indien, anstatt hier vor der bitteren Trennung zu stehen,“ meinte er. „Aber denkst du, ich würde meinen besten Freund berauben, wenn er des Geldes mehr bedürfen mag als ich?“

Ramuldu drang weiter in ihn: „Ich selbst bedarf sehr wenig, während ich weiß, daß du ziemlich viel bedarfst, um das Leben angenehm zu finden. Seit ich Antiochien verließ, nahm ich nur ein Goldstück aus diesem Beutel. Außerdem habe ich ja noch etwas Geld von Seleucia und jene Juwelen meines Großvaters.“

Dennoch wollte Agathokles keine Gabe annehmen, obwohl er zugab, daß das in Antiochien gewonnene Geld fast alle war. Sinnend fügte er hinzu: „Ich fürchte, der alte Samuel hat auch darin recht, wenn er das Wetten für Unrecht hält; es scheint wenigstens kein Glück auf

solchem Gelde zu ruhen: denn wie gewonnen, so zerronnen.“

„Es ist keine Gabe,“ sagte Ramuldu abermals, „sondern die erste Anzahlung auf dein Reisegeld. Hiermit dinge ich dich als meinen Karawanenführer.“ Das schien dem Alten annehmbar zu sein, dennoch sagte er: „Zu dem Zweck enthält der Beutel viel zu viel; ich mag einen solchen braven jungen Kerl, wie du bist, nicht berauben.“

„Dann nimm dir so viel, wie du für recht hältst.“

„Gut, ich nehme die Hälfte, und wenn ich nicht zeitig nach Selenicia komme, dann kommt das daher, daß ich nicht mehr am Leben bin.“

Endlich schieden sie unter Tränen nach einer langen Umarmung. Der Athener kroch zurück nach seinem Lager und Ramuldu hinüber zu seinem Araber, um ihn zu füttern und zu tränken vor dem Morgenrot.

Er war sich der Gefährlichkeit seines Unternehmens wohl bewußt; aber er entrann einer verhassten und gefährlichen Lage, um dem Volke Gottes zu helfen, wonach sein Herz sich längst gesehnt. Dort unter dem Sternenzelt kniete er nieder neben seinem Araber und schüttete sein Herz aus vor Jehovah. Er betete für seine Mutter und seinen Großvater, dankte dem Herrn für seinen bisherigen Schutz und Schirm, und flehte um ein glückliches Entrinnen von den Griechen, eine freundliche Aufnahme bei den Juden und ein fröhliches Wiedersehen mit seinem Freunde Agathokles. Noch ein anderes Gebet war in seinem Herzen, um ein Zusammentreffen mit Jonathan und seiner schönen Tochter; doch wagte er nicht, dieses auszusprechen, so persönlich und selbstsüchtig erschien es ihm. — Gestärkt erhob er sich, sattelte sein Pferd, hing Schwert, Bogen und Köcher um, faßte seinen Schild, saß auf und ritt leise aus dem Lager, als eben die ersten sanften Strahlen der Morgenröte die höchsten Lüfte ver-

goldeten. Das Lager war noch ruhig; nur hier und da war schon ein Diener auf, um das Morgenbrot für seinen Herrn zu bereiten. Gerade vor Ramuldu lag die Reiterchar des Andronikus und seine Leute waren auf Wache vor diesem Teil des Lagers. Das Herz des Jünglings klopfte hörbar, als er an dem Zelte seines Todfeindes vorbei mußte. Zum Glück waren die Leute alle sehr ermüdet von der Arbeit des vorigen Tages und niemand rührte sich. Da aber weckte plötzlich Trompetengeschmetter die Schläfer. Ramuldu erbehte, denn er hatte dies erst eine halbe Stunde später erwartet, da ihm der besondere Befehl eines frühen Aufbruchs nicht bekannt war. Ueberall erhoben sich die Krieger gähnend und sich streckend, aber sofort munter, als sie den Reiter auf dem mondweißen Pferde in ihrer Mitte erblickten. Sie waren dem „Rajah“ lange genug gefolgt, um den herrlichen Araber zu kennen. Sie erinnerten sich der Worte ihres Hauptmanns am vorigen Abend und einer schrie augenblicklich: „Da flieht der Hindu Verräter! Haltet ihn fest! Schießt ihn tot!“

Ramuldu beugte sich über den Nacken seines Pferdes, redete zu ihm und schoß im nächsten Augenblick dahin wie ein Pfeil. Aber hinter sich vernahm er die Stimme des Andronikus über all dem Lärm: „Zu Pferde, allesamt! fangt den Verräter!“ Andronikus selbst war der erste im Sattel und auch er ritt ein schnelles Araberross. Obgleich Ramuldu zwei oder drei Minuten Vorsprung hatte, so vertraute der Verfolger auf seine Reitkunst und einen glücklichen Schuß. Die Pfeile, welche dem Flüchtling aus dem Lager nachgesandt wurden, erreichten ihn nicht; aber einer der Vorposten traf ihn in die linke Schulter, eine schmerzhaftende Wunde verursachend. Zum Glück wurde sein Pferd nicht verletzt und so durfte er hoffen zu entkommen, wenn der Pfeil auch in der Schulter steckte.

Als die Dunkelheit aus dem Thal, das er durchjagte, wich, erblickte er den Offizier in einiger Entfernung hinter sich, weiterhin gefolgt von einer Anzahl Reiter. Nach zehn Minuten folgte der Feind noch im selben Abstand. Darüber grämte Ramuldu sich nun nicht sonderlich, denn wenn sie so weiter galoppierten, mußten sie bald auf die jüdische Armee stoßen und das würde Andronikus gewiß nicht wagen. Andronikus seinerseits konnte gar nicht begreifen, warum er, einer der am besten berittenen Offiziere der Armee, diesen Hindu Elefantentreiber nicht einholen könne. Aber er sah den Pfeil in des Feindes Schulter und einen sehr steilen hohen Berg in der Ferne. Dort hoffte er nahe genug für einen sicheren Schuß heranzukommen. Seine Rechnung stimmte nur zu gut. Ramuldu mußte im Erflimmen dieses Berges bedeutend langsamer reiten, während Andronikus im rasendsten Galopp herannahnte. Am Fuße des Berges zügelte er sein dampfendes Roß, zielte sorgfältig und traf Ramuldus Pferd in den Oberschenkel. Das Bäumen seines treuen Tieres erzählte Ramuldu, was geschehen, und ein heiseres Gelächter von unten bestätigte den angerichteten Schaden. Vom Pferde springend, ging Ramuldu mit seinem großen griechischen Schilde auf dem Rücken hinter dem Tier her, bis er die Höhe des Passes überschritten hatte. Ein zweiter Pfeil des Andronikus prallte ab am Schilde und der Offizier, nun gewiß, den Flüchtling einholen zu können, erwartete die Ankunft seiner fünf Leute, die allein ihm hatten folgen können. Obgleich er keineswegs ein Feigling war, hatte er doch zu viel von der Kraft und dem Mut des Hindu gesehen, um sein Leben leichtsinnig gegen denselben zu wagen. Zusammen ritten die sechs dann bergan, die Schilde vorhaltend, obwohl sie kaum glaubten, daß der Jüder sich zum Kampfe gegen sie alle stellen würde.

Ramuldu hatte sich kaum in vorläufige Sicherheit gebracht, als er mit verzweifltem Mut den Pfeil aus seiner Schulter riß. Dann sprang er hinter einen Felsen zur Auschau. Als er sah, daß Andronikus auf seine Leute wartete, nahm er hastig etwas Leinen aus seinem weiten Gürtel, bestrich es mit der Salbe, welche sein Großvater ihm gegeben und band es auf die Wunde so gut er vermochte. Die Binde stillte das Blut und kühlte die Wunde. Dann legte er seinen Köcher, mit zwei Duzend Pfeilen gefüllt, vor sich auf den Felsen und faßte seinen starken indischen Hornbogen. Er versuchte ihn zu biegen; die Wunde schmerzte schrecklich, aber er biß die Zähne zusammen und sagte mit grinnem Entschluß: „Es geht!“ Als er dann aber hinter seinem Felsen lag und die nahenden Todfeinde betrachtete, stiegen weichere Gedanken in ihm auf, vielleicht verursacht durch den stechenden Schmerz. Er fühlte sich einsam und verlassen hier in dieser Gebirgswildnis. Sollte es denn immer sein Los sein, also wie ein Tier des Waldes gehegt zu werden? Seit seiner frühesten Jugend war es so gewesen, er wußte nicht warum. Bald aber wurde dieser traurige Gedanke verdrängt von dem anderen, daß eine gütige Vaterhand ihn bisher stets geleitet und aus allen Gefahren erlöst habe. Da wurde seine Seele erhoben zu dem großen Gott, an den er glauben gelernt und für dessen Volk er nun streiten wollte. „O Gott,“ betete er, „du hast mich bisher wunderbar geführt, verlaß mich auch jetzt nicht in meiner Not, sondern rette mich vor meinen Feinden und bringe mich endlich heim zu meiner lieben Mutter. Ich weiß, sie betet für mich, vielleicht in diesem Augenblick; höre ihr Gebet und das meine, obwohl ich nur ein armer, unwürdiger Hinduknabe bin. Zeige mir aufs neue deine Hilfe wie dort in Antiochien, wo ich in größerer Gefahr war als hier.“

Das Gebet beruhigte Seele und Nerven. Er war wirklich schon in größerer Gefahr gewesen. Von dieser vorteilhaften Stellung konnte er mit seiner Bogenkunst wohl hoffen, all die Feinde dort unten zu bestehen. Die Männer waren von ihren Schilden bedeckt, aber er wußte schon, wie er sie aufdecken konnte. Er wartete, bis sie auf Schußweite herangekommen waren; dann nahm er seinen ersten Pfeil, spannte den Bogen, trat ein wenig hinter seinem Felsen hervor und sandte den gesiederten Todesboten dem Pferde des Hauptmanns mitten in die Stirn. Das Pferd überschlug sich, doch sein Reiter entkam durch seine Gewandtheit und schrie seinen Leuten zu, den Berg hinan zu stürmen und den Verräter niederzumachen. Der Schrei war sein letzter, während er sich niederbeugte, um seinen Schild aufzuheben, durchbohrte Ramulduß zweiter Pfeil sein Herz. Seine fünf Leute folgten jedoch seinem letzten Befehl; aber die Pfeile des Jnders kamen so schnell und mit solcher unfehlbaren Sicherheit, daß drei weitere Pferde gefallen waren, bevor sie bis auf 50 Fuß an die Höhe herangekommen waren. Einer der Männer war beim Fallen schwer verletzt, die zwei anderen griffen zum Bogen. Die beiden übrigen Reiter mochten nicht weiter anreiten gegen diese schrecklichen Pfeile, sondern sprangen von ihren Pferden, stellten sich hinter dieselben und fingen gleichfalls an zu schießen. Eben hatte Ramulduß sechster Pfeil das fünfte Pferd zu Fall gebracht, als ein Pfeil seinen Hals streifte, daß es blutete und er hastig hinter seinen Felsen zurücksprang. Eine Weile rührte sich niemand. Obwohl Ramulduß der beste Schütze war und die beste Stellung inne hatte, konnte er die Männer, die jetzt alle hinter den gefallenem Pferden oder Steinen gedeckt lagen, doch nicht erreichen, zumal er keine Zeit zu ruhigem Zielen hatte. Einer der Verfolger schlug vor, hinter ihren

Schilden den Berg hinaufzuziehen, doch ein anderer sagte: „Wir wollen ihn lieber ermüden; er und sein Pferd sind beide schwer verwundet. Wir können das Stillliegen länger aushalten als er, und unsere Kameraden kommen bald nach. Er ist solch ein Meisterschütze und daneben ein so riesenstarker Mann, daß gewiß noch mehrere ins Gras beißen müßten, ehe wir ihn mit Gewalt bezwingen könnten.“

Er hatte recht geraten. Die Schmerzen in der Schulter waren beinahe unerträglich geworden, als er seinen Bogen sechsmal schnell hintereinander gespannt hatte. Er war fast ohnmächtig vor Schmerz. Dabei brannte die Sonne Palästinas auf ihn herab und seine Zunge klebte an seinem Gaumen vor Durst. Ein Stück Brot hatte er mit sich genommen, aber kein Wasser, da er hoffte im nächsten Dorfe seinen Durst löschen zu können. Ein leises, schmerzvolles Wiehern seines Arabers erinnerte ihn daran, daß der Pfeil noch immer im Fleisch des armen Tieres steckte. Da der Feind sich nicht rührte, so kroch er leise hin zu dem Pferd, entfernte vorsichtig den Pfeil und legte seine Heilsalbe auf die Wunde. Ein zweites Wiehern dankte ihm für die Erleichterung, dann war alles wieder still.

Die körperlichen Qualen Ramuldu's wurden immer stärker; doch eine große Staubwolke im Osten, die den Mumarich der königlichen Armee verkündete, ließ ihn zuerst an weitere Flucht denken. Er warf einen langen Blick auf seinen Araber, als wolle er dessen noch übrige Kräfte messen, dann faßte er seinen Bogen, trat plötzlich hinter seinem Felsen hervor und erschoss das letzte feindliche Pferd. Kaum war er wieder zurückgetreten, so sausten auch schon vier Pfeile dicht an ihm vorbei. Dann sprang er in den Sattel und ritt davon, so schnell sein verwundetes Roß ihn tragen konnte. Eile tat auch

not, denn beim ersten Hufschlag des Arabers sprangen die Feinde auf und vier Bogen waren auf Ramuldu gerichtet, ehe er ganz außer Schußweite war. Doch waren die Männer zu aufgereggt, um sorgfältig zu zielen, und er entging glücklich den Pfeilen. Nun gaben sie die Verfolgung auf, wie Ramuldu erwartet hatte. Er dankte Gott für seine Rettung und kam bald zu dem Dorfe, von dem Agathofles gesprochen hatte. Alar lag der Weg vor ihm, den Judas genommen hatte, doch dahin zog es ihn Augenblicklich nicht. Seine Augen sowohl wie die seines Tieres spähten nach dem Dorfbrunnen, und sein heiserer Zandzer vermischte sich mit einem frohen Wiehern des Rosses, als derselbe endlich vor ihnen auftauchte. Aber grausame Enttäuschung wartete ihrer; die verzweifelten Juden hatten ihre eigenen Brunnen zugeworfen, um den Marsch des königlichen Heeres zu hemmen.

Der Mut von Roß und Reiter sank; mühsam verfolgten sie den Gebirgspfad. Die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf sie herab und in Ramuldus Adern begann das Wundfieber zu rasen. Er erkannte, daß völlige Erschöpfung bald eintreten würde, wenn sie kein Wasser fanden. Eine Weile hatte er versucht, zu Fuß zu gehen, um sein treues Tier zu schonen; er merkte aber bald, daß er selbst schwächer war als das Pferd. Als nun der Gebirgspfad auch noch sehr steil wurde, fing das letztere an heftig zu schnaufen und Ramuldu fühlte seine Sinne schwinden. Mit einer letzten Anstrengung rutschte er aus dem Sattel und taumelte in den Schatten eines hohen Felsens, dann brach er ohnmächtig zusammen. „Meine arme, arme Mutter!“ — Dies waren seine letzten Worte.

Wie lange er da gelegen, konnte er nicht sagen, als ein lautes Wiehern seines Arabers, der gleichfalls den Schatten aufgesucht hatte, ihn aufweckte. Wirren Bli-

des schaute er auf vier Männer, die da vor ihm standen und in einer unbekannten Sprache mit einander redeten. „Es müssen Juden sein,“ dachte er, als sein Bewußtsein langsam wiederkehrte; doch jeder andere Gedanke wurde augenblicklich zurückgedrängt durch den furchtbaren Durst, der ihn verzehrte. Seine Zunge war schon so angeschwollen, daß er nur schwer reden konnte, dennoch flehte er hörbar: „Wasser! Wasser!“ Um Gottes willen gebt mir zu trinken!“ Aber die finster blickenden Männer verstanden sein Griechisch nicht, schienen sich auch nicht um seine flehenden Blicke und sein Zeigen auf die Lippen zu kümmern. Vielleicht hatten sie auch selber kein Wasser bei sich. Sie wußten offenbar nicht, was sie aus ihm machen sollten. Daß er ein Syrer war, wahrscheinlich ein syrischer Kundschafter, schien klar genug aus seiner Kleidung und seinen Waffen hervorzugehen. Aber wie kam er hierher in die Nähe ihrer Bergfeste mit seiner Wunde? Hätte einer der Thrigen ihn niedergeschossen, so hätte er ihn gewiß nicht lebend hier liegen lassen, zumal mit seinen schönen Waffen und seinem prächtigen Pferd. Endlich hoben drei der Männer ihn auf und trugen ihn die Felsen hinauf, während der vierte mit dem wunden Pferde folgte. Bald öffnete sich der steile Gebirgspfad in ein liebliches Thal von einem munteren Quell bewässert. Aus den Höhlen in den Seiten der Berge liefen eine große Anzahl Männer, Weiber und Kinder ihnen entgegen. Der erste, der herankam, war ein großer, grimmig dreinschauender Krieger, der ein Anführer zu sein schien. „Wen bringt ihr da?“ schrie er die Männer an; „einen syrischen Kundschafter? Warum habt ihr euch die Mühe genommen, den die Felsen herauf zu schleppen? Ich hätte den Heiden sofort wie einen Hund totgeschlagen.“

Zu diesem Augenblick erspähte Ramuldu den mur-

melnden Quell und darauf hinweisend, flüsterte er mit seinem letzten Atem: „Wasser! Wasser!“ Ein rauhes Gelächter des großen Kriegers zeigte, daß er ihn wohl verstanden habe; aber sein Schwert ziehend, brüllte er ihn auf Griechisch an: „Nicht kaltes Wasser, sondern kalten Stahl will ich dir geben, du Sohn Belials!“

Erbarmungslos hätte er des Gefangenen Brust durchbohrt, hätte nicht eben jetzt ein lauter weiblicher Schrei seine Aufmerksamkeit erregt. Eine Jungfrau, schön an Gestalt und Antlitz, brach sich Bahn durch die Menge, kniete nieder neben Ramuldu, breitete schützend ihre Arme über ihn aus und rief mit bebender Stimme: „Er hat mich aus den Händen der Räuber errettet, er soll nicht sterben!“

Ihre Worte und Geberden machten tiefen Eindruck, und die Männer, die ihn herausgetragen, fühlten sich reichlich belohnt für ihre Mühe. „Dann ist er ein griechischer Flüchtling, der sich dem Volke Gottes anschließen will. Das erklärt auch seine Wunde und sein Irren im Gebirge,“ meinte einer von ihnen. Aber der große Krieger, in dessen Augen das unheilige Feuer der Eifersucht nun die Blut der Vaterlandsliebe verdrängte, ergriff mit seiner Linken das Mädchen am Arm und versuchte sie mit Gewalt hinwegzureißen, indem er wütend schrie: „Schande über eine Tochter Israels, die sich also weg wirft an einen heidnischen Rundschafter!“

Wieder hob er sein Schwert; aber das starke Mädchen riß sich von ihm los, warf sich über den Verwundeten und rief: „Erst mußt du mich töten!“ Niemand konnte sagen, wie der Kampf um das Leben unseres Helden geendet hätte, denn alle übrigen Männer schienen sich vor dem großen Krieger zu scheuen. Da aber durchdrang plötzlich eine strenge, befehlende Stimme all den Lärm: „Friede da! Wer wagt es, im Zufluchtsort der

Getreuen Jehovahs einen Streit zu erregen?“ Es war der Vater der Jungfrau, Jonathan Ben Samuel, der also sprach. Er war von Antiochien geflohen und nun einer der zuverlässigsten Hauptleute des Makkabäers. „Ich will einem heidnischen Spion seinen verdienten Lohn geben, und deine eigene Tochter hält es mit dem unbeschnittenen Sunde,“ rief der große Krieger.

Immer noch knieend und ihre beschützenden Arme über Ramuldu haltend, sagte Stoffa: „Vater, dies ist der Jüngling, der mich in Antiochien errettet hat; er kann kein heidnischer Randschaffer sein, sondern kommt, sich dem Heere Israels anzuschließen.“ — Wie um eine Bestätigung ihrer kühnen Verteidigung von seinen eigenen Lippen zu erlangen, schaute sie nun zum erstenmal aufmerksam in das Antlitz des Jünglings. Wie erschrak sie da über diesen jammervollen Blick, diese verichmachteten, blutenden Lippen, diese dick geschwollene Zunge. Er bewegte die letztere, aber sie konnte keinen Laut vernehmen, bis sie ihr Ohr ganz nahe zu seinen Lippen neigte. Dann lief sie hinweg zu ihrer Höhle, ohne ein Wort zu sagen, daß alle ihr verwundert nachschauten. Aber schon im nächsten Augenblick kehrte sie zurück mit einer Kürbischale, füllte sie am Quell, eilte zurück so schnell ihre Füße sie nur tragen konnten, kniete nieder und hielt das Gefäß an des Jünglings Mund. Ramuldu hatte seine letzte Kraft angewandt, um sich auf den Ellbogen zu erheben. Er trank zuerst sehr langsam, denn er konnte kaum mehr schlucken; aber er nahm seine Lippen nicht von der Schale, bis der letzte Tropfen des kostbaren Inhalts ausgeleert war, während Stoffa mit unaussprechlichem Mitleid und freudebebend ihm zuschaute. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust; sein Blick tauchte sich in unaussprechlichem Dank in den Stoffas, dann schlossen sich die Lider und sein

Haupt wäre schwer zu Boden gefallen, hätten nicht des Mädchleins Hände es aufgefangen und in ihrem Schoß gebettet. „Er ist verwundet, Vater,“ mit diesen Worten brach Mofsa das tiefe Schweigen, welches auf den großen Lärm gefolgt war; „trag ihn aus der Sonne und verbinde ihn, daß er nicht sterbe.“

Der große Krieger, kein anderer als Soloms, der Jonathan in jener Schreckensnacht aus Antiochien gefolgt war, stand da mit bösem Blick, als er sah, wie die Jungfrau den Fremdling pflegte. Ihre Schönheit und ihres Vaters Geld waren die eigentlichen Quellen seiner plötzlich aufsprudelnden Vaterlandsliebe gewesen. In der reichen Stadt hatte er keine Aussicht gehabt, diesen reichen Preis zu gewinnen; hier im Gebirge, als Rufer im heiligen Streit, konnte er eher darauf rechnen. Die Geschichte von dem fremden Jüngling, der das Mädchen gerettet hatte, war ihm gleich unangenehm gewesen; als jetzt der Held ihrer jugendlichen Träume wirklich erschien, da brach seine Eifersucht lodernnd hervor.

„Ich werde keinen Finger rühren, um den Feind des Herrn zu retten,“ murkte Soloms im Fortgehen. Jonathan aber, von höchster Dankbarkeit erfüllt gegen den Mann, der ihm sein Tensestes auf Erden gerettet hatte, dankte dem Herrn für diese Gelegenheit, dieselbe zu beweisen. Er saßte selbst mit an, trug Ramuldu in seine kühle Grotte, verband seine Wunde und pflegte seiner so gut er konnte. Das Fieber brach nun heftig aus und der Jüngling redete irre, doch in einer unbekannten Sprache. Die ganze Nacht hindurch wurde Mofsa nicht müde, ihre Kürbisschale am kühlen Quess zu füllen, die fieberheiße Stirn Ramuldus zu kühlen und ihm den belebenden Trank zu reichen. Sie kam nie umsonst mit ihrer Schale. Troß seines Deliriums trank der Wunde jedesmal, wenn das Wasser seine Lippen berührte, und es war schwer zu

sagen, wer die größere Wonne von den tiefen Zügen empfing, die Gebende oder der Nehmende. Gegen Morgen fiel er endlich in einen ruhigen Schlaf und der Vater sagte zu ihrer unaussprechlichen Freude: „Jetzt ist die Gefahr vorüber, jetzt wird er bald genesen. Es war mehr vollständige Erschöpfung, die Wunde selbst ist nicht so schlimm. Leg' dich nieder, mein Kind, du bedarfst der Ruhe. Ich hoffe nur, daß du recht geraten hast, denn wäre er wirklich ein Mundschafter, so könnte ich ihn kaum retten. Er sieht nicht aus wie ein Grieche, vielmehr wie einer jener indischen Elefantenführer, obwohl er blaue Augen hat. Vielleicht wurde er in den Dienst gepreßt und ist entflohen. Doch laß uns jetzt schlafen gehen; einstweilen bedarf er keiner Pflege.“

Der milde Vater war in wenigen Minuten fest eingeschlafen; Atossa aber konnte nicht einschlafen, obwohl sie dem Vater gehorchte und sich auf ihr Moosbett in der Tiefe der Grotte niederlegte. Sie mußte auf die Atemzüge des verwundeten Jünglings lauschen und für seine Rettung beten. Der Gedanke, daß er ein Spion sein könne, beunruhigte sie nicht einen Augenblick. Wie konnte dieser schöne Jüngling, den sie zuerst für einen Engel Gottes gehalten, und der gewiß ein Bote Gottes gewesen war, um sie zu erretten, wie der Vater selbst gesagt hatte, — wie konnte der ein heidnischer Spion sein? Sie dachte an die Schrecken jener Nacht, und an die Wunderwege Gottes, auf denen er nun sie zur Retterin ihres Retters gemacht hatte.

Da sie doch nicht mehr einschlafen konnte, erhob sie sich bei Tagesanbruch, um ihr Antlitz im frischen Quell zu baden. Sie blieb ziemlich lange dort, ordnete Haar und Kleid und schaute häufig in den krystallklaren Wasserpiegel, um den Erfolg ihrer Bemühung zu sehen. Niemals, seitdem sie die Stadt verlassen, hatte sie ihrer

äußeren Erscheinung so viel Aufmerksamkeit geschenkt. Endlich, als es sich in dem stillen Thal zu regen begann, kehrte sie zu ihrer Felsenwohnung zurück. Der Fremdling schlief immer noch fest, und im Morgenlicht konnte sie nicht umhin zu bemerken, wie schön er sei, trotzdem seine von Natur bräunlichen Wangen jetzt blaß waren. Sie setzte sich in den Eingang der Höhle und betrachtete bald das schöne Thal, bald den schönen Schläfer. Sie versuchte ehrlich länger auf die Schönheit da draußen zu schauen als die da drinnen, hatte aber irgendwie nur geringen Erfolg in ihrem Bemühen. Sie versuchte sich selbst einzureden, daß es nur die Dankbarkeit sei, die ihre Augen so lange auf den Jüngling gebannt hielt, fürchtete sich aber die heikle Frage zur Entscheidung zu bringen. Plötzlich rührte sich der Fremdling, sie erschrak, wurde rot und wandte sich ab. Längere Zeit wagte sie nicht, sich nochmals umzuschauen; als sie es endlich tat, blickte sie geradewegs in die offenen Augen des Jünglings, die jetzt nicht mehr wild und fieberisch dreinschauten, sondern ruhig und klar und glücklich. Ja, glücklich! Als er erwachte, sah er die Gestalt des lieblichen Mädchens, von dem er soeben so süß geträumt, gerade vor sich in der Oeffnung der Felsengrotte, wie die ersten Sonnenstrahlen mit ihren dunklen Locken spielten. Er konnte sie nur von der Seite sehen, vermochte aber dennoch den Blick nicht hinweg zu wenden. Fast fürchtete er, das Ganze möge nur eine liebliche Erscheinung sein, eine Fortsetzung seines schönen Traumes. Doch ein tiefes Atmen ließ ihn seine Augen dahin wenden, wo Jonathan lag und nun war alles klar und wahr. Er fühlte sich noch schwach, hatte aber keine Schmerzen; der liebliche Anblick da vor ihm ließ ihn seine Wunde ganz vergessen. Er wünschte, das Mägdlein möchte ihr Gesicht ihm zuwenden, und als ob sein Wunsch ihr Befehl gewesen, tat sie dieses im näm-

lichen Augenblick. Doch es war auch nur auf einen Augenblick. Als sie die Augen des Jünglings auf sich ruhen sah, erröthete sie aufs tiefste und erhob sich schnell, um den Vater zu wecken. Doch Ramuldu, noch zu schwach, um sich aufzurichten, streckte seine rechte Hand nach ihr aus und sprach zu ihr, nachdem sie zögernd ihre schlanken Finger in dieselbe gelegt hatte: „Du hast mein Leben gerettet, Atossa, laß mich dir danken.“ — Sie erröthete aufs neue und sagte dann mit bebender Stimme: „Du hast zuerst mein Leben gerettet, indem du das deine wagtest. Ich bin so froh, daß ich dir ein Klein wenig dienen konnte. Aber woher kennst du meinen Namen?“

„Es ist der Name meiner theuren Mutter im fernen Indien. Er traf mein Ohr und mein Herz, als deine Mutter in Verzweiflung nach dir schrie; da konnte ich ja gar nicht anders, ich mußte dir helfen. Aber ich lernte deinen Namen schon vorher kennen bei deinem Großvater Samuel in Babylon, von dem ich auch einen Brief für deinen Vater bei mir trage.“

Ihr freudiges Erstaunen über diese Worte war so groß, daß sie ihm kein Wort erwidern konnte. Zu dem Vater eilend und ihn weckend, sagte sie in höchster Erregung: „Vater, der verwundete Fremdling kommt von Babylon und bringt einen Brief vom Großvater.“

Jonathan schnellte in die Höhe; sein Erstaunen war so groß wie das seines Kindes. Er las den langen Brief, den Ramuldu aus seinem Busen genommen hatte, dann sagte er feierlich: „O Herr, Herr, deine Wege sind wunderbar! Jetzt bedrücken die Worte meines frommen Vaters mein Gewissen nicht mehr. Ich danke dir auch, daß du diesen Jüngling aus allen Gefahren glücklich errettet hast und bitte dich, ihn in die volle Wahrheit zu leiten, wonach seine Seele sich sehnt.“ Er hätte gerne sogleich Hunderte von Fragen gestellt, aber Atossa erinnerte ihn

leise daran, daß der Jüngling noch sehr schwach sei. So sagte ihm Ramuldu nur seinen Namen und sprach seine Absicht aus, für das Volk Gottes zu kämpfen, dann durfte er wieder ruhen, und das war nötig, denn die kleine Anstrengung hatte ihn schon sehr erschöpft. Nach einem letzten langen Blick auf das schöne, mitleidige Antlitz seiner jungen Wärterin faltete er seine Hände und schloß seine schweren Lider, während ein glücklicher Ausdruck sich über seine Züge verbreitete und seine Lippen auf Sindoistanisch murmelten: „Endlich daheim!“

Unter der zarten Pflege von Vater und Tochter erholte sich Ramuldu schnell. Das ganze kleine Heer des Judas Makkabäus freute sich über den Anschluß eines so starken und tapferen Mannes, der dem Feinde bereits so großen Schaden getan hatte und der vom fernen Osten her zum wahren Gott gekommen war. Nur einer freute sich nicht, der grimme Soloms, denn der sah in Ramuldu einen gefährlichen Nebenbuhler. Er fluchte sich selbst, daß er ihn nicht sofort getötet hatte und behauptete hartnäckig, der Jünder sei trotz allem ein Spion, der den alten Samuel und Jonathan und sie alle genarrt habe. Ramuldu war zu glücklich, um sich viel an ihn zu kehren. Sobald er seinen Araber wieder besteigen konnte, der am Tage der Ankunft von selbst auf den Quell losgeeilt war, sobald er ihn erblickte und schon vor seinem Herrn wieder genesen war, zog er aus mit den Juden zum Kampf gegen die Heiden. Besonders sein herrlicher Bogen wurde ihnen sehr dienlich; seinesgleichen war nicht im Heer, noch ein gleicher Bogenschütze; manche griechische Streifschar wurde schwer betroffen von den wunderbar weiten und sicheren Pfeilen des Jünders.

Als Ramuldu mit Judas Makkabäus bekannt wurde, dem eisenfesten Helden des Herrn, da sah er sein Ideal, dem er nachzueifern suchte. Jetzt verstand er, wie diese

Handvoll Juden gegen die Hunderttausende der Heiden bestehen konnten. Solch ein Mut, solch eine Hingabe war sonst nirgends zu finden. Besonders ihr erhabener Glaube an die Hilfe Jehovahs begeisterte ihn und er freute sich mehr und mehr, diesen wahren Glauben gefunden zu haben. Des Abends pflegte er mit Jonathan und anderen, die Griechisch verstanden, viel über ihre heilige Religion und ihren Tempeldienst in Jerusalem zu sprechen, den er selbst so gerne einmal gesehen hätte. Sie staunten über seinen Eifer und belehrten ihn so viel sie nur konnten. Besonders ein alter Schriftgelehrter, der früher in Babylon gewohnt hatte und Vater Samuel wohl kannte, wurde nie müde, ihm das Gesetz und die Propheten auszulegen. Während er aber also eifrig am heiligen Kriege teilnahm, blieb sein Herz droben in der halbdunklen Höhle des Gebirgstales. Oftmals wünschte er sich zurück auf sein Moosbett, um die liebliche Erscheinung vor seinen Augen übergleiten zu sehen und ihre Hand mit der Kürbischale an seinen Lippen zu fühlen. Während jener stillen Stunden hatte er mehr als bloßes Quellwasser getrunken; er hatte tief geschöpft aus dem Born der Liebe. Leider war mit seiner Kraft und Gesundheit auch die Entfernung, die Zurückhaltung Atossa gewachsen. Er hatte sein möglichstes versucht, sie in eine Unterhaltung zu ziehen, aber sie hatte sich offenbar gescheut, ihm zu nahen. Hatte er ihr irgendwie wehe getan? Oder sollte sie schon verlobt sein? Vielleicht gar mit jenem finsterblickenden Soloms, der ihn hatte töten wollen und immer noch so giftig anschaute? Der Gedanke quälte ihn sehr. Wie jede treue Liebe, mußte auch die seine leiden. Kam er heim von einem gefährvollen Streifzuge, dann begrüßte Atossa ihn jedesmal mit allen Zeichen wahrer Freude; gleich darauf aber zog sie sich wieder zurück zu ihrer täglichen Arbeit des Kochens, Ba-

dens und der Pflege der Verwundeten. Er bemerkte bald, daß sie trotz ihrer Jugend die beste Pflegerin des Lagers war, die auch vor den schrecklichsten Wunden nicht zurückbebt; doch wünschte er oftmals, daß sie die Wunden seines Herzens ein wenig besser pflegen möchte.

Nach seiner Schlacht gegen Judas war König Antiochus nach Jerusalem gezogen und hatte lange Zeit den Tempel belagert. Die Festung Betzura war schließlich durch Hunger bezwungen, denn es war nun das siebente Jahr, seitdem der Krieg das Land verwüstete. Doch die Juden im Tempel hielten sich macker, bis Thysias, der Feldhauptmann des Königs, demselben den verständigen Rath gab, diesen Juden ihre eigene Religion zu lassen, da sie nur darob so verzweifelt kämpften. So machte denn der König einen Vertrag mit der tapferen Besatzung und der Tempel wurde ihm geöffnet. Als er aber sah, wie fest derselbe war, brach er sein Königswort und ließ die Mauern einreißen. Dann eilte er gen Antiochien gegen den Empörer Philippus. Bald aber wurde er selbst geschlagen und getödet von seinem Vetter Demetrius. Zu diesem neuen König gingen Alcimus, ein Priester, welcher Hoherpriester werden wollte und andere Abtrünnige Juden, um Judas und sein Volk zu verflagen. Der König machte auch wirklich den Alcimus zum Hohenpriester und sandte seinen Freund Bakhides mit einem großen Heer. Eine Anzahl Priester, vermeinend, daß ein Sohn Aarons sie nicht verraten würde, kamen zu Alcimus, aber sechzig von ihnen wurden auf einen Tag ermordet. Darauf zog Bakhides im Lande hin und her und erschlug alle treuen Juden, deren er habhaft werden konnte. Als er abzog, kam Judas wieder hervor, erschlug die Abtrünnigen und stärkte die übrigen Getreuen. Dann sandte der König den Nicanor, einen heftigen Feind der Juden, und gebot ihm, das ganze halbstarrige Volk auszurotten.

Er versuchte den Judas durch Friedensversprechungen zu fangen. Makkabäus kam auch, aber mit einer starken Schar; später weigerte er sich dann, ihn nochmals zu sehen, da er von seiner Verrätereie überzeugt war. Die Schlacht von Raphar Salama, die hierauf folgte, war die wichtigste in mehreren Jahren. — In den Tagen vor dem Auszug zu dieser Schlacht erschien Atossa dem Ramuldu sehr unruhig; irgend eine Sorge schien auf ihr zu lasten. Es schien, als ob sie ihm etwas sagen wollte; sowie er aber versuchte, ihr Vertrauen zu gewinnen, bebt sie doch wieder wie gewöhnlich zurück. — Die Zeit des Abschieds war wieder da. Jonathan hatte schon seinem Kinde den Abschiedsfuß gegeben, um seinen Führerpflichten zu genügen, und die beiden jungen Leute waren einen Augenblick allein. Ramuldu hatte vorsätzlich gezögert, indem er sich damit beschäftigte, seinen letzten Pfeil mit einer Eisenspike zu versehen. So ungeschickt hatte er sich noch niemals angestellt. Sobald aber Jonathan die Höhle verlassen hatte, steckte er den unvollendeten Pfeil in den Köcher und holte tief Atem, als ob er sich zu einem schweren Stück Arbeit anschicke. Und es schien ihm in der That die schwerste Arbeit seines Lebens zu sein; er fühlte sich so unbeholfen wie ein Kind. Am vorigen Abend hatte er das Mädchen in einer langen Unterredung mit Solom's gesehen und seitdem schien sie zurückhaltender als je. Während der langen, schlaflosen Nacht hatte Ramuldu sich dann entschlossen, Atossa seine Liebe zu gestehen; selbst die harte, kalte Thatfache, daß sie einem anderen gehöre, schien erträglicher zu sein als diese Ungewißheit. Als nun aber der Augenblick gekommen war, da konnte er keine Worte finden. Er erhob sich, gürtete sein Schwert um sich und reichte nach Bogen und Köcher. Dann wagte er zum erstenmal das Mädchen anzuschauen. Sie stand in einiger Entfernung, die Hände aufs Herz

gepreßt, die Augen voll Tränen. Vielleicht waren diese Tränen noch da vom Abschied des Vaters, aber der Jüngling deutete sie schnell zu seinen Gunsten. Vorwärts eilend und ihre Hände ergreifend, fragte er: „Hast du eine Träne für den Fremdling, Moissa?“ In ihrer Schüchternheit versuchte sie ihre Hände zu befreien, aber der schwache Versuch war erfolglos. Dann sagte sie mit bebenden Lippen: „Hüte dich vor Soloms, er steht dir nach dem Leben!“

Die Warnung selbst, die sie ihm hierdurch gab, machte keinen Eindruck auf den tapferen Jüngling, desto mehr aber der süße, zitternde Ton, in dem sie gesprochen wurde. Ihre Hände fester drückend, fragte er: „Würde die Nachricht von meinem Tode deinen Augen Tränen entlocken?“ Da war es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende; laut schluchzend rief sie aus: „Sie würde mir das Herz brechen!“ Der feurige Jüngling wußte genug; mit einem Zauchzer zog er sie an sein Herz und sie wehrte ihm nicht. „Mein Lieb, ich habe dich für mich selbst gerettet,“ sagte er, „wie ich immer gehofft, seit ich dich in jenem dunklen Gäßchen traf.“

„Ich auch,“ antwortete Moissa, unter Tränen lächelnd. „Aber ich bin ein Kind, nicht mein eigener Herr. Geh' und frag den Vater; ich glaube nicht, daß er mich meinem Retter versagen wird. Er dachte freilich schon daran, mich an Soloms zu verheiraten, den er für einen der allertreuesten Israeliten hält, während ich glaube, daß er ein Verräter ist. Soloms Eifersucht hat die Wahrheit vermutet, — daß ich dich seit unserer ersten Begegnung liebte. Gestern abend sagte er, er würde dich töten, ehe er mich aufgäbe. O, nimm dich in acht vor dem Heuchler! Ich glaube, er würde das ganze Heer verraten, um seinen Zweck zu erreichen.“

Jetzt war es aber die höchste Zeit Abschied zu nehmen.

Noch waren Tränen in Mofias Augen, obgleich die höchste irdische Glückseligkeit in beider Herzen wohnte. Noch eine Umarmung, dann sprang Ramuldu die Felsen vor der Grotte hinab, um sich dem Heere der Getreuen anzuschließen.

Die Schlacht von Raphar Salama wurde zu einem der herrlichsten Siege des Judas Maffabäus. Mikanor verlor 5000 Mann und mußte nach Jerusalem fliehen. Ramuldu war mitten im härtesten Streit gewesen. Er hatte Jonathan noch nicht um die Hand seiner Tochter gefragt; an diesem Tage wollte er sein Herz gewinnen, indem er es selbst dem grimmigen Soloms an Tapferkeit zubotat. Sein Araber war im Lager geblieben, da die Juden sonst nur wenig Reiterei hatten und diesmal ganz zu Fuß fochten. Er hatte die Warnung Mofias nicht vergessen und Soloms im Auge behalten. Doch nichts Ungewöhnliches geschah bis der Feind floh und ein wildes Durcheinander entstand. Während Jonathan sich schon auf der Verfolgung befand, mußte Ramuldu noch mit einem starken Griechen kämpfen, der nicht weichen wollte. In der Hitze dieses Zweikampfes hatte er Soloms aus den Augen verloren, bis das Auge des Griechen, welches sich in offener Ueberraschung seitwärts wandte, auch ihn seitwärts blicken ließ. Es war die höchste Zeit, denn hoch über seinem Haupte sah er das Schwert seines Nebenbuhlers. Mit Gedankenschnelle hob er den Schild, um den Stieb abzuwehren; dennoch traf ihn das verrätherische Schwert so heftig, daß es den Helm durchschlug und ihn leicht am Kopf verwundete.

„Verräther!“ schrie Ramuldu, zurückspringend und sein Schwert gegen Soloms erhebend. Doch sobald dieser sah, daß sein Anschlag mißlungen war, sprang er davon und verfolgte die fliehenden Feinde. Ramuldu's griechischer Gegner hatte sich vor Ueberraschung die Verrä-

tereit des Juden nicht zu nutz gemacht und fiel nun schnell unter dem Schwerte des Jnders.

Als das siegreiche Heer am Abend ins Lager zurückkehrte, zieh Ramuldu Soloms offen der Verrätherei, aber der Jude leugnete frech. Seine Feindschaft gegen Ramuldu war bekannt; und obwohl niemand sonst den Dieb beobachtet hatte und der gespaltene Helm kein unbedingter Zeuge war, waren die Herzen der Männer offenbar auf des Jünglings Seite. Sein offenes, munteres Wesen, verbunden mit seiner seltenen Geschicklichkeit und Furchtlosigkeit, hatten ihm überall Freunde erworben, während die Ueberhebung Soloms demselben die Freunde geraubt hatte, die seine Tapferkeit gewonnen. Der feurige Jüngling erbot sich zu einem sofortigen Zweikampf und auch Soloms war dazu bereit. Aber die Führer der Juden wollten von dieser heidnischen Weise, einen Streit zu entscheiden, nichts wissen. Man mußte die Sache auf sich beruhen lassen. Doch einer wenigstens zeigte offen, daß er Ramuldu glaube. Bis jetzt hatte er dem Verdacht seiner Tochter nicht Raum gegeben: der Helm des Mannes, der sein Kind gerettet, überzeugte ihn nun. Seine Rechte auf den blutbefleckten Helm legend, sagte er feierlich: „Gott kann auch das dunkelste Verbrechen ans Licht bringen; erwarte seine Zeit.“

Am nächsten Morgen war Soloms verschwunden. Da er nicht auf Wache war, mußte er geflohen sein. Sollte der, welcher am lautesten für die Unabhängigkeit geredet und am kühnsten für sie gekämpft hatte, sollte der wirklich zum Feinde übergegangen sein? Ramuldu kannte ihn am besten und seine Liebe schärfte seinen Verstand. „Er wird den geheimen Pfad zu unserer Bergfeste verraten; laßt uns eilen, die Wächter zu warnen!“ rief er laut den Führern zu. Und sich zum Ohre Jonathans neigend, flüsterte er erregt: „Er stellt deiner Tochter

nach; er weiß, daß sie mich ihm vorzieht, deshalb versuchte er, mich zu töten. Jetzt wird er sie mit allen Weibern und Kindern entführen. O laß uns eilen zu ihrer Rettung!"

Der Gedanke an sein Kind rüttelte Jonathan auf, der bisher, wie auch die anderen Führer, nur schwer an eine solche Vermorfenheit ihres Waffengefährten hatte glauben können. Auf Judas zutretend, sprach er eindringlich: „Gib mir alle unsere Reisigen. Wenn ein Priester wie Mcimus unsere Brüder verraten und töten konnte, warum nicht dieser niedrig geborene Mann, der bis vor kurzem wie ein Grieche lebte, und sich vielleicht uns nur angeschlossen hat, um die Hand meiner Tochter zu gewinnen.“

Die Bitte wurde gewährt und unter Jonathans Führung ritten gegen einhundert Reiter ins Gebirge. Ramulduß Araber war bei weitem das schnellste Pferd und von seiner Liebe getrieben hat er um die Erlaubnis auf Rundschaft vor auszureiten. Jonathan ließ den Jüngling ungern allein reiten, aber seine Bitte war so dringend und dabei so verständig, daß sie schließlich gewährt wurde. Die Männer staunten, als sie ihn gleich darauf dahin fliegen sahen. „Wenn er so fort macht, dann hat er das edle Tier vor Mittag totgejagt,“ meinte einer. Bald war er ihren Blicken entschwunden. Er wurde lebhaft erinnert an jenen anderen Gewalttritt vor fast zwölf Monaten, als er von der königlichen Armee entflohen war. Wie war doch heute alles so verändert. Damals ein heimatloser, fast zu Tode geheimer Flüchtling, hatte er jetzt wahre Brüder und Freunde gefunden, für deren heilige Sache er mit höchstem Eifer kämpfte. Und er hatte mehr gefunden, den höchsten irdischen Schatz, seine Mokka. Wie würde seine alte Mutter sich freuen, wenn sie jemals diese Berggrotte an ihren Busen drücken konnte. Aber gerade

das Glück, diesen Schatz zu besitzen, ließ die Gefahr, ihn zu verlieren, um so größer erscheinen. Er kannte seinen Wert und war überzeugt, daß sein Nebenbuhler alles tun würde, um ihn in seinen Besitz zu bringen. Er trieb sein treues Roß an bis wirklich Gefahr vorhanden war, selbst dieses Vollblut totzujagen. Auf der Höhe einer Bergkette angelangt, sah er vor sich in der Ferne das zerklüftete Gebirge, das seinen Schatz barg. In einer Stunde scharfen Reitens konnte er dort sein, wenn sein Pferd ausdauerte. Dieses „Wenn“ stieg ihm jetzt zum erstenmal auf, als er einen Augenblick anhielt, um die Landschaft da vor ihn zu überschauen. Er sah abwärts und erschrak, als er die zitternden Seiten und den ganzen schaumbedeckten Körper seines Arabers bemerkte. Das kühlte sein überhitztes Gehirn. Das Pferd mußte ruhen, sonst würde es niemals jene Berge erreichen. Er stieg ab und blickte noch einmal sorgfältig über die weite Landschaft. Er bemerkte nichts Verdächtiges bis auf einen dunklen Fleck am südöstlichen Horizont, der zuerst eine Wasservolke zu sein schien, sich aber bald als eine Staubwolke offenbarte.

„Dort kommt er, der elende Verräter!“ rief er heftig aus; „Gott sei Dank, daß er mir in den Sinn gab vor auszueilen, denn Jonathan kann das Gebirge nicht vor diesen Feinden erreichen. Es sind Reiter, denn die Wolke bewegt sich ziemlich schnell. Ich muß die Kräfte meines Arabers sehr vorsichtig gebrauchen, um vor ihnen anzulangen.“ — Er führte jetzt sein Pferd den Berg hinab an eine schattige Stelle, nahm den Sattel ab und suchte etwas trockenes Gras, um das Tier trocken zu reiben. Nachdem er eine Weile gerastet, war das edle Vollblut wieder bereit für einen tüchtigen Ritt. Nicht die Länge des Weges, sondern sein unvernünftiges Zagen hatten es gefährdet. Ramuldu vermied jetzt so viel wie möglich

die Höhen, damit er nicht bemerkt würde und es gelang ihm, das letzte Tal zu durchqueren, ehe die Staubwolke in dasselbe einzog. Jetzt ging sein Flehen über in Loben und Danken, denn nun, da er die Wächter warnen und unterstützen konnte, schien ihm die größte Gefahr vorüber zu sein. Sein Herz pochte heftig, als er den geheimen Pfad hinanritt, und das nicht nur von der körperlichen Anstrengung. Bald würde er seine Atossa treffen, und abermals kam er als ihr Befreier. Mit Hilfe der Wächter glaubte er die Felsenburg halten zu können, bis Jonathan herankam.

Er kam bis an die Oeffnung des Tales, ehe die Wächter ihn bemerkten. Kein feindlicher Fuß hatte diesen Pfad je betreten, da waren sie sorglos geworden. Sie wollten ihm nicht glauben, bis einer auf eine Bergspitze kletterte und die große Staubwolke wirklich nahen sah. Dann waren sie wie vom Donner gerührt und verzweifelten daran, den Ort gegen eine so große feindliche Schar, die von einem Verräter geführt wurde, halten zu können. Ramuldu hatte die Nachricht nicht abgewartet. Ein Blick, ein Wort an Atossa, die ihm am Quell begegnet war, ein tiefer Trunk aus dem kühlen Quell, dann eilte er den Pfad zurück, während Atossa sich des übermüden Pferdes annahm. Auch blieb unser Held nicht nahe beim Eingang zum Tal, wo die Verteidigung am leichtesten war, sondern er eilte zurück zum Fuß des Gebirges. Dort verbarg er sich hinter einem Felsen, müde von dem schweren Ritt, aber glücklich und entschlossen. Er hoffte den Verräter erschießen zu können, ehe er den geheimen Pfad zeigen konnte. Es gab mehrere Pfade und der rechte war schwer zu finden, selbst nachdem man zu dieser Seite des Gebirges gekommen war.

Er brauchte nicht lange zu warten. Zwei Reiter kamen um einen Felsvorsprung geritten, von denen der

eine ein Heerführer zu sein schien, während der lange Bart des anderen den Verräter Soloms erkennen ließ. Auf eine solche Entfernung hatte Ramuldu noch nie geschossen; aber er zog die Sehne bis zu seinem Ohr und sandte den Pfeil eben, da der Verräter den Arm hob, um den rechten Pfad zu zeigen. Ehe er seine Verrätereie ausführen konnte, traf ihn der Pfeil in die Armhöhle und fuhr fast durch den ganzen Leib. Mit einem Todesschrei sank er vom Pferde. Der Grieche sah einen Augenblick wie erstarrt vor sich hin; er konnte nicht begreifen, von wannen der Pfeil gekommen war, denn der Felsen Ramuldu's schien zu entfernt zu sein. Der Augenblick war auch sein letzter; der zweite Pfeil Ramuldu's traf ihn in die Stirn unter dem Helm. Als die übrigen Reiter um die Felskante bogen, zogen sie sich beim Anblick der beiden Gefallenen schleunigst zurück. Erst nach einer geraumen Weile kamen sie wieder hervor, alle zu Fuß und ein jeder von seinem Schilde gedeckt. Ramuldu zählte gegen 200. Hätten sie den rechten Pfad gekannt und einen kühnen Ansturm gewagt, so hätten sie die Bergfeste wohl überwältigen können. Aber jene beiden Schüsse aus einer fast unmöglichen Entfernung hatten sie erschreckt; und als sie dann endlich wieder Mut faßten, dauerte es geraume Zeit, bis sie den rechten Weg fanden. Ramuldu war vorsichtig etwas zurückgegangen und wartete nun auf eine Gelegenheit zu einem anderen guten Schuß. Sie kam, als ein Krieger an einer sehr steilen Stelle seinen Schild ein wenig sinken ließ. Durch den Kopf geschossen, taumelte er in die Arme seiner Kameraden. Dieses Mal hatte man den Schützen jedoch bemerkt und ein Duzend Pfeile erwiderten den Gruß. Als das Schauer vorübergesaust war, zog sich Ramuldu schnell zurück bis zu einer neuen Biegung des Weges, von wo aus er seine Taktik wiederholte. Da alle Feinde jetzt das

Saupt sorgfältig mit dem Schilde deckten, so zielte er niedriger und durchbohrte das Bein des Vordersten. Da die Entfernung jetzt geringer war, so gelang es ihm sogar den Panzer eines anderen dicht unter dem Schilde zu durchschießen. Durch seine ausgezeichnete Stellung und seine Schnelligkeit entkam er selbst unverletzt. In dieser Weise verging mehr als eine Stunde, bis die Feinde zum engen Eingang des Tales kamen, wo die zehn Wächter zu ihrem Empfang bereit standen. „Der Verräter hat seinen Lohn empfangen,“ sagte Ramuldu; „jetzt aber müssen wir zeigen, daß wir Männer sind. Nur zwei können im engen Pfade nebeneinander stehen; wenn wir abwechseln, so oft einer verwundet oder ermüdet ist, dann können wir den Feind lange aufhalten und Jonathan kann nicht mehr sehr weit entfernt sein. Laßt einige Frauen auf die Spitzen der Berge steigen, um uns sein Kommen und ihm unsere Gefahr zu verkünden. In diesem Engpaß können sie Bogen und Speere nicht wohl gebrauchen, das Schwert wird ihre Waffe sein. Laßt uns auf das unsrige vertrauen und auf unseren Gott.“

Obgleich er nicht zu ihrem Führer ernannt war, so erschien es den Männern doch nur natürlich, daß der tapfere Jüngling, der das Lager bisher gerettet hatte, den Befehl übernahm. Sie hatten die bessere Stellung; aber die Feinde trugen Panzer, welche ihnen fehlten. Sie waren alle tapfere, gottesfürchtige Leute, bereit für ihr Volk zu sterben. Dennoch konnten sie sich glücklich schätzen, einen solch starken und erfahrenen Fechter an der Spitze zu haben. Ein Grieche nach dem anderen fiel unter seinen furchtbaren Streichen; seine Damascenerklinge drang durch Helme und Panzer. Ein Mann war schon an seiner Seite gefallen, ein anderer erschöpft zurückgetreten; seine Muskeln schienen ebenso stark zu sein wie sein Schwert. Er hatte gesehen, wie seine Mossa

als die erste den Berg erstieg und er wußte, daß ihr Auge auf ihm ruhte. Das gab ihm den höchsten Ansporn. Er reizte sogar die Feinde mit höhnischen Worten, damit sie vor Wut die Vorsicht vergessen möchten.

„Vor alters pflegte ein Grieche zehn Perser zu bestehen; jetzt können zehn Griechen nicht einen Juden bezwingen. Seid ihr heraufgekommen mit Weibern und Kindern zu kämpfen, ihr Söhne des Herkules?“

So kämpfte er mit Wort und Schwert und in seinem ganzen Leben war er nicht so glücklich gewesen. Vier Feinde lagen schon erschlagen zu seinen Füßen, und während der fünfte zurücktaumelte, führte er einen tödlichen Seitenhieb auf den Feind, der soeben den Juden an seiner Seite verwundet hatte. „Er ist kein Jude, er ist ein Dämon,“ sagten die Gegner in abergläubischer Furcht zurückbeugend und ihm also eine sehr nötige Ruhepause gönnend. Aber ein alter Hauptmann, der bisher seine Leute angefeuert hatte, sagte jetzt zu einem richtigen Riesen an seiner Seite: „Komm, Patroklos, dies ist unser Mann, ich kenne ihn jetzt. Es ist der Jnder Nearchos, der den gewaltigen Hephästion im Zirkus zu Antiochien warf und dem Pöbel mit Hilfe des großen Elefanten entrann. Er floh aus dem Heer und erschoss den Andronikus und mehrere seiner Leute. Er hat ohne Zweifel auch unseren Führer und den schurkischen Juden erschossen, der uns in dies Hornisnest geführt hat. Er handhabt das Schwert ebenso gut wie den Bogen. Du hast das stärkste Handgelenk unter uns, ich das schnellste. Greif du den Jnder an; ich werde schnell den Juden an seiner Seite, der jetzt schon verwundet ist, niedermachen, dann komme ich dir zur Hilfe, ehe ein weiterer Jude vortreten kann.“

Der schlaue Plan gelang. Ramuldu war schon ermattet, obwohl er es sich selbst nicht eingestand, und mußte

alle Kraft aufbieten, um sich des Riesen zu erwehren. Der Hauptmann hatte seinen Gegner bald gefällt. Blitzschnell fuhr dann sein Schwert zur Seite und traf Ramuldu's Schulter unter dem Schilde, daß das Blut herausspritzte und der Schild zur Erde fiel. Er taumelte rückwärts, während ein lauter weiblicher Schrei ihm sagte, wie scharf Atossa dem Kampf gefolgt war. Patroklos und der Hauptmann sprangen einige Schritte vorwärts, wurden aber schnell wieder zum Stehen gebracht durch zwei unverzagte Juden. Die Griechen erhoben ein großes Triumphgeschrei, als sie ihren stärksten Gegner weichen sahen. Sie durften nun hoffen, in Kürze den Eingang zu erzwingen, selbst wenn die übrigen Verteidiger ebenso verzweifelt kämpfen sollten wie ihre Kameraden.

Ramuldu merkte schnell, daß er nur eine Fleischwunde erhalten habe. Er rief seinen Kameraden zu, daß er bald wieder bei ihnen sein würde, dann ließ er sich verbinden, um die Blutung zu stillen. Atossa selbst war herabgeeeilt, um dieses zu tun. Ihre Finger zitterten wohl, aber die Liebe machte sie stark. Ihre Gegenwart und Hilfe stärkten ihn wunderbar. Eine Zeitlang fühlte er sich sehr matt, doch überwand er die Schwäche bald. Nachdem er sein glühendes Gesicht im Quell gebadet und noch einen tiefen Trunk getan, eilte er aufs neue vorwärts. Es war hohe Zeit; der schwertgewandte Hauptmann und der riesige Patroklos hatten bereits zwei weitere Verteidiger getötet, so daß nur noch vier von den zehn übrig waren. Der Riese war allerdings schon schwer verwundet, aber der Hauptmann mit dem kühlen Blut und dem scharfen Auge war noch unverletzt. Ihm trat Ramuldu jetzt entgegen; sein Blut war abgekühlt und er sah ein, daß dieser Mann nur mit kühlestem Blut zu überwinden war. Sie fochten eine lange Zeit und der Hauptmann erkannte bald, daß er seinesgleichen, wenn

nicht seinen Meister gefunden habe. Er war alt und der lang andauernde Kampf fing an, ihn zu ermüden. Plötzlich taumelte sein Freund Patroklos mit einem wilden Schrei rückwärts. Da sprang auch er zurück, um nicht von der Seite gefaßt zu werden. Den Augenblick benutzte Ramuldu zu einem gewaltigen Stöße. Der alte Kämpfer suchte denselben selbst im Zurückspringen mit Schwert und Schild aufzufangen, aber er traf ihn dennoch hart genug auf den Helm, um ihn zu betäuben und im nächsten Augenblick war seine Kehle durchbohrt.

Der Kampf rastete dennoch weiter. Die Griechen sahen nur noch vier Gegner vor sich, den stärksten schon verwundet, und waren entschlossen, den Eingang zu erzwingen, nachdem sie schon so viel Mann geopfert hatten. Da aber rief eine helle Stimme von oben: „Sie kommen! Sie kommen!“ Es war Atossas Stimme, die zuerst ihres Vaters Schar beim Ueberschreiten des nächsten Höhenzuges bemerkt hatte. Auch die Feinde hörten den jauchzenden Ruf, der von Männern, Weibern und Kindern wiederholt wurde, und stellten den Kampf ein, um Männer nach unten zu senden, wo sie den Weg überschauen konnten. Heraufschallendes Kampfgetöse überzeugt sie bald von der nahenden Gefahr und eiligst ließen sie ihre Toten und Verwundeten im Stich und stürmten davon. Es war dennoch zu spät. Jonathan hatte die Frauen auf der Höhe gesehen, wie sie mit den Armen winkten und hatte das Signal wohl verstanden. Im gestreckten Galopp eilte seine Schar durch das Thal und warf sich auf die zerstreuten Feinde, die vollständig überrascht wurden. Schon durch ihren nutzlosen Kampf gegen eine bloße Handvoll Leute tief entmutigt, leisteten sie jetzt kaum noch ernstlichen Widerstand. In Kürze war alles vorüber. Verschont wurde keiner, denn man stand längst in einem Ber-

tilgungskampf. Mit geringem eigenen Verlust schlug Jonathan Ben Samuel auch den letzten Feind.

Als er die große Gestalt des toten Verräters erblickte, in dessen Seite der Pfeil Ramuldu steckte, sagte er feierlich: „Noch früher als ich dachte, hat Jehovah das verborgene Verbrechen ans Licht gebracht. Ohne den jungen Jnder wären unsere Frauen und Kinder jetzt erschlagen oder gefangen.“

Sein Erstaunen wuchs, als er zum Eingang des Tales kam und die Menge der Feinde erblickte, die Ramuldu und seine Genossen dort aufgehäuft hatten. Der Jüngling stand an einen Felsen gelehnt und sah bleich aus trotz seiner gebräunten Wangen. Atossa stand ihm zur Seite, den Vater zu begrüßen. Der älteste der drei übrigen Wächter zeigte auf Ramuldu und sagte: „Dort steht unser Erretter; sein Bogen hielt die Feinde über eine Stunde auf, und sein Schwert erschlug über die Hälften jener Heiden.“

Jonathan ging auf den Jüngling zu und sagte, ihn bei der Hand fassend: „Wie kann ich und mein Volk dir jemals genug danken für das, was du, ein Fremdling, heute für uns getan hast?“

Das Blut kehrte in die bleichen Wangen des Verwundeten zurück, als er antwortete: „Indem du mich aufnimmst in dein Volk und mir deine Tochter Atossa gibst.“

Jetzt stieg die rote Blut in Atossas Wangen, als der Vater antwortete: „Keine Tochter Israels kann sich einen würdigeren Eheherrn wünschen. Willst du die Seine sein, mein Kind? Doch ich lese die Antwort schon in deinen glühenden Wangen und deinen glücklichen Augen.“

Sie umarmte den Vater und verbergte ihr jungfräuliches Erröten an seiner Brust, während er sie auf die

Stirne küßte und dann unter dem Jauchzen des ganzen Volkes ihre Hand in die Ramulduß legte.

Nur eine kurze Zeit war den Verlobten vergönnt, ihr Glück zusammen zu genießen; sie genügte aber, um Ramuldu bis ans Ende seiner Tage glauben zu lassen, dieses Vergtal sei der schönste Ort auf Gottes weiter Erde. Bald rief die Pflicht Jonathan und seine Leute wieder von dannen. Nikanor hatte in Jerusalem grausam gehaßt, hatte den Tempel entweißt und den Gottesdienst verhöhnt. Er hatte sich sogar verschworen, den Tempel verbrennen zu lassen, wenn die Priester nicht den Judas in seine Hände überlieferten. Aber die frommen Priester beteten zu Gott und er half ihnen durch den Arm des Judas. Obgleich dem Nikanor ein anderes griechisches Heer zu Hilfe gekommen war, griff Judas ihn doch mit nur 3000 Mann kühnlich an bei Adasar am 13. Tage des Monats Adar und vernichtete die ganze heidnische Armee. Es war der größte Sieg des Makkabäus. Nikanor fiel gleich zu Anfang der Schlacht und sein Heer floh in wilder Panik bis gen Gaza, wo die letzten desselben erschlagen wurden. Mit dem Kopf und der Hand des Nikanor als Siegeszeichen kehrte Judas nach Jerusalem zurück und der 13. Tag des Adar wurde zu einem Festtag bestimmt. Aber Jonathan Ben Samuel verlor seinen linken Arm in dieser Schlacht und fast sein Leben. Das dämpfte die Freude Ramulduß. Aber er konnte nun hinaufgehen zu der hochgebauten Stadt und ihrem heiligen Tempel, nach dem sein Großvater im fernen Indien sich so sehr gesehnt hatte. Er lernte die jüdischen Opfer kennen, und war selbst beim höchsten derselben am großen Versöhnungstage anwesend, obwohl er als Fremdling nicht ins Innere des Tempels gehen durfte. Er sah, wie der Sündenbock, auf dessen Haupt die Sünden des Volkes gelegt waren, zur Wüste hinausgetragen

wurde, während, wie Jonathan ihm sagte, der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels ging mit dem Blute des Opferlammes und dann das Volk mit diesem Blute besprengte zur Vergebung der Sünden. Es machte einen tiefen, dauernden Eindruck auf seine Seele. „Jehovah vergibt den Gläubigen die Sünden,“ dachte er. „Er nimmt die Opfer der Tiere und will keine Menschenopfer wie die Götter der Heiden. Doch es scheint wunderbar, daß das Blut von Ziegen und Schafen unsere Sündenflecken abwaschen soll. Jonathan scheint freilich nicht mit Vater Samuel übereinzustimmen, welcher auf den verheißenen Christus hinweist als den Erlöser von Sünde und Tod. Ich glaube aber, Vater Samuel hat recht. Alle diese Juden, selbst die kleinen Kinder, glauben fest an den kommenden König und Retter; aber die meisten erwarten nur einen Judas Makkabäus im höheren Grade, einen Messias aus dem königlichen Geschlechte Davids, welcher noch unter ihnen wohnt, wenn auch in ärmlichen Verhältnissen. Sie sehnen sich nach einem gewaltigen, irdischen Herrscher, der alle Heiden zerschmettert und sein auserwähltes Volk zur höchsten irdischen Macht erhebt. Ich wollte nur, daß mein Großvater hier wäre und alles hören und sehen könnte. Auch er würde sicherlich mit Vater Samuel stimmen, denn seine Seele sehnt sich nach einem wirklichen geistlichen Erlöser von Sünde und Tod. Was sollte auch ein irdischer König Israels der Welt nützen? Würde er gleich sein Volk höher erheben als Alexander die Griechen, so würden doch nur neue Kriege, neue Bedrückungen folgen, obwohl Herren und Diener den Platz gewechselt hätten. Ich bedarf eines Sünderheilandes. Ich glaube an Jehovah und sein Wort; und ich glaube zu meinem höchsten Trost, daß der darin verheißene Heiland ein Sünderheiland sein wird.“

Der Gedanke an seinen Großvater brachte natürlich auch das Bild seiner Mutter vor seine Seele. Seit der Schlacht von Adasar herrschte Friede im Lande, und Judas hatte ein Bündnis mit den Römern gemacht. Jonathan hatte böse Ahnungen über dieses Bündnis mit einem Heidenvolke. Da er den Arm verloren hatte und im Kriege wenig mehr nützen konnte, dachte er daran, das Land zu verlassen. Nach Antiochien konnte er nicht wieder zurück; Babylon, der Ort seiner Geburt, war sein Ziel. Ramuldu war herzlich froh, als er dies vernahm; es würde ihm sehr schwer geworden sein, seine Braut im kriegumbrausten Judäa zu lassen, um seine Sohnespflicht zu erfüllen. Das alte Babylon war ihrer aller Zufluchtsort, der Juden wie der Hindus. „Heimwärts,“ sagte er jubelnd zu Atossa, als er zum letztenmal die steile Bergwand erklommen hatte, und sie freute sich des Wortes. Obwohl ihr Glaube, ihre Vaterlandsliebe, und zuletzt ihre bräutliche Liebe sie aufrecht erhalten hatten, empfand die Tochter einer reichen Stadtfamilie doch schwer die Entbehrungen des Gebirges. „Heimwärts,“ wiederholte sie freudig, „der Name des Herrn sei gelobt.“

XVII.

Heimatwärts.

Einmal zur Reise entschlossen, waren die Vorbereitungen bald getroffen. Obgleich Zudas Maffabäus solche tapferen Männer nur ungern ziehen ließ, hatte er doch kein Recht, den Fremdling Ramuldu und den Krüppel Jonathan zu halten. Begleitet von den Segenswünschen ihres Volkes, zogen sie gen Norden. Sie wußten wohl, daß ihre Reise nicht ungefährlich war. Einmal hatten sich die Räuberbanden in diesen unruhigen Zeiten stark vermehrt; zum anderen konnten sie leicht irgendwo als jüdische Flüchtlinge, Rebellen gegen den König, erkannt werden, und das war gleichbedeutend mit dem Tode. Der verlorene Arm Jonathan's zeugte gegen ihn. Er und Atossa ritten auf Eseln, die an die Bergpfade gewöhnt waren, Ramuldu auf seinem Araber. Ein starkes Maulthier trug das geringe Gepäck, besonders das Zelt für die Nacht. Sie reisten, so schnell ihre Tiere sie nur tragen konnten und wurden auch auf dem Wege gen Damaszkus wenig belästigt. Nur einen kleinen Strauß mit einer Räuberbande hatten sie zu bestehen, und der war, kaum angefangen, auch schon beendet. Am Fuße eines faust ansteigenden Hügel's hinreitend, fühlte Ramuldu eines Morgens plötzlich einen Pfeil dicht an seinem Kopfe vorbeischnellen. Ein schneller Blick zeigte ihm den Schützen, welcher oben hinter einem großen Felsen stand, eben im Begriff, den Bogen aufs neue zu spannen, während er seinen Kameraden hinter ihm zurief, heraufzukommen.

Ramuldu hob den Schild mit der Linken, während seine Rechte nach seinem eigenen indischen Bogen langte. Der zweite Räuberpfeil traf den Schild; darauf warf

Ramuldu denselben schnell auf die Schulter und hob seinen Bogen. Der erste Räuber verbarg sich jetzt hinter dem Felsen; ein zweiter hatte aber kaum den Kopf über den Höhenwand erhoben, als derselbe auch schon von einem Pfeil durchbohrt war. Sein Todesschrei gab seinen Gefellen gute Warnung. Ramuldu rief den Seinen zu voranzureiten; er selbst bildete nun den Nachtrab, und kein Räuber zeigte sich mehr.

In Damaskus fanden sie keine Karawane zur Abreise bereit, wie sie gehofft hatten. Sie wollten aber die große Stadt, die lebhafteste Verbindung mit Antiochien hatte, und wo Jonathan und Ramuldu daher leicht erkannt werden konnten, so schnell wie möglich verlassen. Selbst eine größere Karawane war aus demselben Grunde etwas gefährlich. Daher entschlossen sie sich, die Wüstenreise allein zu wagen und schon am folgenden Morgen aufzubrechen. Jonathan blieb mit Atossa in der Herberge, während Ramuldu die Esel und das Maultier verkaufte und zwei der besten Rennkamele kaufte. Da er nicht nach morgenländischer Art lange feilschte, war der Handel bald abgeschlossen. Das eine der Kamele hatte einen großen doppelten Reitsattel, der fast wie ein Zelt aussieht und die Reiter vor der Sonne schützt; das andere Kamel trug das Zelt und die nötigen Nahrungsmittel. Ramuldu ritt voran auf seinem Araber; Jonathan und Atossa waren hinter den Vorhängen verborgen. Als sie das Stadttor hinter sich hatten, dankten sie alle dem Herrn für seine gnädige Bewahrung, denn nun schien die Gefahr, erkannt zu werden, vorüber zu sein, und eine Räuberbande, welche sie einholen wollte, mußte sehr gut geritten sein. Ramuldu war der Glücklichsie der kleinen Schar. Außerhalb der Stadt wurden die Vorhänge zurückgezogen, und jedesmal, wenn er zurückschaute, welches denn auch sehr häufig geschah, erhielt er ein Lächeln

von seiner schönen jungen Braut. Atossa wäre eben so glücklich gewesen, wenn das Schwingen und Stoßen ihres lustigen Sitzes nicht gewesen wäre. Für einen Neuling ist ein Kamelritt niemals ein Vergnügen. Aber sie ertrug die Beschwerden geduldig; schaute nur oftmals auf ihren Vater, der noch schwach war von seiner schweren Verwundung und auch nicht ans Kamelreiten gewöhnt. Froh waren beide, als Ramuldu das Zelt aufschlug für die Mittagsruhe. Aber die schöne Mondnacht fand Atossa geradezu entzückend. Sie rasteten auf einer Dase, wo die Karawanen von Damascus immer die erste Nacht zu ruhen pflegten. Eine andere vom Osten kommende Karawane lag neben ihnen; während die beiden Liebenden Hand in Hand vor ihrem Zelte saßen und einander die alte, aber ewig neue Geschichte ihrer Liebe erzählten, vernahmen sie Flöten und Harfengetön vom anderen Lager, vermischt mit Liedern und fröhlichem Lachen. Da Jonathan sehr müde war, war er früh zur Ruhe gegangen. Ramuldu sollte bis Mitternacht wach bleiben, dann wollte der Vater ihn ablösen, denn wer konnte den Fremden trauen? Auch Atossa war sehr müde; aber sie mußte ihrem armen Liebsten doch noch ein wenig Gesellschaft leisten, damit die Zeit ihm nicht gar zu lange würde. Und sie blieb auf bis all der Lärm im anderen Lager verstummt war. Dann sank ihr Haupt langsam auf seine Schulter, sie war fest eingeschlafen. Er hätte am liebsten die ganze Nacht so da gesessen, die süße Last tragend und ihrem ruhigen Atem lauschend. Aber er wollte nicht selbstsüchtig sein. Atossa brauchte ihre Kräfte für den folgenden Tag. Daher küßte er leise ihre geschlossenen Liden, bis sie sich nochmals öffneten und ließ sie ins Zelt gehen. Er war gar nicht müde; er war viel zu beschäftigt, Luftschlösser zu bauen von seinem zukünftigen Glück, wenn seine Mutter und sein Großvater und

der treue alte Ruſtam und all ſeine Lieben am Ufer des Euphrat verſammelt waren und ſeine Moſſa es ihnen allen recht heimathlich machte. Sie wurde nie müde, ihn von ſeiner armen Mutter erzählen zu hören und liebte ſie längſt aufs innigſte von der glühenden Beſchreibung ihres Sohnes. Es war lange nach Mitternacht, als er endlich den Vater weckte. Er hätte es gar nicht gethan, hätte er nicht gewußt, daß Jonathan ihn ſchelten würde, wenn er die ganze Nacht allein wachte.

Die Reiſe näherte ſich ihrem Ende. Jonathan und Ramuldu waren beide des Weges ſchon einmal gekommen; und von einer genauen Beſchreibung, die ſie ſich in Damaskus hatten geben laſſen, hofften ſie in einer weiteren Tagesreiſe zum Euphrat zu gelangen. In dieſer Nacht hatten ſie keine Oaſe getroffen; Menſch und Tier mußten von dem Waſſer trinken, welches das zweite Kamel trug, und ſie mußten lagern auf dem heißen Wüſtenſande.

Kein Unfall war ihnen biſher begegnet und da Räuberhanden ſich ſelten ſo nahe an die großen Städte heran wagten, ſo hielten ſie ſich für ziemlich ſicher. Am folgenden Morgen zeigte eine dichte Staubwolke das Nahen einer großen Karawane an. Die ſchwer beladenen Kamele der Handelskarawane reiſten nicht ſo ſchnell wie unſere Freunde und hatten näher zum Strom geraſtet. Als die Karawane herankam, bemerkte Ramuldu, daß das erſte Kamel, welches von einem Manne geführt wurde, gleichfalls einen Damensattel trug mit dem zeltartigen Ueberbau. Die goldenen Spangen und Ketten des Kamels und die ſeidenen Vorhänge des Sattels zeugten von dem Reichthum des Beſizers. Ramuldu wunderte ſich ein wenig, wer wohl dieſe Dame ſei, als er zur Rechten ausbog, um an der großen Karawane vorüber zu reiten. Plötzlich wurden die ſeidenen Vorhänge durch eine ſchöne,

mit Ringen bedeckte Hand zurückgezogen. Eine reichgekleidete Dame beugte ihr verschleiertes Haupt weit vor und starrte Ramuldu an. Er achtete nicht weiter darauf, sondern ritt wohlgemut weiter. Alle Frauen, mit zwei Ausnahmen, seiner Braut und seiner Mutter, hatten für ihn ihre Anziehungskraft verloren. Um so tiefer wurde Atossa erregt durch das sonderbare Benehmen dieser fremden Frau. Auch sie hatte ihren Schleier heruntergezogen, doch ihre Vorhänge waren ein wenig offen. Jetzt rief die Fremde dem Kameltreiber zu: „Führe mich hinüber zu jener Dame, ich will mit ihr reden.“ Der Mann gehorchte, aber Ramuldu zügelte sein Pferd, das Blut stieg ihm in die Wangen und er faßte unwillkürlich nach dem Schwert, als er diese Stimme vernahm.

Die Fremde hatte inzwischen ihren Schleier gelüftet und war Atossa ganz nahe gekommen, welche sie ihrerseits mit stets wachsendem Erstaunen anblickte. Plötzlich rissen die juwelenbedeckten Finger Atossas Vorhang beiseite und den Schleier von ihrem Gesicht, während eine leidenschaftliche Stimme schrie: „Laßt uns doch einmal die schöne Dame sehen, welche dieser indische Elefantentreiber in seine Zenana schleppt.“

Die ganze Karawane war jetzt zum Stillstand gekommen und von rückwärts vernahm man eine ärgerliche Stimme, welche nach der Ursache fragte. Ramuldu erkannte auch diese Stimme und riß das Kamel plötzlich heftig vorwärts, während er der Fremden zurief: „Besudle nicht dieses unschuldige Kind mit deiner Stimme und deinem Anblick!“

Die Frau, welche niemand anders war als Alexandra, zog sich in ihre Vorhänge zurück mit zornrotem Gesicht und schrie mit gellender Stimme: „Hier kommt der Verräther Ramuldu! Faß ihn, töte ihn, Dionysius!“

Alexandra hatte ihren alten Anbeter endlich gehei-

ratet, da sein Geldbeutel schließlich doch der größte war. Dionysius war wieder auf Handelsreisen gegangen und hatte tüchtig Geld verdient. Er brauchte es auch, denn seine schöne junge Frau hatte manche sehr teure Launen. Als König und Heer drunten im jüdischen Gebirge gegen die Juden kämpften, war Antiochien ihr plötzlich langweilig geworden und sie hatte ihren Gatten nach Babylon und Seleucia begleitet. Eben kehrten sie zurück, als der Jüngling, den beide tödlich haßten, noch einmal ihren Weg kreuzte. In bitterster Eifersucht hatte Alexandra Atossas Schleier zerrissen, und sie hätte ihr auch das Gesicht zerkratzt, hätte nicht Ramuldu in dem Augenblick das Kamel weggerissen. „Dieses bloße Kind mir vorzuziehen!“ zischte sie; „mir, der berühmtesten Schönheit Syriens! Auch sie soll nicht leben!“

Dionysius galoppierte nach vorn und erkannte den weißen Araber. Da hielt er an und rief seine Mannen heran; er mußte aus Erfahrung, daß dieser Zunder ein gefährlicher Gegner war. Aber er hatte nun ein Duzend Reiter bei sich und glaubte seiner Sache sicher zu sein. Gewissensbedenken hatte er nicht. War nicht dieser Zunder ein Flüchtling aus dem königlichen Heere? Dies sagte er seinen Leuten und verhiess zugleich dem, der ihn töten würde, eine hohe Belohnung.

Sowie Ramuldu seinen alten Feind erkannte, erkannte er auch die tödliche Gefahr, in die er geraten war. Wäre er allein gewesen, so hätte er sich nicht allzusehr darüber gegrämt; auf dem Rücken seines Arabers fühlte er sich in der weiten Wüste ziemlich sicher. Aber er durfte seine Braut und ihren Vater nicht diesen rachsüchtigen Feinden überlassen. Wenn sie dieselben nicht gleich umbrachten, dann ließen sie sie gewißlich als jüdische Nebelken hinrichten. Zeit zu langer Ueberlegung hatte er auch nicht; ein verlorener Augenblick mochte den Tod bedeu-

ten. Noch hörte er den Gändler seinen Leuten zurufen, den Ueberläufer zu erschießen, da flog sein Hornbogen schon von der Schulter und trotz des dichten Staubes traf er den Feind mitten in die Seite, als er sich eben zu seinen Leuten gewandt hatte. Der Fluch, den er ausstieß, war sein Todesschrei; er war durchs Herz getroffen.

Ramuldu wirbelte herum, gab Jonathan das Leitseil und sagte hastig: „Nagt gen Südoften; ich werde auf die andere Seite schliipfen und die Bewaffneten hinweglocken. Erschrick nur nicht, Atossa; so bald wie möglich bin ich wieder bei euch.“

„Der Herr sei mit dir,“ sagte Jonathan, indem er versuchte, das Kamel anzutreiben, an welches das zweite durch ein Seil gebunden war. Atossa stand ihm treulich bei, und die gut dressierten Tiere waren bald im schnellsten Lauf.

Die Bewaffneten hatten keinen Befehl, die Kamele anzuhalten. Da sie den weißen Araber nach dem Norden wenden sahen, stürmten sie mitten durch die Karawane hinter ihm her, ohne auf das Geschrei Alexandras zu achten, welche das Mädchen nicht entriinnen lassen wollte. Zuerst jagte Ramuldu mit äußerster Schnelligkeit davon, so daß nur einige Pfeile harmlos neben ihm hinfielen. Sobald er den Bogen der Verfolger entriickt war, ritt er langsamer, um dieselben hinter sich her zu locken. Sie folgten ihm auch wirklich eine volle Stunde in der Hoffnung ihn zu ermüden und doch noch die Belohnung zu bekommen. Die große Karawane war nur noch ein dunkler Fleck am Horizont, die beiden Kamele waren ganz verschwunden. Da wandte sich Ramuldu allmählich gen Osten und trieb sein Pferd wieder scharf an, so daß er die Verfolger bald weit hinter sich ließ. Mergelich gaben sie jetzt die Jagd auf und fkehrten langsam zur Karawane zurück, wo sie den Gändler tot fanden. Seine Frau be-

fahl ihnen, die Kamele zu verfolgen, aber sie hatten für den Tag an der einen Jagd genug. Alexandra mußte ihnen sogar weit höheren Lohn geben, ehe sie überhaupt mit ihr weiter reisten. In Antiochien setzte sie ihr altes Leben fort mit dem Gelde, welches ihr Gatte hinterlassen hatte. Im Grunde grämte sie sich weniger um seinen Tod, als um das Entrinnen Ramuldu und seiner Braut. Nach einigen Jahren starb sie, wie sie gelebt: sie wurde von einem eifersüchtigen Bewerber ermordet.

Atossa erduldeten Qualen der Angst, als sie jene zwölf Reiter hinter ihrem Bräutigam herjagen sah, während sie an ihre eigene Sicherheit gar nicht dachte. Wie konnten diese schöne Dame und ihr Gatte ihm nur so feindlich gesinnt sein? Sie vertraute ihrem Liebsten unbedingt, auch nicht ein Schatten der Eifersucht flog über ihre klare Seele; dennoch beunruhigte sie der Gedanke. Sie strengte ihre Augen aufs äußerste an, um ihm damit zu folgen, und weinte laut, als sie ihn nicht mehr sah. Ihr Vater versuchte sie zu trösten; aber auch er konnte die Wut des Händlers und seiner Frau nicht begreifen, da Ramuldu nie ein Wort darüber gesagt hatte. Um so größer war ihre Freude, als sie ihn endlich wieder auftauchen sahen, und zwar allein, unverfolgt. Beide dankten dem Herrn für die gnädige Errettung aus so großer, ungeahnter Gefahr. Als Ramuldu zurückkam, erzählte er sofort ohne gefragt zu sein von seiner früheren Begegnung mit Dionysius und Alexandra, und Atossa war nicht wenig stolz darauf, daß ihr Bräutigam sie dieser berühmten Schönheit vorgezogen habe.

Ohne weitere Abenteuer kamen sie nach Babylon und vor das Haus Vater Samuels. Sonathan war am meisten bewegt, denn es war das Haus, in dem er geboren war. Würde er die geliebten Eltern noch lebend wieder-

finden? Doch der erste Gruß galt nicht ihm, sondern Ramuldu.

Das Geräusch der die Straße heraufziehenden kleinen Karawane war im Hause vernommen worden, und heraus stürzte unter lauten Ausbrüchen der Freude ein starker Mann mit grauem Haupt und rotem Gesicht, welcher Ramuldu buchstäblich aus dem Sattel riß, um ihn schneller umarmen zu können. Es war wirklich sein alter Freund Agathokles, an den Ramuldu so viel gedacht, von dem er so oft erzählt hatte, den er freilich nicht in Babylon zu treffen glaubte. Der Athener hatte bald nach seines Freundes Flucht den königlichen Dienst verlassen und war nach Seleucia zurückgekehrt, um die Rückkehr seines Freundes dort zu erwarten. Vor einigen Tagen war er in seiner Ungeduld nach Babylon gekommen, um zu sehen, ob Vater Samuel irgend welche Nachricht aus Judäa erhalten habe. Daß Ramuldu damals dem Andronikus entronnen war, hatte er zu seiner Freude noch am selben Tage erfahren. Ramuldu immer noch fest umarmend, als ob er fürchte, ihn wieder zu verlieren, wendete er jetzt den Kopf und rief in die offene Thür mit aller Stimmenmacht: „Hier haben wir den Jungen wieder, Vater Samuel, und wie es scheint auch die ganze Familie.“ Zitternd vor Aufregung und Freude kamen die betagten Eltern herzu und sahen eben, wie der einzige Sohn aus dem Sattel stieg, nachdem das Kamel niedergekniet war, und in ihre Arme eilte.

Ach! er selbst hatte nur noch einen Arm, zur Erwidern der elterlichen Umarmung. Das erklärte ihnen zugleich sein Verlassen Judäas. Und wer war denn jene schöne Maid, der Ramuldu jetzt auf der andern Seite aus dem Sattel half? Konnte das Atossa sein, ihre Enkelin? Daß die Mutter gestorben war, hatten sie vernommen.

Die ganze Judengasse hatte sich mittlerweile mit Menschen angefüllt, welche vernommen hatten, daß Jonathan Ben Samuel vom heiligen Kriege zurückgekehrt sei. Ramuldu hatte fürs erste genug zu tun, die athenische Neugierde seines alten Freundes zu befriedigen über seine Erlebnisse in Judäa und auf der Herreise. Endlich fragte Agathokles:

„Bist du nicht dem Sändler und seiner süßen Dame Alexandra begegnet?“

„Ich bin ihnen begegnet,“ antwortete Ramuldu, „und mein guter Bogen hat ein Ende gemacht mit dem Schurken. Aber wie kommst du nach Babylon?“

„Zu dem einzigen Zweck, um dich zu suchen, mein Junge. Seit Monaten weile ich bei deinem Großoheim. Vor einem Monat erhielten wir einen Brief von deinem Großvater, der dich heimruft.“

„Ist mein Vater gestorben?“ fragte Ramuldu atemlos. „Hast du den Brief bei dir?“

„Der Brief ist in Seleucia, aber ich habe ihn gelesen. Dein Vater lebt noch, nimmt aber schnell ab; und deine Großmutter, die nicht eben die Liebenswürdigste zu sein scheint, redet bereits zu deiner Mutter von dem Scheiterhaufen.“

„Ich muß heute noch abreisen,“ sagte der Jüngling erregt; „Gott gebe, daß ich nicht schon zu spät komme.“

„Und ich brenne darauf, mitzureisen und an meine Arbeit zu gehen, ehe mein Lohn all dahin ist,“ sagte der Athener. „Mein Pferd ist jede Stunde bereit.“

Die Familie war bestürzt, als Ramuldu so plötzlich weiter reisen wollte. Atossa weinte, wenn sie an all die Gefahren der langen Reise dachte. Auch Ramuldu wurde der Abschied von der lieblichen Braut schwer genug, doch sagte er beherzt: „Der Herr, unser Gott, der mich und die Meinen bisher so wunderbar geführt hat,

wird mich jetzt nicht verlassen, da ich meiner Sohnespflicht folge. Ich hoffe fest, mit Mutter und Großvater sicher zurückzukehren. An meinem Freunde Agathofles, der schon oftmals in Indien gewesen ist, habe ich den besten Führer. Nur über die Zeit meiner Rückkehr Sorge ich mich ein wenig. So lange mein Vater lebt, kann ich die Mutter nicht fort nehmen. Werde nicht müde, meiner zu warten, mein Herz; ich komme wieder, wenn ich am Leben bleibe. Sollte es zu lange währen, so werde ich Mittel finden, dir Nachricht zu senden. Aber Großvater hätte kaum so geschrieben, wie er tat, wenn des Vaters Tage nicht gezählt wären. Daher gräme dich nicht, ich werde dich wiedersehen.“

„Ich würde auf dich warten bis ans Ende meines Lebens,“ sagte Atossa weinend, doch versuchte sie, um feinetwillen sich stark zu machen. Die betagte Mirjam nahm sie aus großmütterliche Herz und sprach: „Sei getrost, mein Kind, ein guter Sohn wird immer ein guter Gatte.“

Mit den Schriften, welche Samuel bereit hatte, machte sich Ramuldu auf den Weg nach Indien, nur wenige Stunden nach seiner Ankunft von Judäa. In Seleucia hielt er sich eben lange genug auf, um die Behrung für die weite Reise zu besorgen und den beiden Kamelen aufzuladen. Er selbst und Agathofles waren zu Pferde. Also kehrte Ramuldu in sein Vaterland zurück.

XVIII.

Ein heidnisches Sterbebett.

Seit Ramuldu's Abschied war das Leben seiner Mutter tief elend gewesen. Ihr Gatte hatte sein Wort gehalten und sie nie wieder gesehen. Ihre Schwiegermutter that alles, um ihr das Leben zu verbittern, und ihr eigener Sohn, Prixa, machte es ebenso. Der Priester hatte seine Seele vergiftet gegen seine Mutter. Er hatte ihm gesagt, daß sie die Götter um das Opfer seines Bruders betrogen; daß sie eigentlich eine Kastenlose, eine Vermorfene sei, der Dämon der ganzen Familie, bis er, der so unbändig stolz war auf seine hohe Kaste, sie haßte als seinen bittersten Feind. Die Rache ist süß für den Rachsüchtigen; und Vicvamisra, obwohl auch er anfang zu altern, schwelgte förmlich in den Grausamkeiten und Gemeinheiten, womit die Frau, die ihm einst versagt wurde, auf sein Anstiften gemartert wurde. Da der General sein Weib nie mehr sah, so konnten ihre Klagen auch nicht mehr an sein Ohr dringen, und man hätte sie tatsächlich verhungern lassen, wenn der treue Rustam nicht gewesen wäre. Was sie allein noch aufrecht hielt, das war der feste Glaube an die Heimkehr ihres Ramuldu.

Die starke Gesundheit des Generals war endlich untergraben, nicht sowohl durch ein besonderes körperliches Leiden, wie durch den Druck seiner hoffnungslosen Religion, welcher seine Lebenskraft vernichtete. Als Mahendra ihn zum letzten Mal bei einem großen Umzuge gesehen hatte, war er erschrocken über sein krankhaftes Aussehen und hatte sofort jenen Brief an Ramuldu geschrieben, der dann mit der nächsten Karawane abging.

Er hatte nur einmal durch Daimachos von Ramuldu gehört. O, wie der eine Brief das Herz des Greises erfreute und die dunkle Zenana seiner Tochter erhellte! Sie wußten jetzt, daß Ramuldu glücklich in Seleucia angekommen, in Babel bei Vater Samuel gewesen und mit einem treuen Begleiter nach Antiochien und vielleicht gar nach Jerusalem gekommen war, und daß er im jüdischen Glauben glücklich und zufrieden sei. Jetzt fürchtete Mahendra nur, daß Ramuldu seinen Brief nicht zeitig erhalten möge, obwohl er geschrieben hatte, daß er nicht allzu lange in Syrien und Judäa zu verweilen gedenke.

Inzwischen ebte das traurige Leben Dabhitis schnell dahin. Die Ungeheuer, in welche seine arme Seele nach seinem Tode wahrscheinlich wandern würde, verfolgten ihn Tag und Nacht. Er vermochte sie nicht zu verschrecken, sein priesterlicher Beichtvater auch nicht. Das freiwillige Verbrennen seiner Witwe wurde nun als das einzige Mittel dargestellt, das ihm noch einige Erleichterung bringen könne. Auf dem Scheiterhaufen könnte sie in etwas blühen für ihre niedrige Geburt und ihr gottloses Leben und so auch ihrem Gemahl ein wenig helfen, dessen Dämon sie nun einmal gewesen sei. So wurde denn Atossa ans Sterbelager ihres Mannes geführt. Sie sah fast eben so hager und bleich aus wie der Sterbende. Der Priester, der ihn genau unterrichtet hatte, was er sagen solle, hatte sich flüglich zurückgezogen, denn er wußte wohl, daß seine Gegenwart nur ihren Stolz und ihre Hartnäckigkeit erregen würde. Noch einmal waren Gatte und Gattin allein bei einander, und Atossa brach in Tränen aus, als sie den Sterbenden erblickte. Er nahm ihre Hand und sagte mit schwacher, gebrochener Stimme: „Weine nicht, Atossa; ich ließ dich rufen, um dich um etwas Höheres als deine Tränen zu bitten: Ich liebte dich einst, denn du warst die lieblichste Blume im ganzen

Hindustan, und ich liebe dich noch heut, obwohl ich weiß, daß diese meine Liebe mein Verderben ist. Ich kann es nicht ändern, es ist mein Schicksal. Aber wenn du jemals einen Funken von Liebe in deinem Herzen für mich gehabt hast, dann versprich mir jetzt, was jede hochgeborene Witwe Indiens mit Stolz tun würde, mich auf den Scheiterhaufen zu begleiten.“

Er sank vor Erschöpfung zurück, sie vor Entsetzen. Ihre Schwiegermutter hatte ja längst hierauf hingedeutet, und wie die meisten indischen Witwen, hätte auch sie die schnelle Qual des Feuertodes der langen Qual des Witwenstandes vorgezogen, hätte sie nicht den wahren Gott gekannt. Sie wußte, daß der Selbstmord Sünde sei.

„Willst du nicht den letzten Wunsch deines sterbenden Mannes erfüllen?“ fuhr Dabhiti fort, als er mit Verstärkung den entsetzten Blick Atossas bemerkte.

„Niemals! Niemals!“ rief sie aus. „O mein armer Mann, warum muß denn deine Seele in diesem schrecklichen Wahn befangen sein? Es gibt nur einen wahren, lebendigen Gott, und der hat gesagt: ‚Du sollst nicht töten.‘“

Doch ihr Flehen war umsonst. Der Sterbende rang nur verzweifelt die Hände und stöhnte: „Der Dämon! Der Dämon! Er hat deine Seele in Banden!“ Jetzt kam der Priester und redete mit honigsüßen Worten von der hohen Ehre, welche sie vor allem Volk erlangen würde, wenn sie nur ein wenig Mut zeige. Sie gab ihm keine Antwort. Dann trat Prixa herein und schalt sie heftig, daß sie durch ihre Freveltat am heiligen Fluß den Fluch der Götter auf ihr ganzes Haus herabbeschworen hätte. Das erregte ihre Seele und laut rief sie dagegen: „Das war die beste That meines ganzen Lebens; sie hat mir wenigstens einen Sohn gelassen, wenn mein Erstgebore-

ner unnatürlich genug ist, seine eigene Mutter zu hassen.“

Vor ihren Worten und ihren Tränen schämte sich Priya doch ein wenig; nun aber stürzte Taugrya herein und überschüttete die hilflose Frau mit einer wahren Flut von Schmäh- und Fluchworten, bis sie sich schweigend erhob, um das Zimmer zu verlassen. Taugrya wollte sie aufhalten und faßte sie heftig am Arm. Doch Dabhiti sagte mit seiner letzten Kraft: „Laßt sie gewähren; mein Versprechen, sie niemals zu mißhandeln, soll nicht gebrochen werden. Doch ich merke, daß mein Blut erkaltet. Heiliger Vater, bringe die heilige Ruh herbei, meinen letzten Trost auf Erden.“

Das heilige Tier, ein armes, stummes Stück Vieh, wie alle seiner Art, wurde von einem Tempeldiener heringebracht bis ans Lager des Sterbenden. Mit zitternden Händen faßte er den Schwanz der Ruh, während seine Augen einen eigenen sehnächtigen Schimmer erhielten, als ob seiner Seelen Seligkeit an dieser Handlung hinge. Es war die letzte Lebenswelle; als sie zerfloß, entfloß sein Geist, während seine erstarrenden Hände noch immer den Schwanz der heiligen Ruh umklammerten.

Die Bestattung wurde auf den nächsten Morgen anberaumt, da man in den Tropengegenden Leichen nicht lange aufbewahren kann.

„Jetzt müssen wir dieses halbstarrige Weib zwingen, ihres Vatters Scheiterhaufen zu ehren,“ sagte der Priester. „Es wäre eine ewige Schmach für die ganze edle Familie, wenn man sich ihrem Trotz noch länger beugte. Tue deine Kindespflicht, Priya. Bleibt sie am Leben, so bringt sie sicherlich deinen Bruder Ramuldu zurück, um mit dir das Erbe zu teilen. Da dein Vater tot ist, hat niemand mehr das Recht, ihn zu opfern. König Puschnamitra, welcher uns vielleicht geholfen hätte in dieser Sache, ist

nicht mehr hier. Ist aber deine Mutter tot, dann kann dich niemand zwingen, den Gauklerknaben als deinen Bruder anzuerkennen.“ Diese Worte erstickten auch das letzte kindliche Gefühl in Prixa's stolzer, habgieriger Seele. Vom Todeslager des Vaters eilte er in die stille Zenana der Mutter und verlangte in rauhem, drohendem Ton ihre Einwilligung zur Selbstverbrennung. Sie weigerte sich, hielt es aber für nutzlos, das verblendete Kind um Schonung zu bitten. Da brachte er eine Peitsche, schloß die Thür, damit Rustam nicht stören könne und sagte zum Priester: „Heiliger Vater, behandle den Dämon, wie er es verdient.“

Die Worte entranen seiner Mutter einen lauten Angstschrei, denn die glühenden Augen des Priesters verkündeten ihr nichts Gutes. Sie floh bis in die äußerste Ecke des Zimmers; aber der grausame, rachsüchtige Priester folgte ihr und schlug erbarmungslos auf sie los. Solch auserlesenes Vergnügen hatte seine gemeine Seele selten empfunden. Er sollte es aber nicht lange genießen. Nach dem ersten Sausen der Peitsche und dem folgenden Schmerzensschrei vernahm Prixa ein Rütteln an der verschlossenen Thür, welches ein häßliches Lächeln auf seine dünnen Lippen brachte. Aber nach dem zweiten Sausen der Peitsche wurde das Jammergeschrei seiner Mutter übertönt von einem gewaltigen Krachen, welches ihn vor Schrecken erbeben machte. Als der treue Rustam das Schloß nicht öffnen konnte, war er einige Schritte zurückgetreten, hatte sein nun ergrautes Haupt geneigt und war mit seinem ganzen gewaltigen Gewicht wie ein Sturmbock gegen die Thür angerannt, daß Schloß und Angel und Holz auf einmal brachen. Die zersplitterte Thür stürzte ins Zimmer und über sie sprang die Riesengestalt des Regers. Als er die Peitsche über seiner geliebten Herrin geschwungen sah, da brüllte er vor Wut

wie ein wildes Tier. Mit zwei Sägen war er neben dem Priester, den seine Linke zu Boden schleuderte, während seine Rechte ihm die Peitsche entriß und in rasender Wut auf den Gefallenen herabsausen ließ. Nur seine fahengleiche Behendigkeit rettete Vicvamisra das Leben. Obwohl jeder Schlag eine blutige Strieme hinterließ, gelang es ihm, auf die Füße zu springen und aus dem Hause zu entfliehen, obgleich Rustam ihn bis ans Thor verfolgte. Priya aber, selbst zur Raserei entflammt, rief nun das ganze Hausgesinde gegen Rustam zusammen. Etwa ein Duzend Männer fielen mit allerlei Waffen über Rustam her, und obwohl er wie rasend kämpfte, wurde er doch schließlich überwältigt, an einen Baum gebunden und gepeitscht, bis das Blut in Strömen von seinem Rücken floß und die alten babylonischen Narben noch einmal aufgerissen wurden. Dann befahl man ihm, das Haus zu verlassen und niemals zurückzukehren, sonst würde er getötet werden.

Sobald der schreckliche Neger aus dem Wege war, kehrte Vicvamisra zurück, um sein Werk zu vollenden. Noch einmal frug er Atossa mit der Peitsche in der Hand, ob sie die letzte heilige Pflicht an ihrem Gemahl erfüllen wolle. Sie wußte, daß dieser schreckliche Priester, jetzt vor Schmach und Schmerz ganz rasend geworden, sie eher töten würde, als seinen Zweck aufgeben. Sie blickte auf die dunkle, verschrumpfte Gestalt ihrer Schwiegermutter, und all der Jammer indischer Witwenschaft starrte ihr entgegen. Sie blickte auf ihren Sohn, ihr eigenes Kind; aber heidnischer Fanatismus hatte sein Herz in Stein verwandelt. Auf Erden gab es keine Hilfe mehr für sie, und als der Priester wiederum die Peitsche hob und Antwort heischte, da neigte sie das Haupt und ein Stöhnen unaussprechlicher Qual entrang sich ihrer Brust.

„Jetzt hat sie endlich ihre Zustimmung gegeben,“ sagte der Priester, „und es ist gut, daß sie es getan.“

Atossa widersprach ihm nicht, sie hörte ihn nicht einmal. Ihr Geist war versunken im Gebet zu Gott. Als alle irdische Hilfe aus war, fand sie einen Zufluchtsort am Gnadentron. Und der große Gott, dessen Name Liebe ist, ließ dies sein armes, schwaches Kind nicht gar verzagen. Durch Nacht und Dunkelheit, durch Schmerz und Qual, ja durch Rauch und Flammen des Scheiterhaufens hindurch drang plötzlich ein kleines flackerndes Licht von weit her auf dem Ganges Gewässer, und ihr Herz wiederholte die Worte, welche ihr Mund nicht aussprechen durfte: „Mein Sohn kommt zurück.“

XIX.

Auf dem Scheiterhaufen.

Vor dem westlichen Thor der Stadt hatte man den Scheiterhaufen geschichtet für den berühmten General Dabhiti und sein Weib Mossa. Süß duftete das Holz von Sandel- und Moenbäumen und der fromme Eifer des Sohnes hatte keine Kosten gescheut, um den Scheiterhaufen in gebührender Größe aufzurichten. Ganze Zuber voll heiliger geschmolzener Butter hatte man über das Holz gegossen, um die Flammen zu speisen. Eine ungeheure Menge war zusammen geströmt, denn einen solch großartigen Leichenzug hatte man lange nicht gesehen. Der Hohepriester, der weitberühmte *Maha Deva Shastri* Vicvamitra, war selbst gekommen, um für seinen lebenslangen Freund Dabhiti die religiösen Ceremonien zu leiten. Auch Soldaten waren da als Ehrenwache für den General, obwohl sein alter König Puschyamitra seine Residenz von Benares nach einer anderen Stadt verlegt hatte, nachdem er andere Teile Indiens unterworfen. Der Hohepriester wurde grau, aber das Feuer in seinen Augen zeugte von keiner Milde, auch von keiner Trauer über den Tod seines Freundes. Der Brahmanenstolz war darin zu lesen, noch mehr als vor 24 Jahren am Feste des Juggernaut. Dieselbe gesättigte Rachsucht leuchtete aus den Augen, heute noch erhöht durch den Schmerz von Rustams Striemen. Heute sollte er süßere Rache genießen, als selbst das Herzblut des armen Regers ihm hätte geben können. Die Gestalt der Frau war nicht mehr hoch und anmutig, wie vor Jahren, sondern gebeugt und abgemagert und ihr Haar war schneeweiß. So wurde sie aus ihrer vergoldeten

Sänfte nach dem Scheiterhaufen getragen. Das weiße Haupt war mit köstlichen Blumen bekränzt, wie an ihrem Hochzeitstage, denn heute wurde sie ihrem Gatten im offenen Flammenfeuer angetraut. Der Leichnam Dabhitis wurde vor ihr hergetragen, Priya ging hinter ihr. Ihre Augen waren offen, doch sie sahen nichts um sie her; sie waren mit ängstlich suchendem Blick nach dem Westen gerichtet. Der Scheiterhaufen, der sich hoch und drohend vor ihr erhob, schien keine Schrecken für sie zu haben. War sie mit Opium betäubt worden, wie so manche ihrer Schweistern vor diesem schrecklichen Todesgange? Oder hatte der Schrecken ihr den Verstand geraubt, wie es gleichfalls oftmals vorkam? Jedenfalls wehrte sie sich nicht im geringsten, als die Diener sie auf den Holzstoß setzten, sie wandte nur ihr weißes Antlitz gen Westen.

Die Hitze war drückend und schon während man die Stadt verließ, hatte man entferntes Donnerrollen vernommen, welches Mensch und Tier erbeben ließ, denn es verkündete den nahenden Monsun. Bis man die Witwe auf den Scheiterhaufen gesetzt hatte, war der westliche Himmel verdunkelt. Blitze zuckten und der Donner grollte lauter. In diesem Augenblick wurde eine große von zwei Maultieren getragene Sänfte nahe bei dem Scheiterhaufen plötzlich geöffnet, und in ihr erhob sich ein ehrwürdiger Greis, der seine Arme gen Himmel hob und laut ausrief: „Ihr Leute von Benares, zieht nicht den Fluch der Götter auf euer Haupt herab, indem ihr diese Witwe gegen ihren Willen verbrennt! Diese Frau, meine Tochter, ist grausam gepeitscht worden, weil sie sich entschieden weigerte, den Scheiterhaufen zu besteigen. Jetzt ist sie ohne Zweifel betäubt worden, um sie nachgiebig zu machen. Dies ist gegen eure Religion; rettet sie, ehe der Fluch euch trifft. jene Gewitterwolke warnt euch zur rechten Zeit.“ Ein blendender Blitz, der den

ganzen westlichen Horizont spaltete und von einem unheimlichen Donnergetöse gefolgt wurde, gab seinen Worten Nachdruck; das abergläubische Volk bebt zurück von dem Scheiterhaufen und wandte sich heimwärts. Manche kannten und achteten den alten Kaufmann, der jetzt um das Leben seines einzigen Kindes bat.

Als der gebundene, blutende Rustam zu ihm gekommen war, hatte er gewußt, was kommen würde und sich darauf gerüstet, so weit in seinen schwachen Kräften lag. Als Geschäftsmann ging er geschäftsmäßig ans Werk, obwohl das Gebet zu Jehovah sein erstes gewesen war. Seit einiger Zeit hatte er mit einem anderen Kaufmanne über den Verkauf seines Bazars unterhandelt. Jetzt bot er ihn demselben zu einem solch niedrigen Preise in Gold an, daß der Handel auf der Stelle abgeschlossen wurde. Dann kaufte er die stärkste Sänfte und die besten Maulthiere, die er finden konnte. Nachdem er all seine Wertfachen und die notwendigste Nahrung und Kleidung in der Sänfte verstaute hatte, verbrachte er die Nacht im Gebet. Niemals hatte er den Trost, zu einem lebendigen Gott beten zu können, so empfunden wie jetzt, da alle irdische Hilfe so verzweifelt schwach erschien. Er und Rustam waren ja bereit, ihr Leben für Atossa zu lassen, aber keinem anderen Diener konnte er auch vertrauen, da das Rettungswerk gegen ihre Religion zu verstoßen schien. Den furchtbar zerfleischten Rücken Rustams hatte er gewaschen und verbunden, so gut er vermochte, und der alte Riese vergaß seine Schmerzen in seinem Eifer, seine Herrin zu retten. Nach ihrem Plan sollte Rustam Atossa mit Gewalt nach der Sänfte tragen, wenn des Vaters Flehen unerhört blieb. Der Plan war schwach, aber es gab keinen anderen, da Prixa sein Haus stark bewachen ließ. Der nahende Monsun belebte ihre Hoffnung, denn sie kannten den Aberglauben des Volkes und

Mahendra erkannte im Sturm das Werk Jehovahs. Wenn sich dieser heiß ersehnte und doch auch gefürchtete tropische Gewittersturm nach monatelanger Dürre zum ersten Male über Indiens verdorrte Gefilde erhebt, dann pflegen Mensch und Tier eiligst Obdach zu suchen.

Vielleicht wären die Worte des Greises, unterstützt von den drohenden Zeichen am Himmel, erfolgreich gewesen, denn selbst Priyas schuldbeladenes Gewissen erhebt, wenn der Priester nicht da gewesen wäre. Sich zu seiner vollen Höhe erhebend in seinem Elefantenturm, schrie Biebamitra mit gellender Stimme: „Er lügt, der gottvergessene Hund, der noch immer unsere heilige Religion verachtet hat! Die Witwe ist nicht betäubt; seht nur, ihre Augen sind weit offen und sie sagt kein Wort gegen ihr Verbrennen. Sie kennt ihre Pflicht gegen ihren edlen Gatten. Herbei mit euren Fackeln, Sklaven, warum zögert ihr?“

Des Vaters Kraft war nutzlos verbraucht, denn die Fackelträger näherten sich dem Holzstoß, und keine Hand erhob sich gegen sie. Würde Rustams Kraft mehr vermögen? Bis jetzt hatte der Neger seine gewaltige Gestalt flügllich hinter der Sänfte verborgen; jetzt erhob er sich zu seiner vollen Höhe, warf die Umstehenden zur Seite wie die Kugel die Regel und durchbrach sogar die Doppelreihe der Soldaten. Ehe er jedoch die Stufen zu dem Holzstoß emporsteigen konnte, wurden Schwerter und Lanzen auf ihn geschwungen und ein Duzend starke Männer suchten ihn zurückzureißen. Er versuchte sie abzuschütteln wie ein gestellter Bär die Jagdhunde und das ganze Knäuel ringender Männer wogte hin und her, je nachdem der Riese sich rechts oder links wandte. Da erscholl wiederum die scharfe, befehlende Stimme des Priesters: „Legt die Fackeln an das Holz, ihr Sklaven, oder die Geißel soll auf eure Rücken gelegt werden!“

Diesmal gingen die Fackelträger bis an den Holzstoß auf der Seite, die nicht durch Rustam und seine Gruppe gefährdet war. Aber noch einmal wurden sie aufgehalten, und zwar dieses Mal durch einen geisterhaften Anblick, der ihre Haut schauern machte.

Die Witwe, welche bisher bewegungslos neben ihrem toten Gatten gesessen hatte, welche die Worte ihres Vaters nicht zu hören und die Taten ihres Dieners nicht zu sehen schien, sprang plötzlich auf, als ob die grausamen Flammen schon ihr Fleisch berührt hätten, riß die Totenkränze aus ihrem Haar, hob ihre Arme gen Himmel, während ihr Auge innerer noch unverwandt gen Westen schaute und sang mit schriller, durchdringender, unheimlicher Stimme:

Ob umbraust von den Wellen,
Vom herben Geschick,
Die Segel, sie schwellen:
Mein Sohn kommt zurück.

Dann mit dem langen schlanken Arm gen Westen zeigend, rief sie in jauchzendem Ton: „Dort kommt er, mein einzig treuer Sohn, mein Ramuldu auf seinem weißen Rosse, um seine Mutter vom grausigen Tode zu erretten! Jehovahs Name sei gepreist!“

Als sie ihren sonderbaren, geisterhaften Gesang begann, fiel Totenstille über die Menge; selbst Rustam und seine Feinde schöpften einen Augenblick Atem. Jetzt folgten aller Augen der Richtung des ausgestreckten Armes. Zuerst sahen sie nichts als die drohenden Wetterwolken am Himmel. Plötzlich aber erleuchtete ein greller Blitz die Landschaft, und dort, gerade unter der dunkelsten Wolke, erblickte man einen Reiter, der auf einem milchweißen Rosse daher raste.

„Es ist Krishna selbst!“ rief ein besonders frommer Hindu, und in einer Sekunde wiederholten Tausende

dieses Wort. Die Fackelträger taumelten entsetzt zurück und ließen ihre Fackeln zur Erde fallen. Einige Leute flohen; andere standen wie angewurzelt und blickten starr auf den schnell näher kommenden Reiter. Nur einer kannte keine abergläubische Furcht, obwohl auch er durch die plötzliche Erscheinung des stürmischen Reiters betroffen war. Der Priester hatte die Kraft und den Mut Ramulbus kennen gelernt und zweifelte nicht an Stoffas Worten, — ihr Sohn kam zu ihrer Rettung. Aber er sollte seinen Zweck trotz alles Wagemuths nicht erreichen. Seine Stimme mächtig erhebend, rief der Priester über die Menge: „Das ist kein Gott, ihr Toren, sondern ein Surensohn dieses Weibes! Ich selbst werde den Holzstoß anzünden, um euch zu zeigen, daß eure Furcht grundlos ist.“

Eiligst stieg er die Reiter herab, ergriff eine Fackel und legte sie an den Scheiterhaufen. Die Menge, so lange von jener befehlenden Stimme beherrscht, beugte sich noch einmal vor deren Schall. Sie stand still; als das mit Butter getränkte Holz schnell aufflammte und dichte Rauchwolken emporstiegen, verlor sich schnell die abergläubische Furcht und Bievanitra konnte stolz ausrufen, während er seine Fackel schwang: „Die Priester Brahmas herrschen noch im Lande! Soldaten, faßt den Reiter! Ich kenne ihn wohl, er ist ein gewöhnlicher Mensch, wie ihr alle!“

Doch während er noch das letzte Wort hervorstieß, drang ein Pfeil, welchen der Reiter auf dem weißen Rosse im vollen Zagen abgeschossen hatte, in seinen Mund und durch seinen Hals, daß die Spitze am Nacken wieder hervorkam. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens begleitete des Priesters Fall, die abergläubische Furcht kehrte wieder mit verdoppelter Macht, da nur ein Gott einen solchen Schuß tun konnte, zumal auf den Hohenpriester

des Volkes. Noch einen kurzen, entsetzten Blick auf das schöne, schreckliche Gesicht des Gottes, dann flohen alle, selbst die Soldaten, die mit Rustam gerungen hatten. Priya allein glaubte dem Priester und versuchte sich der Menge entgegen zu stemmen; dadurch aber wurde er zu Boden gerissen und zu Tode getreten.

Atossa stand immer noch aufrecht, ohne sich ihrer tödlichen Gefahr bewußt zu sein, und streckte beide Arme ihrem Ramuldu entgegen. Sie hätte noch vom Scheiterhaufen herunter steigen können, dachte aber nur an ihren Sohn, ihren Retter. Rustam hatte einen Sieb über die Stirne erhalten, so daß er die Augen voll Blut hatte und nicht sehen konnte. Ihr Vater schrie so laut er konnte: „Komm herab, Kind, komm herab!“ aber sie hörte ihn nicht in dem furchtbaren Lärm. Dann stieg er aus der Sänfte, so schnell er nur konnte; aber sie wäre verbrannt, ehe seine zitternden Kniee ihn bis zum Scheiterhaufen getragen hätten. In dieser höchsten Not, als sie bereits in Rauch gehüllt war und Flammen an ihrem Kleide empor leckten, wurde das weiße Roß dicht neben dem Scheiterhaufen gezügelt, die Worte: „Mutter! Mutter!“ tönten in ihre Ohren und durch Rauch und Flammen sprang sie in die Arme ihres Sohnes.

Es war wirklich Ramuldu. In einer benachbarten Stadt, wo er am Abend vorher nach schneller, glücklicher Reise angelangt war, und wo er eben Erkundigungen einziehen wollte, wie es in Benares siehe, hatte er an diesem Morgen zu seinem höchsten Schrecken vernommen, daß General Dabhiti und seine Witwe an diesem selben Tage verbrannt wurden. Da hatten Agathofles und er ihre Kamele in der Karamanserei gelassen und waren zur Stadt hinaus gejagt, so schnell ihre Rösse sie tragen konnten. Bald war Ramuldu seinem Freunde weit voraus, und er kam um nichts zu früh. Die teure Last vor

sich in den Sattel setzend, löschte er schnell die Funken an ihrem Kleide und wandte dann sein Pferd, um zurückzujagen. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und sagte: „Mein Knabe, mein Ramuldu, ich wußte, daß du heim kommen würdest!“ In dem Augenblick fiel sein Auge auf die Rüstengestalt Rustams, darum zügelte er nochmals sein Roß. Der arme Neger versuchte immer noch das Blut aus seinen Augen zu wischen, als Ramuldu ihn anrief: „Rustam! Rustam! Du gute alte Seele, bist du hier, um für deine Herrin zu kämpfen?“ Der Alte erkannte die Stimme sofort, hob seine Arme gen Himmel und rief aus: „Jehovah, sei gepreist; der junge Herr ist gerade zur rechten Zeit gekommen!“ Von Mahendra und Atossa hatte er längst gelernt, den Namen Jehovahs zu kennen und zu lieben, und seine kindlich fröhliche Seele fand jetzt sofort den rechten Ausdruck für seine überwältigende Freude. In demselben Augenblick legte sich eine zitternde Hand auf Ramuldus Arm und eine zitternde Stimme sprach: „Atossa, Ramuldu, seid ihr beide mir zurückgegeben durch die barmherzige Hand Gottes?“ „Großvater,“ rief Ramuldu höchst erfreut, indem er versuchte eine Hand frei zu bekommen, um die des Greises zu drücken, „auch du bist herausgekommen!“ Doch der kühl erwägende alte Kaufmann antwortete schnell: „Wir dürfen keine Zeit verlieren; bringe deine Mutter nach jener Sänfte, während ich nach Rustam sehe. Wir müssen fort eilen; der panische Schrecken des Volkes mag nicht lange anhalten und jedenfalls wird der Monsun bald hereinbrechen.“

Zu seiner freudigen Ueberraschung erblickte Ramuldu jetzt die reisefertige Sänfte und er zögerte nicht, die Mutter hineinzutragen. Mahendra hatte schnell das blutende Haupt Rustams verbunden und seine Augen vom Blut gereinigt. Sobald der alte Neger wieder sehen konnte,

stürzte er auf Ramuldu zu und umarmte ihn, daß ihm die Knochen knackten, während er ausrief: „Gerade zur rechten Zeit, mein Junge, gerade zur rechten Zeit! Ich warf einige zwanzig oder dreißig über den Haufen, aber es waren ihrer zu viele. Wie in aller Welt hast du es nur angefangen, die Menge fortzuschrecken? Ha! jetzt sehe ich's, du hast den Priester erschossen. Ich hätte ihn gestern schon totgeschlagen, als er deine Mutter peitschte, aber er war mir zu flink und sie rissen mich hinweg. Das war der beste Schuß deines Lebens, mein Junge, und auch gerade durch sein Lügenmaul!“

Hier wurde der Strom von Rustams Beredsamkeit, der leichtlich mächtig anschwoll, wenn er einmal ordentlich im Gange war, von Mahendra unterbrochen, welcher sagte: „Jetzt ist keine Zeit zum Reden, Rustam. Kannst du trotz all deiner Wunden das vordere Mantier besteigen?“ „Das Mantier besteigen und geradeswegs nach Babylon reiten,“ antwortete Rustam mit herzhaftem Lachen. „Meinst du, ein paar Kraker wie diese würden den alten Rustam mürbe machen? Ich habe immer gesagt, diese indischen Zwerge hätten kein Mark in den Knochen. Dein Vater allein war ein wirklicher Mann, Ramuldu, aber seine Gebeine werden jetzt auf jenem Scheiterhaufen verzehrt.“ Mit diesen Worten stieg er auf das Mantier und rief: „So, jetzt geht's endlich nach Babylon!“

Mahendra und Ramuldu warfen noch einen letzten, traurigen Blick auf den Scheiterhaufen, wo die weißen Gebeine jetzt von der Hitze gebogen wurden. Sie wandten sich ab von dem schauerlichen Anblick, doch nur um einem noch schauerlicheren zu begegnen. Vor ihnen lag Prixa, Ramuldu's Bruder, in seinen reichen Gewändern — tot, sein nach oben gefehrtes blutiges Gesicht so furchtbar zerschlampft, daß sie ihn kaum erkannten. Ein Schau-

der ging durch seines Bruders Herz und eine Träne stahl sich in sein Auge bei dem Anblick, obwohl er von Priga niemals brüderlich behandelt war. „Mein armer Bruder,“ schluchzte er; „der Priester hatte sein Herz ebenso vergiftet wie das meines armen Vaters. Gott sei gelobt, daß er mich zu seinem Richte geführt.“

Sie sagten Atossa nicht, was sie hier gesehen hatten, bis lange nachher. Noch einen langen, traurigen Blick warfen beide Männer auf Benares, die Stadt ihrer Geburt, genannt die heilige Stadt, aber voll der entsetzlichsten heidnischen Greuel. Dann setzte sich Mahendra neben seine Tochter, welche still und glücklich war nach all den schrecklichen Ereignissen der letzten Tage, ja der letzten Jahre. „Habe ich dir nicht immer gesagt, mein Sohn würde zurückkehren,“ sagte sie zu ihrem Vater. Um die Zukunft machte sie sich keinerlei Sorgen: ihr starker, mutiger Knabe war ja bei ihr. Ramuldu sprang auf seinen Araber und half die Maultiere zu schnellem Lauf antreiben.

Es war auch hohe Zeit. Die Straße war fast leer; die Landleute trieben eiligst ihr Vieh nach Hause und schlossen die Thüren gegen den schnell hereinbrechenden Sturm. Ramuldu wußte kaum, was er anfangen sollte. Die Nähe der Stadt war gefährlich, aber das war auch der Monsun, besonders für seine Mutter. Der arge Wirbelsturm, der dem Regen vorausging, trieb ihn schließlich in ein großes, etwas allein stehendes Haus dicht am Wege. Dort wollte er warten, bis das schlimmste vorüber war. Sie wurden freundlich empfangen von dem Eigentümer, der niemand von ihnen kannte, sich aber sehr verwunderte, daß sie im Angesicht des Monsuns Benares verlassen hätten. Sie sagten, daß sie große Eile hätten und sich so bald wie möglich wieder auf den Weg machen würden. Sie waren kaum unter Dach, als der

Sturm auch schon mit aller tropischen Macht hereinbrach. Mahendra gab dem Wirt etwas Geld, wofür er ihnen bereitwilligst sein bestes Zimmer überließ.

Hier gehörten nun diese Personen, die einander die nächsten waren, zum erstenmal in ihrem Leben wirklich und völlig zu einander. Wie viel hatten sie doch einander zu erzählen, wie viel dem gnädigen Herrn im Himmel zu danken für seine wunderbare Führung! Während der Sturm draußen in der Natur an Wut zunahm, wurde es in ihren Herzen allmählich still. Rustams Wunden wurden sorgfältig untersucht und verbunden; die Schwert- hiebe und Lanzenstiche von heute waren nicht so schlimm wie die Striemen vom vorigen Tage. Da er sofort von einer ganzen Rote umgeben war, hatte keiner Gelegenheit gehabt, ihn ordentlich zu treffen. Atossa, jetzt völlig erschöpft, lag auf dem Divan, hielt die Hand ihres Knaben, schaute in seine blauen Augen und lauschte seiner Stimme, als er seine Erlebnisse erzählte. Als er schließlich inne hielt und anfang sie zu fragen, sagte sie einfach: „Der Herr hat alles wohl gemacht. Warum soll ich dein junges Leben verbittern mit der Erzählung meines langen Wehs. Er gab mir Kraft alles zu ertragen durch die fröhliche Hoffnung auf deine Heimkehr. O, wie glücklich bin ich, daß wir zu seinem Volke ziehen und alle seine Wege kennen lernen, um darin zu wandeln.“

„Hast du Schriften mitgebracht?“ fragte jetzt der Großvater erwartungsvoll. „Eine ganze Menge,“ antwortete Ramuldu, „doch sie sind bei unserem Gepäck in der nächsten Stadt.“

„Dann sage uns alles, was du von Jehovah und seinem Gesetz gelernt hast; ich hungere und dürste nach Wahrheit.“

„Auch ich möchte gerne mehr hören von dem großen, guten Gott, der den jungen Herrn gerade zur rechten

Zeit heimsandte, um die Herrin vom Feuertode zu retten," bemerkte Rustam. „Aber eben jetzt empfinde ich eine andere Art Hunger, obwohl ich wahrscheinlich der einzige bin, der sein Frühstück gehabt hat.“ „Rustam," sagte der Kaufmann feierlich, „du bist ebenso verständig wie stark und treu. Heute gebe ich dir deine volle Freiheit; du sollst nicht länger unser Sklave sein, sondern unser teuerster Freund.“ Rustam blickte auf seinen Herrn, als ob er ihn nicht recht verstanden habe. Nach und nach kam sogar ein ängstlicher Zug über sein ehrliches schwarzes Gesicht und er fragte: „Muß ich euch dann verlassen, wenn ich frei bin, und darf ich meiner Herrin nicht mehr dienen?" — „Gewiß nicht, wir könnten dich nie entbehren," riefen alle drei wie aus einem Munde.

„O, dann ist's schon gut," meinte der Alte munter und wollte nach der Küche gehen, ohne seine neuerworbene Freiheit auch nur eines weiteren Gedankens zu würdigen. Der Vater hatte es mit seiner Gabe gänzlich verfehlt; die Tochter hatte besseres Glück. Die goldene Kette, welche noch an ihrem Halse hing von der Schmückung zur Leichenfeier, lösend, händigte sie dieselbe Rustam ein und sagte: „Die sollst du hinfort tragen als eine Erinnerung an diesen Tag.“ Das freute den alten Anaben unbändig. Er tat die Kette sofort um seinen Stierhals, den sie fest umschloß, und lief dann in die Küche das Mahl zu bereiten, glücklich wie ein Kind beim schönsten Weihnachtsgeschenk. Für ihn gab es auf Erden kein anderes Glück, als seiner Herrin und seinem Herrn zu dienen.

Alle sprachen dem Mahle zu, selbst Atossa, obwohl sie zuerst meinte, sie könne gar nichts genießen, wie sie denn seit dem gestrigen Morgen nichts genossen hatte. Nach dem Essen machte Rustam den Vorschlag, daß alle

ein Mittagschlüfchen machen sollten, und er gab selbst das beste Beispiel, indem er sich ohne weiteres in eine Ecke auf den Boden legte und augenblicklich fest einschlief, als ob das eine bloß mechanische Arbeit sei. Mahendra folgte bald, obgleich seine überspannten Nerven ihm zuerst ziemlich Noth machten. Aber Atossa konnte nicht schlafen, sie war zu erschöpft und zu glücklich. Da saß das Kind an ihrer Seite, welches ihre Wonne und ihre Pein gewesen war; das fast sein ganzes Leben lang von ihr gerissen war; das der Herr aus ungezählten Nöthen und Gefahren errettet hatte, — da saß es neben ihr, ein schöner, starker, mutiger Mann! Die lange, mühselige, gefährliche Reise vor ihr warf keinen Schatten auf die lichte Glückseligkeit ihres Mutterherzens. Und Ramuldu war ebenso glücklich und hätte noch stundenlang so mit ihr plaudern mögen. Aber er sah die bleichen Wangen, die fieberischen Augen, und bat sie, einzuschlafen. Sie versuchte es, aber sie vermochte es nicht. Er hielt ihre schmalen Hände, streichelte ihr weißes Haar, küßte ihre blauen Augen, aber sie konnte dennoch nicht einschlafen, obwohl sie todmüde war. Endlich sagte sie: „Leg deinen Kopf in meinen Arm, daß ich mir doch einmal einbilden kann, mein Mädchen schlafen zu machen.“ Freudig gehorchte er, setzte sich nieder vor ihrem Lager und legte sein Haupt an den mütterlichen Busen. Sie nahm sein Haupt in ihre Arme und spielte mit seinem Haar, doch bald lösten sich ihre Finger, die Arme sanken herab und an ihren tiefen, ruhigen Atemzügen merkte er froh, daß sie endlich eingeschlafen war. Er wagte nicht, sich zu rühren, damit er sie ja nicht wecke. So saß er lange da in glücklichen Gedanken verloren. Sein ganzes Leben zog vor seinem Geiste vorüber. In einem Sinne war ja sein Los ein schwereres gewesen, da man ihm die Heimat verweigert hatte; eigentlich hatte jedoch nicht

er die Last getragen, sondern die treue Mutter, an deren Busen er nun ruhen durfte. Nur der Herr wußte, was sie erduldet hatte. Er fing an, mit offenen Augen zu träumen; und an welchen besonderen Gegenstand sollten da bei seiner jetzigen fröhlichen Stimmung seine Gedanken lieber hängen bleiben, als an seiner Werbung in den Bergen und seiner Braut Nossja. „Sie trägt meiner theuren Mutter Namen; wie wird sie sich erst freuen, für die Dulderin sorgen zu können.“ Seine Gedanken wanderten immer weiter, bis sie schließlich unbewußt im wirklichen Traumland anlangten: der große Junge war in den Armen seiner Mutter eingeschlafen.

Rustam wurde zuerst wach, wie er zuerst eingeschlafen war. Als er all die anderen im süßen Schummer erblickte, grinste er vor Vergnügen bis all seine weißen Zähne aus seinen dicken Lippen hervorblickten. Vorsichtig erhob er sich, um ja niemand zu stören. Kopf und Rücken schmerzten ihn stark, und er fühlte einen brennenden Durst, ohne Zweifel eine Folge seines Blutverlustes und seiner vielen Striemen, Beulen und Wunden. Leise schlich er aus dem Zimmer, trank einen halben Eimer Wasser auf einmal und fütterte dann die Tiere. Als er zurückkehrte, fand er Ramuldu wach und nach dem Wetter ausschauend. Der Regen hatte aufgehört; und obgleich der Weg sehr weich war, entschloß er sich weiter zu reisen und womöglich noch an diesem Tage die nächste Stadt zu erreichen. So weckte er denn die Mutter und den Großvater und bald waren sie wieder auf dem Wege gen Westen.

Der Regen hatte die Luft abgekühlt und die starken Tiere machten ziemlich gute Fortschritte. Ein wenig vor Sonnenuntergang erblickte man in der Ferne einen einzelnen Reitermann, der ihnen entgegen kam. Ramuldu

beobachtete ihn eine Weile, dann erhob er den Arm zum Gruß. Der Fremde wiederholte das Zeichen und nun war Ramuldu seiner Sache gewiß und sagte zu seinen Lieben: „Dort kommt mein alter Freund Agathokles, ohne dessen Hilfe ich wohl kaum zur rechten Zeit zurückgekehrt wäre.“ Bald war der Athener bei ihnen. Auch er hatte Zuflucht vor dem Monsun gesucht und war dann so bald wie möglich seinem jungen Freunde gefolgt. Er begrüßte denselben in seiner üblichen ungestümen Weise, und wollte wissen, wie im Namen aller Olympier er imstande gewesen sei, die Seinen so schnell zu retten und noch dazu in einem solchen Sturm. Als aber Ramuldu ihm in Kürze die Sachlage erklärt und ihn den Seinen vorgestellt hatte, wurde der Athener plötzlich sehr still und nachdenklich, zur größten Ueberraschung seines Freundes, der an diesem Tage kaum mehr ein Wort aus ihm herausbringen konnte. Auch in der Herberge, wohin sie endlich spät am Abend gelangten und wo man glücklicher Weise von den Ereignissen in Venares noch nichts vernommen hatte, hielt diese merkwürdige Stille des sonst so gesprächigen Epikuräers an, so daß Ramuldu ihn endlich nach der Ursache fragte, als sie sich neben einander zur Ruhe gelegt hatten. Sich auf den Ellbogen aufrichtend, antwortete Agathokles feierlich: „Weißt du, was ich heute gelernt habe? Ich habe gelernt an eine göttliche Vorsehung zu glauben. Es war die schwerste Lektion meines Lebens, denn sie wirft meine ganze Lebensphilosophie über den Haufen und macht mich zu einem alten gottlosen Sünder, auf dem der Fluch Jehovahs ruht; aber ich habe sie gelernt und werde sie nicht wieder vergessen.“ Schon während ihrer letzten langen Reise war er weit ernster gewesen als sonst und hatte Ramuldu manches über die jüdische Religion gefragt.

Seine alte Spottsucht schien ihn mit seiner Gesundheit und Kraft verlassen zu haben. Rheumatismus und andere Leiden, die natürlichen Folgen seiner Unmäßigkeit, hatten ihn viel geplagt. Wäre er Ramuldu nicht in aufrichtiger Freundschaft zugetan gewesen, so hätte er die Reise gar nicht mehr mitgemacht. In dieser trüben Stimmung, welche der Heilige Geist benutzte, um die Worte Samuels und Ramuldus recht ins Herz zu treiben, machte die wunderbare Rettung der Mutter durch ihren soeben aus fernen Landen heimgekehrten Sohn einen tiefen, dauernden Eindruck auf ihn und wurde der Wendepunkt seines Lebens. „Es gibt einen Gott,“ schluchzte er, „einen Lebendigen, allmächtigen Gott, und ich bin ein elender alter Saufaus, der seinen Fluch verdient.“

Er weinte, und diese Tränen waren nicht die Folge starken Getranks, welches manche Leute weinerlich zu machen pflegt. Er hatte an dem Tage keinen Tropfen Wein berührt; sein Herz war berührt worden von der Furcht Jehovahs, von wahrer Reue. Es währte lange, ehe Ramuldu, der selber tief ergriffen war durch das Bekenntnis seines alten Freundes, ihn ein wenig beruhigen konnte mit der Versicherung, daß Jehovah wohl gerecht und heilig, aber auch gnädig und barmherzig sei gegen alle seine Kinder. „Warte nur bis wir wieder zu Vater Samuel kommen; er wird dir aus deiner Not helfen, wie er dem Großvater und uns allen helfen wird. Vielleicht kannst du selbst in den Schriften, die ich mitgebracht habe, einigen Trost finden. Es sind Worte, die Jehovah alten Propheten eingegeben hat.“ Hierauf beschloß Agathokles die Mitternacht-Beichte mit folgenden Worten: „Ich werde diese heiligen Schriften mit größerem Eifer lesen als dein Großvater, und ich sehe meinem abermaligen Zusammentreffen mit jenem frommen Vater in

Israel mit größerem Verlangen entgegen als er. Vater Samuels freudige Ueberzeugung in dieser Welt des Zweifels und der Ungewißheit hat immer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, ob ich es gleich nicht eingestehen wollte. Möge der große Jehobah auch mich, einen der allerblindesten Heiden, zu seinem Lichte führen.“

XX.

Daheim.

Die Zeit wurde dem liebenden Herzen der jungen Atossa trotz aller guten Vorsätze doch recht lang. Wenn ihr Vater ihr vorstellte, daß niemand sagen könne, wie lange Namulduß Vater leben werde; daß selbst, falls er gestorben wäre, die Reise während der Regenzeit in Indien notwendiger Weise langsam von statten gehen würde, so schien sie getröstet. War sie aber allein, dann stiegen die tausenderlei Gefahren, die ihrem Liebsten begegnen konnten, vor ihrem Geiste empor. Dennoch war sie ein mutiges und ein frommes Mädchen, welches fest blieb in der Hoffnung.

„Lebt er, dann kommt er auch zurück,“ sagte sie oftmals zu sich selbst, „und ich werde auf ihn warten.“ Sie tröstete sich mit den wunderbaren Wegen, welche der Herr ihn bisher geführt, und mit dem täglichen Gebet um seine und der Seinen Errettung. Wenn sie nur gemüßt hätte, wie jeder kleiner Aufenthalt ihren Namuldu quälte; wie Agathokles ihn öfters warnen mußte, die Tiere nicht zu übertreiben; und wie nur die Rücksicht auf die Schwäche seiner Mutter ihn während der schlimmsten Stürme und der größten Hitze anhalten ließ. Wäre die junge Atossa nicht gewesen, so hätte er den ganzen Tag neben der alten Atossa reiten können, ohne einmal an den Fortschritt der Reise zu denken; so aber war er ein sehr ungeduldiger Reisender. Nur wenn er seiner Mutter von seinem Bräutchen erzählen konnte, ihrer Schönheit und Freundlichkeit und allgemeinen Vollkommenheit, vergaß er alles andere, auch die Langsamkeit der Reise. Seine Mutter hatte das bald bemerkt, und da

sie ein süßes Vergnügen fand in der Liebesleidenschaft ihres Sohnes, eine Leidenschaft, die sie leider kaum empfunden hatte, so brachte sie ihn selbst oftmals auf dieses sein Lieblingsgespräch; und so wurde manche lange Reise-stunde angenehm verkürzt. Als sie aber Seleucia erreicht hatten, wo die Mutter einige Zeit bei ihrem Oheim verweilen wollte, um sich völlig zu erholen, da hielt nichts den ungestümen Jüngling länger auf. Selbst des Agathofles Begleitung lehnte er mit den Worten ab: „Du bist alt und reisemüde, und ich würde dir doch wieder davonjagen wie bei Benares. In wenigen Tagen bin ich wieder hier; ich will nur meinem armen Mädchen sagen, daß wir alle glücklich angekommen sind, denn ich weiß, sie grämt sich schon halb zu Tode über unser langes Verweilen.“ So jagte er davon, da es noch früh am Tage war, und der Araber wurde fast ebenso angestrengt wie an jenem Tage, da seine Schnelligkeit das Gebirgstal vor einem verräterischen Feinde rettete.

Es war gegen Sonnenuntergang, als Atossa nach ihrer Gewohnheit noch einmal auf das Dach ihres Hauses gestiegen war, von wo sie das Osttor beobachten konnte. Sie mochte sich selbst nicht eingestehen, wie oft und wie sehnüchtig sie schon von hier Ausschau gehalten. In wenigen Minuten wurde das große Thor geschlossen, dann war wiederum ein Tag in furchtlosem Harren dahingegangen. Doch eben in diesem Augenblick schien ein Schatten durch das Thor zu gleiten, welcher ein Zittern der Hoffnung in ihrem Herzen erweckte. Weit lehnte sie sich vor über den Rand des Daches und schon nach wenigen Minuten erkannte sie das weiße Roß des Geliebten. Mit einem Blick überschwänglicher Dankbarkeit nach oben eilte sie die Treppe hinab in die Arme des Vaters, rufend: „Er kommt! Er kommt!“ Dann eilte sie auf die Straße, wo sie schon Gestalt und Antlitz des Geliebten erkennen

konnte. Auch er erkannte sie sogleich und schwenkte die Hand zum Gruß. Bald konnte er dann sein dampfendes Roß vor dem Hause Samuels zügeln und in die Arme der Geliebten eilen. Die ganze Familie war bereits versammelt und Vater Samuels Stimme war die erste, welche die lange Umarmung der Brautleute unterbrach.

„Du kehrt zurück, mein Sohn; hat der Herr deine Reise gesegnet?“ Mit gegenseitigem leichten Erröten über ihre Selbstsucht trennten sich die Liebenden und Ramuldu antwortete dem würdigen Greise, während er seine Hand ergriff:

„Ueber alles Erwarten hat der Herr sie gesegnet. Geradeswegs vom Scheiterhaufen durfte ich meine Mutter retten, als des Großvaters Rettungspläne alle fehlgeschlagen waren. Die tropischen Regen verzögerten unsere Reise; aber sie verhinderten auch die Verfolgung, wenn die heidnische Priesterschaft daran gedacht haben sollte, nachdem ich den Hohenpriester, den Erzfeind unserer Familie, erschossen hatte. Der hatte selbst die Fackel an den Holzstoß gelegt, nachdem alle Diener zurückgehebt waren, weil sie mich für einen Gott hielten, während ich doch nur ein schwaches Werkzeug in Gottes Hand war. Mein armer fanatischer Bruder wurde von der Menge zu Tode getreten. Am Tage vorher hatte er selbst dem Priester die Peitsche in die Hand gedrückt, um seine eigene Mutter zu schlagen. Sie ist jetzt in Seleucia mit dem Großvater und Agathokles und Rustam, ihrem alten treuen Diener.“

Der kurze Bericht erfüllte all diese treuen Herzen mit Bewunderung und Preis. Als sie alle ins Haus getreten waren und die erste hohe Welle der freudigen Erregung vorüber gerollt war, sagte Vater Samuel: „Wahrlich, unser Gott ist ein Gott der Wunder und der Macht! Die Hand, welche den Pharao im Roten Meer

erkaufte und den Daniel im Löwengraben behütete, ist noch nicht verkürzt. Er wird die Seinen, die ihm festiglich vertrauen, niemals verlassen. O daß doch das ganze Israel und alle Völker unseren Gott erkennen und fürchten würden.“

„Ein Seide wenigstens ist durch die wunderbare Vorsehung Gottes, wie sie sich an unserer Familie offenbart hat, überwältigt worden,“ sagte Ramuldu. „Mein alter Freund Agathofles war leiblich ziemlich elend während der Reise, lachte nicht mehr über göttliche Dinge, und empfing einen sehr tiefen Eindruck von der Rettung meiner Mutter. Bis jetzt findet er freilich in seinem neuen Glauben an Jehovah wenig Trost; er fühlt sich nur als armer verfluchter Sünder und hofft mit Schmerzen, daß du ihn aufrichten kannst.“

„Dem Herrn sei Dank auch für diese Seele!“ sagte Samuel; „keine liebere Arbeit kann ich in meinem Alter haben, als Juden und Heiden die Barmherzigkeit Jehovahs anpreisen. Die schwerste Arbeit habe ich dabei mit meinem eigenen Volke, besonders mit meinem eigenen Sohne Jonathan. Viele Jahre gebrauchte ich, um ihn zu überzeugen, daß sein Platz an der Seite seines kämpfenden Volkes sei. Jetzt fürchte ich, daß ich eben so vieler Jahre bedarf, um ihn zu überzeugen, daß unser zukünftiger Messias nicht ein großer, herrlicher Herrscher der Erden sein wird, wie David, sondern ein geistlicher König, der unsere Sünden auf sich nehmen wird und für sein Volk leiden und sterben, daß wir durch seine Wunden heil würden. Jonathan gehört jetzt zu der Sekte der Pharisäer, eifrigen patriotischen Leuten, die da glauben das ganze Gesetz halten zu können, ja noch überflüssige gute Werke zu tun.“

„Mein Großvater sehnt sich nach einem solchen Erlöser von Sünde und Tod,“ sagte Ramuldu; „die Lat-

sache, daß keine heidnische Religion einen solchen Erlöser kennt, trieb ihn aus derselben hinaus. Ebenso ergeht es meinem Freunde Agathokles. Beide haben die heiligen Schriften, die ich ihnen brachte, förmlich verschlungen.“

„Dein Großvater war schon vor 40 Jahren nicht mehr fern von der Wahrheit. Gott gebe, daß er sie nun finde in ihrer ganzen Herrlichkeit.“

Nach kurzem Aufenthalt kehrte Ramuldu nach Seleucia zurück; der Araber hatte es dieses Mal aber bedeutend leichter als beim letzten Ritt. Bald befand sich die ganze Familie auf dem Wege nach Babylon, welches ihre zukünftige Heimat sein sollte. Jonathan hatte daselbst bereits einen Goldschmied-Bazar angefangen und Ramuldu hatte sich entschlossen, in das Geschäft einzutreten. Auch Daimachos hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, und nicht nur der Gesellschaft wegen. Sein alter Stoizismus war ihm zuwider geworden; mitsamt seinem Schwager Mahendra suchte er nach einer höheren, nach der einzigen Wahrheit.

Es gab ein großes Wiedersehen, als sie endlich alle in Babylon ankamen. Das geräumige Haus Samuels konnte alle beherbergen. Die schweigsamste Person in der ganzen Gesellschaft wurde sofort zum Mittelpunkt der Unterhaltung. Atossa, die Hindu-Witwe, war schweigsam nicht nur, weil sie bis jetzt nur wenige griechische Worte verstand. Ihr ganzes Leben in der dunklen Zenana hatte sie still und schüchtern gemacht. Sie war ganz verwirrt, hier mitten unter Männern zu sitzen, obwohl es lauter Freunde waren, und sie auch die gute alte Mirjam und die liebliche junge Atossa um sich sah. Vater Samuel, der ehrwürdige Familienpatriarch, hatte ihr beide Hände auf das weiße Haupt gelegt und segnend gesagt: „Der Herr hat dich und dein Kind von den

mörderischen heidnischen Priestern errettet. Willkommen im Hause des alten Samuel, willkommen im Namen Jehovahs. Möge er deine Tage verlängern, damit du dein voriges Elend vergissest und hoffen lernst auf das selige zukünftige Leben, welches aller seine Kinder wartet.“ Dann wurde sie von Mutter Mirjam umarmt, welche hätte ihre Mutter sein können, und doch noch viel rüstiger war als sie. Zuletzt kam die junge Braut. Als dieselbe sie umarmte, traten Freudentränen in ihre Augen und zum erstenmal ihre Lippen öffnend, sagte sie zu ihr auf Hindustanisch: „Du glückliches Kind, du kannst dem Mann deiner Wahl folgen und ihm eine rechte Gefährtin sein. Möge Jehovah deinem Eheleben all das Glück schenken, welches dem meinigen versagt war.“

Ramuldu, überglücklich, die zwei, welche ihm die liebsten auf Erden waren, endlich bei einander zu sehen, überlegte die Worte seiner errötenden Braut. Aber er bemerkte die Unruhe seiner Mutter unter all den Männern und flüsterte einige Worte ins Ohr der jungen Atossa, worauf sie die Mutter in ein Nebenzimmer führte. Im beständigen Umgang mit Mirjam und Atossa lernte sie nicht nur die griechische Sprache, sondern sie verlernte auch allmählich ihre Schüchternheit und Zurückhaltung, welche das lange Elend ihrer Seele aufgedrückt hatte. Selbst ein wenig von dem glücklichen griechischen Blut, das ihre Jugend bezaubert hatte, schien nach und nach zurückzukehren. Ihr Erstaunen über die Freiheit der jüdischen Frauen und über ihr glückliches Familienleben, welches ja heute noch ein hervorragender Zug des jüdischen Volkes ist, war groß. Mutter Mirjam und ihre Enkelin dagegen vergossen manche Träne, als die indische Witwe ihnen erst das Elend der indischen Frauen beschreiben konnte. Am ergreifendsten war es ihnen, daß ihr Gottvertrauen auch während der furchtbaren Augenblicke auf dem Schei-

terhaufen niemals gewankt hatte. Vom Vater und von Rustam hatte sie keine Hilfe erwartet; ihr Vertrauen stand allein auf Gott und ihren Sohn.

Unter der zarten Pflege solch lieber Freunde hob sich auch ihre Kraft und Gesundheit und sie lebte noch manches Jahr im stillen Frieden. Als ihre Schüchternheit einmal überwunden war und das Griechische notdürftig gelernt, tauschte niemand den Predigten Vater Samuels mit größerer Andacht als sie, besonders wenn er von dem Christus predigte, der da kommen sollte, die Sünden der Welt zu tragen. Dieser verheißene Messias, als der Mann der Schmerzen, der unsere Krankheit trug und unsere Schmerzen auf sich nahm, der um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünden willen zerschlagen war, wurde von jetzt an das Thema seiner meisten Reden. Das 53. Kapitel des Jesaias war sein goldener Text. Er erklärte, der gotterleuchtete Prophet rede in der vergangenen Zeitform, weil Gott ihn begnadigt habe, das Leiden und Sterben des Erlösers im Geiste zu schauen.

Der Christus, der Heiland und Seligmacher, das war die Wahrheit, welche unser betagter Freund Mahendra einsog, wie ein verdorrtes Land den Sommerregen. Er hatte längst daran verzweifelt, sein eigener Heiland zu sein. So wenig er auch das Gesetz Jehovahs kannte, er fand es viel zu hoch für einen völligen Gehorsam. Die weitere Erklärung des Gesetzes, die ihm zeigte, daß er Gott über alles und seinen Nächsten als sich selbst lieben müsse, bestärkte ihn nur in dieser Ueberzeugung. „Ich vermag das nicht zu tun,“ sprach er, „kein Mensch vermag es. Gott sei gepreist, daß er einen senden wird, der es für uns tun will. Was muß aber das für ein Heiland sein: ein bloßer Mensch kann das unmöglich für die Menschheit tun.“ Auch Vater Samuel wußte hierauf nichts Bestimmtes zu erwidern. „Ich habe meine eigene

Meinung darüber," meinte er, „aber sie ist mir selbst noch sehr geheimnißvoll. Ich glaube, daß einer unserer Psalmen ihn König und Gott nennt.“ Er wendete die Blätter seines Buches, bis er die gesuchte Stelle fand und las dann Psalm 45, 1—8, worauf er fortfuhr in seiner Rede: „Ich glaube nicht, daß David selbst hier gemeint sein kann. Abgesehen, daß er die Gerechtigkeit nicht immer geliebt hat, sondern in böser Stunde Ehebruch und Mord beging, kann er nicht Gott genannt werden, wie der Gesalbte, der Christus hier genannt wird. In einem andern Psalm wird der Christus der Sohn Gottes genannt.“ Er blätterte wieder und las den zweiten Psalm. „Der Herr würde nicht von David sagen: ‚Heute habe ich dich gezeuget.‘ Auch hat der Herr dem König David nicht ‚der Welt Ende zum Eigentum‘ gegeben, sondern nur einen kleinen Teil der Welt. Auf David können wir unser Vertrauen nicht mehr setzen, wohl aber auf diesen Sohn Gottes, den Gesalbten, den Christus. Daß es nur einen wahren Gott gibt, ist die Grundlehre unserer ganzen Religion. Aber schon bei der Schöpfung erscheint der Geist als eine besondere Person, und mir scheint es durchaus nicht unglaublich zu sein, daß Gott auch einen Sohn habe. Ohne Zweifel hat uns der Herr nicht mehr über dieses hohe Geheimnis seines Wesens offenbart, damit sein Volk im Kampf gegen die Vielgötterei der Heiden nicht verwirrt würde. Wenn der große Messias kommt, wird er uns in alle Wahrheit leiten. Ich kann das Geheimnis nicht lösen, aber ich glaube den klaren Worten der Verheißung: Der Messias wird Davids Sohn und Gottes Sohn sein.“

Eine tiefe Stille folgte, welche von dem alten Daimachos mit den Worten unterbrochen wurde: „Sollte es wirklich so sein, so ist es gewiß gut, daß es uns von Jehovah noch nicht völliger offenbart ist. Zukünftige Geschlechter mögen besser im Stande sein, die verborgenen

Dinge der Gottheit zu verstehen. Ich wenigstens habe noch schwer zu lernen an der einen großen Lektion, daß es wirklich einen lebendigen, persönlichen Gott gibt, und daß er, und nicht ein blindes Schicksal unser Leben regiert. Die Geschichte meiner indischen Verwandten hat mir geholfen, an diesen einen Allmächtigen zu glauben, wie es meinem epikuräischen Freunde Agathokles geholfen hat.“

Der Athener verharrte, den Kopf in die Hand gebeugt, in seinem Schweigen. Mahendra aber sagte nach tiefem Nachdenken: „Samuel, ich glaube, du hast auch hierin recht wie in allem andern. Ein armer, schwacher Mensch könnte niemals all unsere Missetaten tragen, selbst wenn er als der einzige unter allen sündlos sein sollte. Aber dann geht auch wieder der Gedanke über meine Fassungskraft, wie derselbe Gott, gegen den wir gesündigt haben und dessen Fluch wir verdienen, uns von unsern Sünden erlösen sollte.“

„Gedenke, mein Freund,“ sagte Samuel hierauf mit großem Nachdruck, „daß dieser Gedanke auch kein menschlicher, sondern ein göttlicher, ein von Gott geoffenbarter ist.“

„Fast zu herrlich, um es zu glauben,“ antwortete Mahendra; „unaussprechlich herrlich.“

„Wie unser Gott.“

Mahendra schaute auf den alten Juden, der diese feierlichen Worte gesprochen, und seufzte: „Herr, gib mir deinen kindlichen Glauben!“

Das Licht Jehovahs erleuchtete die Seelen der Heiden immer mehr. Wie er erwartet hatte, blieb der härteste Kampf für den wackeren alten Gottesstreiter derjenige mit seinem Sohne. Jonathan hatte bisher geschwiegen; mißmutig, fast finster, schaute er drein. Jetzt endlich sagte er: „Es tut mir leid, dir widersprechen zu müssen, und ich fürchte auch, den eben keimenden Glauben in den Herzen

dieser würdigen Freunde zu erschüttern. Aber, wenn es wahr ist, daß dieser Messias Gottes Sohn sein soll, kann es denn noch ein leidender, sterbender Sünderheiland sein? Kann Gott, der Unveränderliche, der Unsterbliche, leiden und sterben?“ Er glaubte, seinen Vater überwunden zu haben, obwohl darüber keine gewöhnliche Siegesfreude in seinem Herzen war. Aber Vater Samuel, in seinem tiefsten Glauben und Hoffen berührt, erhob sich zu seiner vollen Höhe und sagte, mit erhobenem Arm, mit fester, lauter Stimme: „Kann der Barmherzigkeit Jehovahs irgend etwas unmöglich sein? Soll der Messias nicht Gottes Sohn und Davids Sohn, Gott und Mensch zugleich sein? Kann ein Sohn Davids nicht leiden und sterben? Klar und deutlich hat der Herr prophezeit, daß der Messias leiden und sterben werde, aber eben so klar auch, daß er zuletzt doch siegen werde über alle seine Feinde. Laß mich dies herrliche Kapitel des Jesaias noch einmal lesen!“ Er las das 53. Kapitel, wo der Prophet gleich einem Johannes unter dem Kreuze zu stehen scheint und sagte dann: „Kannst du es leugnen, daß dieser Knecht Jehovahs als unser Stellvertreter leiden wird? Oder versuchst du immer noch der Wahrheit auszuweichen, indem du sagst: Ich verstehe diesen hohen Text nicht?“

„Ich weiß jetzt, wen der Prophet hier unter dem Knecht Jehovahs versteht,“ antwortete Jonathan. „Israel selbst ist dieser Knecht, der aller Verachtteste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Jedes Wort dieses Textes paßt auf unser Volk. Seine Seele ist oft in des Todes Staub gelegt; dennoch will der Herr ihm große Menge zur Beute geben und er soll die Starken zum Raube haben. Israel ist das auserwählte Volk Gottes und muß der Welt Ende zum Eigentum haben.“

Samuels Herz entbrannte vor heiligem Zorn und

Erbarmen. „O über die Hartherzigkeit und den Stolz meines Volkes,“ sagte er, „sich selbst den Knecht Jehobahs zu nennen, der die Welt erlösen soll! Hat nicht die Ungerechtigkeit in Israel geherrscht in der Wüste so gut wie in der Zeit der Richter, vor der babylonischen Gefangenschaft so gut wie nachher? Sind nicht zehn Stämme um ihrer Ungerechtigkeit willen unter den Heiden verschollen? Folgen nicht Tausende unseres Volkes noch heute den heidnischen Sitten, und doch wagst du dieses halsstarrige Volk, das die meisten Propheten Jehobahs getödet hat, den gerechten Knecht Jehobahs zu nennen? Und nimmst du auch nur die besten unseres Volkes von heute, paßt denn diese Beschreibung auf sie? Sind denn Makkabäus und seine Helden, welche die Heiden bei Tausenden erschlagen haben, wie dieses Lamm Gottes, das zur Schlachtbank geführt wird, oder wie dieses Schaf, das verstummet vor seinen Scherern? Waret Ramuldu und du selbst wie Lämmer, als ihr die Feinde, die eure Frauen und Kinder rauben wollten, bis auf den letzten Mann niederschluget? O Jonathan, mein einziger Sohn, verhärte nicht dein Herz gegen diese Wahrheit, die herrlichste in der ganzen Heiligen Schrift, ja den Kern und Stern aller göttlichen Offenbarung, daß der Messias kommen wird, die Welt von Sünde und Tod zu erretten, indem er für uns leidet und stirbt. Der Tod ist der Sünden Sold seit dem Fall unserer ersten Eltern, und schon die erste Verheißung der Heiligen Schrift, jene, die Adam und Eva gegeben wurde, beschreibt ihn als einen leidenden, sterbenden Heiland. Er soll der Schlange, dem Teufel, den Kopf zertreten; aber die Schlange soll ihn in die Ferse stechen. Der Stich der höllischen Schlange bedeutet den Tod.“

Jonathan vergrub sein Gesicht in seinen Händen und schwieg eine ganze Weile. Endlich sagte er: „Zu wel-

dem Zwecke sollte denn dieser Sohn Gottes sterben? Wir Israeliten, wenigstens alle von uns, die in den Gesetzen Jehovahs untadelig wandeln, bedürfen keines solchen Sünderheilands, und die heidnischen Feinde des Herrn verdienen ihn nicht.“

„Ah,“ rief Vater Samuel aus, „da zeigt sich der eigentliche Grund deines Unglaubens, deine Selbstgerechtigkeit! Leugnest du aber nicht die Schrift, wenn du leugnest, daß du ein Sünder bist? Schon zur Zeit der Sündflut hat Gott gesagt: ‚Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.‘ (1 Mose 8, 21.) David fleht: ‚Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.‘“

Hier wurde er von seinem Sohn unterbrochen, welcher sagte: „David fiel in grobe Sünden und hatte Ursache, also zu beten. Ich habe immer die Wege des Herrn untadelig gewandelt.“

„O über die Finsternis deines stolzen Herzens!“ rief sein Vater jetzt aus. „Bist du ein Mensch, und glaubst vor dem allsehenden Auge Gottes bestehen zu können? Höre, selbst die blöden Augen deines alten Vaters haben viele Sünden an dir bemerkt von deiner Jugend an. Soll ich denn eine namhaft machen, die du selbst nicht leugnen wirst — gedenke an deine schämliche Verleugnung des Herrn, als du Jahr um Jahr dein Haus schmücktest zu Ehren des schmutzigen Gözen Dionysius. Wider dein Gewissen hast du das erste und höchste Gebot Jehovahs übertreten, und der Fluch Jehovahs muß auf dir bleiben, bis du Buße tust wie David und glaubest an das Lamm Gottes, das für uns soll geschlachtet werden.“

Tiefe Schamröte bedeckte die gebräunten Wangen Jonathans. Diese eine Sünde hatte sein Herz oft bedrückt, obwohl er versucht hatte, sich einzureden, daß sein tapfe-

rer Kampf für Jehobah dieselbe geküßt habe. Vor dem forschenden Blick seines Vater wagte er aber nicht mehr dieselbe zu entschuldigen; dieser eine dunkle Flecken diente vielmehr dazu, das Irrlicht seiner Selbstgerechtigkeit gänzlich zu verschlucken und ihm sein ganzes Leben dunkel erscheinen zu lassen. Er blieb stumm, er fühlte sich unsagbar elend. Doch sein Vater, als guter Seelenarzt, versuchte die Sündenbeule bis auf den Grund bloß zu legen, darum fuhr er fort:

„Die Kinder auf der Straße nennen mich Samuel den Gerechten, weil ich immer versucht habe in den Wegen des Herrn zu wandeln. Ich bin durch Gottes Gnade auch vor solchen groben Sünden, wie David tat, bewahrt geblieben. Dennoch bekenne ich, daß ich ein großer Sünder bin, der täglich mit dem großen Könige bekennen muß: ‚O Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, züchtige mich nicht in deinem Grimm.‘ (Ps. 38, 1.) Ist nicht der Prophet Jesaias ein Vorbild für alle Zeit? Dennoch schreibt er: ‚Wir sind allesamt wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unsätlig Kleid.‘“

Jonathan ertrug es nicht länger; in seinem Inneren war ein Sturm entfesselt, den er mit sich und seinem Gott allein durchmachen mußte. Er ging hinauf in seine Kammer, und da warf ihn der Heilige Geist vollends zu Boden mit dem Donner des Gesetzes. Er wußte längst alle jene Psalmen Davids auswendig, aber bis heute hatte er sie niemals recht verstanden. Seine eigene Gerechtigkeit sank in Trümmer Stück um Stück. Er erinnerte sich nun, wie oft er stumm gewesen war, wenn Jehobahs Name verlästert wurde; wie oft er den Sabbat nicht so geheiligt hatte, wie er hätte sollen und können; wie lange er seinen frommen Vater betrübt hatte durch sein Verweilen unter den Feinden des Herrn, da er sein

Weib mehr liebte als seinen Gott. Je länger er sein Leben betrachtete, desto schwärzer wurde es, bis er den Anblick nicht mehr ertragen konnte. Sich der Worte seines Vaters erinnernd, sank er zu Boden und brach aus in die Worte des 51. Psalms: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünde nach deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich wohl von meiner Missethat und reinige mich von meiner Sünde“ u. s. w.

Derselbe Psalm brachte zur selben Zeit noch einem anderen beladenen Herzen Ruhe und Frieden. Agathofles hatte seit seiner Ankunft sein gedrücktes, schweigesames Wesen nicht abgelegt. Als jetzt Vater und Sohn so scharf an einander geraten waren, und der Sohn geflohen war, um seine gänzliche Niederlage im stillen zu tragen, saßte sich der Athener ein Herz und sagte: „Meine Not ist das gerade Gegenteil; ich fürchte ich bin zu schlecht, um jemals vor dem Flammenauge Jehovahs bestehen zu können. Ich pflegte mich immer für einen prächtigen Kerl zu halten, einen der besten Menschen, die es gibt, weil ich von Natur gutmütig bin und niemand gern wehe tue, der mir nicht wehe getan hat. Aber jetzt erkenne ich, daß mein ganzes Leben ein verlorenes gewesen ist, ein Leben der reinsten Selbstsucht; daß Sausen und Spielen nicht nur meinen Leib, sondern auch meine arme Seele ruiniert haben. Ich glaube jetzt an einen lebendigen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele; aber ich erbebe, wenn ich an das Gericht dieses heiligen und gerechten Gottes denke. Selbst die lustigen Götter unseres Olymps haben ja einen Hades, wo die Seelen der Gottlosen gepeinigt werden; was mag der gerechte, strenge Jehovah für mich bereit haben?“

Vater Samuel warf sein Buch herum, bis er den 51. Psalm fand und sagte: „David hatte hundertmal mehr Erkenntnis der Wahrheit als du in deiner heid-

nischen Blindheit; er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann; dennoch fiel er in die schrecklichen Sünden des Ehebruchs und des Mordes. Lange Zeit ging er dahin in fleischlicher Sicherheit, und wäre er in diesem schrecklichen Zustand geblieben, so wäre er verloren gegangen. Aber der Prophet des Herrn kam zu ihm, überzeugte ihn von seiner Sünde und brachte ihn zur Buße. Seine Missethat war viel größer als die deine; aber er warf sich ganz auf die Barmherzigkeit Gottes und so wurde er gerettet. Höre seinen Bußpsalm.“ Er las denselben, dann nahm Agathofles selbst das Buch und las denselben wieder und wieder. Als er das Buch endlich zumachte, faltete er seine Hände darüber, legte sein graues Haupt darauf und betete, während Tränen über seine Wangen rollten: „Entblinde mich mit Ijop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Schaffe in mir ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist.“ Wiederum hatte sich ein armer Sünder dem Gnadenstuhl genähert und war angenommen worden.

Die lange, tiefe Stille, die nun folgte, wurde von der weichen Stimme Mahendras unterbrochen:

„Alles, was du gelesen und geredet hast, Samuel, stimmt mit meiner Erfahrung; auch ich bin von Natur ein armer, verllorener Sünder. Gott sei gepreist für seine Barmherzigkeit, die die Sünder annimmt und für den kommenden Erlöser, welcher die Missethat und Sünde auf seine Schultern nimmt. O, daß meine Augen ihn noch sehen könnten!“

„Die Zeit ist nicht mehr fern,“ sagte Vater Samuel; „verstehst du aber den Propheten Daniel recht, so sind noch über einhundert Jahre bis zu seinem Erscheinen. Wir können ihn nur im Glauben schauen. Aber der Prophet Habakuk hat gesagt: „Der Gerechte wird seines

Glaubens leben.' Also werden wir durch diesen unseren Heiland gerettet, auch wenn unsere irdischen Augen ihn nicht sehen. Doch was sagt unser junger Freund zu diesem allen?" fuhr er jetzt fort, als er bemerkte, mit welcher Aufmerksamkeit Ramuldu der langen Verhandlung folgte.

"Das fünfte Gebot hat mir die Augen über meine Sündhaftigkeit geöffnet," antwortete Ramuldu. "Ich konnte gar nicht anders, ich mußte den Priester, der mir nach dem Leben stand, hassen und ihn zu ermorden suchen. Jetzt bin ich überzeugt, daß das Hassen und Töten selbst des ärgsten persönlichen Feindes Sünde ist. Von allen Lehren, die du uns verkündet hast, ist jene von dem Sünderheiland die tröstlichste, die köstlichste. Auch meine Mutter getröstet sich dieses Gotteslammes, obwohl sie gewißlich ohne einen Erlöser selig werden könnte, wenn das irgend jemand vermöchte."

"Dann bin ich wohl der einzige, der noch nicht völlig mit unserem ehrwürdigen Lehrer stimmt," sagte jetzt Daimachos freundlich und mild. "Ich glaube an deinen Gott, Samuel, aber gleich deinem Sohne erkenne ich wirklich nicht die Notwendigkeit deines Erlösers. Ich habe immer ehrlich und aufrichtig gewandelt, und außer einigen Jugendtorheiten und meinem langen Irren in der heidnischen Philosophie finde ich wirklich kein Unrecht in meinem Leben."

Samuel lächelte, ging zu seinem alten Freunde, legte ihm die Hand aufs Herz und fragte: "Kann dieses Herz deinen alten Geschäftsnachbar, den Dhius, lieben?"

"Nein, ganz gewiß nicht!" rief Daimachos aus, vor Aerger rot werdend; "der Mensch ist zu gemein."

Dennoch befiehlt das Gesetz Jehovahs, unseres Feindes Dhsen oder Esel, die sich verlaufen haben, zurückzuführen, also unsere Feinde zu lieben. Kannst du das?"

Der alte Grieche schaute voll tiefsten Erstaunens auf den alten Juden. Endlich sagte er mit tiefem Seufzer: „Ist solches das Gesetz Jehovahs, dann habe ich noch nicht das A davon gelernt; wann werde ich jemals das O lernen?“

Für den Hochzeitstag brachte Daimachos seinen Sohn nebst dessen ganzer Familie nach Babylon. Es war ein großer Tag für das Judentum der Stadt. Eine Anzahl Heiden war zur Erkenntnis des wahren Gottes gekommen, und der berühmte Krieger Ramuldu, von dessen Heldentaten im Gebirge Juda alle gehört hatten, sollte das einzige Großkind des berühmten Schriftgelehrten Samuel heiraten. Alles trug dazu bei, den Tag zu einem glücklichen zu machen. Die Brautleute, die einander in so wunderbarer Weise gefunden hatten, da jedes des anderen Leben gerettet hatte, waren selbstverständlich so glücklich wie sie nur sein konnten, abgleich der Ernst des Tages sie ziemlich still und schweigsam machte. Um so lauter und lustiger war aber unser alter Freund Rustam. Er war in seinem Element wie nie zuvor. Als er nach Babylon gekommen war, hatte er die Straßen und Gassen durchlaufen, fröhlich wie ein Kind und hatte jauchzend jedes noch bekannte alte Wahrzeichen begrüßt. Nur als er den Hof sah, in dem sein früherer Herr ihn beinahe zu Tode gepeitscht hatte, war er still und nachdenklich geworden und hatte Gott für seine damalige Errettung gedankt. Ihm gefielen alle Leute und alles was er sah bis auf das Rothen der Juden. Es war nicht so wohl ihre Enthaltung von gewissem Fleisch, was ihn quälte, da er seit 40 Jahren überhaupt kein Fleisch gegessen hatte. Er vermied seinen Reis und Curry und andere indische Gerichte. Am Hochzeitstage hatte er in seinem gebrochenen Griechisch Mutter Mirjam überredet, ihn in ihre Küche herein zu lassen, da, wie er sagte, der junge Herr

und seine Mutter ohne ihr gewohntes Essen heute nicht glücklich sein könnten. So hantierte er denn in der Küche herum, kochte, backte, sang und schwatzte, daß es eine Art hatte, bis er fast mit Mehl bedeckt war und Großmutter Mirjam bei seinem Anblick laut lachen mußte. Selbst die stille Mutter Atossa mußte in das Lachen einstimmen, denn sie erinnerte sich des glücklichen Tages ihrer Kindheit, da sie das Reismehl über Rustam geschüttet hatte. Ach, wie lange war sie schon dahin, jene fröhliche Jugendzeit! Dazwischen lag die lange, traurige Zeit ihres Ehelebens. Doch sie versuchte jetzt ernstlich, das alte Elend zu vergessen. Als die feierliche Trauung vollzogen war und die Gäste alle an der Hochzeitstafel Platz genommen hatten, erschien plötzlich die Riesengestalt des weißköpfigen Schwarzen mit einer Riesenschüssel voll Reis und Curry, welche er gerade vor das junge Paar hinstellte. Es war wirklich eine schöne Ueberraschung für Ramuldu, und als seine errötende Braut sah, wie erfreut er war, da dankte sie Rustam mit freundlichem Lächeln und freundlichem Wort.

Am Abend, da die geladenen Gäste sich verabschiedet hatten und die Familie sich nochmals im Vorderzimmer versammelt hatte, holte Vater Samuel sein Buch hervor und las das 60. Kapitel des Jesaias. Dann knieten alle nieder und der ehrwürdige Vater in Israel betete lange und inbrünstig. Er erinnerte an all die Gnaden-erweisungen Gottes, bat um seine fernere Leitung, besonders für das junge Paar, bat um die Vergebung ihrer aller Sünden um des verheißenen Christus willen und schloß mit dem Dankgebet, daß der Herr das Wort des Propheten hier so wunderbar erfüllt habe: „Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln.“

